MASTER
NEGATIVE
NO. 93-81449-1

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

DAMM, OSKAR FRIEDRICH

TITLE:

ARTHUR SCHOPENHAUER...

PLACE:

LEIPZIG

DATE:

[1912]

Master Negative #

93-81449-1

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

193Sch6
BD

Damm, Oskar Friedrich, 1866-

Arthur Schopenhauer. Eine biographie von dr. O. F. Damm. Mit einem bildnis Schopenhauers. Leipzig, P. Reclam jun. [1912]

295, [1] p. front. (port.) 15cm. (~~On cover:~~ Universal-bibliothek, 5388-5390) M. 0.60

"Zur orientierung in der neuesten Schopenhauer-literatur": p. 284-288.

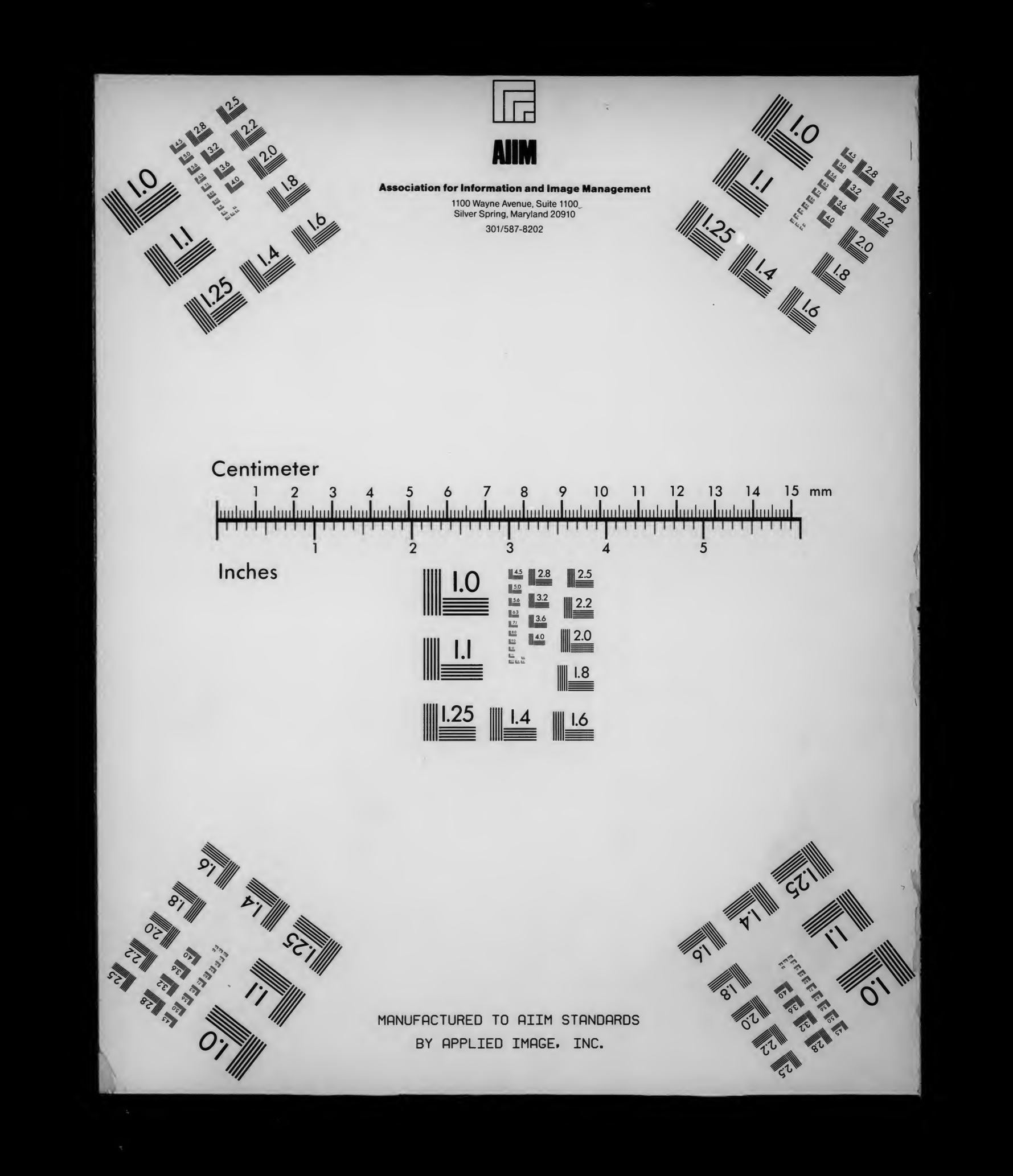
1. Schopenhauer, Arthur, 1788-1860.

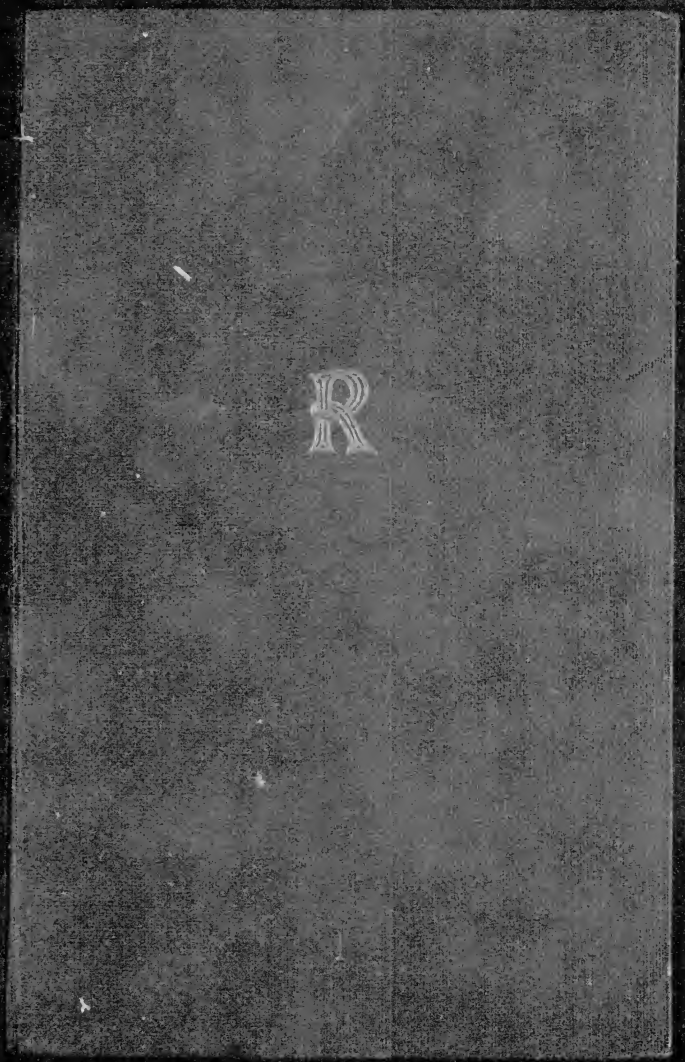
Library of Congress B3148 D2 12-15588

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 5/28/93 INITIALS BAP
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
Inches
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.



Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
:LEIPZIG:

Arthur Schopenhauer.

Nach einem Stich von Moritz Lämmel. — Verlag von F. A. Brockhaus.

Arthur Schopenhauer

Eine Biographie

von

Dr. O. F. Damm

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARY

Mit einem Bildnis Schopenhauers

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Arthur Schopenhauer.

Nach einem Stich von Moritz Lämmel. — Verlag von F. A. Brockhaus.

Arthur Schopenhauer

Eine Biographie

von

Dr. O. F. Damm

UNIVERSITY LIBRARY

Mit einem Bildnis Schopenhauers

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Copyright 1912 by Philipp Reclam jun.
Leipzig

35-58835
Replace 193 Sch 6
BD

Holzfreies Papier

Druck von Philipp Reclam jun.

Leipzig

193Sch6
BD

35-58835 repl. 193 Sch 6

Vorwort.

Das Bedürfnis nach einer populären, kritischen und dabei wohlfeilen Biographie Arthur Schopenhauers bestand schon lange. Die vorhandenen Lebensbeschreibungen waren entweder veraltet und unkritisch, dabei sehr umfangreich und zu fachlich-gelehrt, oder nicht frei von Tendenz. Das brauchbarste Werk war noch Grisebachs Schopenhauer-Biographie mit den verschiedenen, vom Autor dazu gelieferten Ergänzungen. Der sehr reichhaltige, philologisch-historische Apparat, der dieser Biographie beigefügt ist, die Ausdehnung der Darstellung auf gewisse Fragen, die nur den Spezialforscher interessieren, und hauptsächlich der ziemlich hohe Preis sind indes der allgemeinen Verbreitung auch der letztgenannten Schriften hinderlich gewesen.

Es fehlte nach wie vor an einem wohlfeilen, handlichen Kompendium des Werdeganges Schopenhauers in gemeinverständlicher Darstellung, die auch die Ergebnisse der neuesten Forschung berücksichtigte.

Die Veröffentlichung einer solchen Biographie gerade in der Universal-Bibliothek erschien um so mehr am Platze, als in dieser Sammlung die Werke und Briefe Schopenhauers, sowie auch ein Teil seines literarischen Nachlasses zum erstenmal wirklich textkritisch herausgegeben worden sind.

In vielen Tausenden von Exemplaren haben die Schriften des so lange verkannten Pessimisten in der erwähnten billigen Ausgabe Eingang bei allen Gebildeten gefunden.

Man begann sich auch für den Menschen Schopenhauer zu interessieren, über den so viele Anekdoten umliefen, so viele häufig einander widersprechende Mitteilungen, namentlich in der Tagespresse, auftauchten.

Schopenhauer gehört nicht nur zu den originellsten, tiefsten und aufrichtigsten Denkern, sondern er ist zugleich auch der glänzendste subjektive philosophische Stilist der neueren Zeit. Die Epoche des „Ignorierens und Sekretierens" Schopenhauers ist seit langem vorbei; ebenso auch die Periode grundsätzlicher Verwerfung seiner Anschauungen einerseits und rückhaltloser Begeisterung für sein System anderseits. Die Gegenwart scheint reif zu einer sachlichen Würdigung des merkwürdigen Mannes als historischen Kulturfaktors. Diesem Zweck will das vorliegende Werkchen in erster Linie dienen; es wendet sich an die weitesten Kreise. Die zahlreichen Veröffentlichungen bei Gelegenheit des 50. Todestages Schopenhauers haben gezeigt, wie rege allgemein das Interesse für die Bedeutung und auch für den Lebensgang des eigenartigen, unerbittlichen Denkers nachgerade geworden ist. Schopenhauer war kein „Heiliger", sondern für seine Person weit von dem Ideal entfernt, das er mit schmerzlicher Resignation in seinen Schriften als erstrebenswerten Typus für die Entwicklung einzelner Ausnahmemenschen hinstellt. Soweit er es als Produkt von Abstammung und Umgebung, sowie angeborener und erworbener Charakteranlage vermochte, hat er sich aber doch bemüht, seiner Lehre nach zu leben. Fesselnd, reich an Abwechslung der oft einander widersprechendsten Elemente wie sein System, war auch sein Leben. Eine verhängnisvolle Tragik waltet trotz aller scheinbaren äußerlichen Annehmlichkeiten über dem Geschick dieses philosophischen Genies, dieses Menschenkenners und Lebenskünstlers, der Welt und Leben so gründlich verachtete und doch mit allen Fibern

eines ungebändigten Willens an der süßen, beglückenden Gewohnheit des Daseins hing. Ihn menschlich, mit all seinen Vorzügen und Schwächen dem Empfinden der Gegenwart näher zu bringen, sein Wesen aus seinen Werken, aus seinen Erlebnissen und seinem Charakter zu erklären, und damit wieder eine Anregung zu erneutem Studium seiner Schriften zu geben, — das war der Grundgedanke, der mich bei Abfassung der nachstehenden Monographie geleitet hat. Die Arbeit lag seit Jahren abgeschlossen da. Als günstigster Zeitpunkt ihres Erscheinens aber wurde der Ablauf des halben Jahrhunderts seit dem Tode Schopenhauers angesehen. Derselbe Zeitpunkt gab auch dem ältesten Biographen des Philosophen, W. v. Gwinner, die Veranlassung, sein umfangreiches Werk, das vor mehr als 30 Jahren in 2. Auflage erschienen war, in überarbeiteter Form und mit erheblichen Kürzungen erneut herauszugeben. Wesentliche Änderungen an der von mir verfaßten Biographie machte die Durchsicht der Gwinnerschen Arbeit nicht erforderlich. Ausdrücklich ablehnen muß ich die Akzeptierung der seitens Gwinners ohne urkundlichen Beweis aufgestellten Behauptung von der Unrichtigkeit der Abstammung von Schopenhauers väterlichen Vorfahren aus Holland. Hier verdienen wohl die zahlreichen Äußerungen aus Schopenhauers eigenem Munde größere Beachtung. Nicht einlassen kann ich mich weiter auch in eine Polemik gegen Gwinners Angriffe auf die Verdienste Grisebachs um die Schopenhauer-Forschung. Der Streit — hie Frauenstädt, hie Grisebach — sollte überhaupt als zwecklos am besten eingestellt werden.

Möge die nachstehende, volkstümlich gehaltene Biographie zur Erleichterung des Verständnisses der Werke Schopenhauers beitragen.

Essen (Ruhr), 1911. Dr. O. F. Damm.

Die Zitate in der vorliegenden Biographie beziehen sich, soweit die Werke, der Nachlaß und die Briefe Schopenhauers in Frage kommen, wenn nicht ausdrücklich anders angegeben, auf die von Eduard Grisebach besorgte Ausgabe in der Universal-Bibliothek.

Die Vorfahren Schopenhauers. — Charakteristik der Eltern. — Jugendjahre. — Übersiedelung nach Hamburg. — Aufenthalt in Frankreich. — Rückkehr nach Deutschland. — Kaufmännische Lehre. — Tod des Vaters.

Am 22. Februar 1788, einem Freitag, erblickte Arthur Schopenhauer in Danzig auf der Heiligengeistgasse Nr. 12 das Licht der Welt. Das Haus steht noch und trägt die Nr. 114. Es wurde von der Stadt bei Gelegenheit der hundertsten Wiederkehr des Geburtstages Schopenhauers mit einer Gedenktafel versehen.

Die Ahnen Schopenhauers stammten väterlicher- und mütterlicherseits aus Holland, und er selbst hat sich dieser seiner Herkunft aus der Republik der freien Geister, aus der Heimat eines Cartesius und Spinoza, gerühmt.

Um drei Generationen über Arthur Schopenhauer rückwärts läßt sich das Vorkommen seiner väterlichen Vorfahren in Danzig nachweisen, und zwar bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts. In Holland sollen die Schopenhauer ein wappenführendes, protestantisches Patriziergeschlecht gewesen sein. Irgendwie historisch hervorgetreten ist es indes nicht.

Aus heute nicht mehr zu ermittelnden Gründen wanderte zu Anfang des 18. Jahrhunderts ein Johann Schopenhauer — der Urgroßvater Arthurs — in die damals unter polnischer Oberhoheit stehende freie Handelsstadt Danzig ein, begründete dort ein

Bank- und Speditionsgeschäft und gelangte zu bedeutendem Reichtum.

Obwohl er für seine Person die holländische Staatsangehörigkeit beibehielt, sich also damit selbst von der Anteilnahme an den Würden und Ehrenstellen der Republik Danzig ausschloß, gewann er doch einen gewissen Einfluß in jener festgefügten Gemeinschaft. Unter anderem hatte er das bedeutendste Landgut der Stadt, den Stutthof auf der Danziger Nehrung, gepachtet. Hier war es auch, wo er im März 1716 Peter den Großen und dessen Gemahlin Katharina bewirtete.

Die Mutter Arthur Schopenhauers hat nach den Mitteilungen eines alten Dieners der Familie, der Augenzeuge jenes Besuches des russischen Herrscherpaares gewesen war, in ihrem Nachlaß folgende Schilderung davon gegeben: „Der Kaiser und seine Gemahlin durchzogen das Haus, um ein Schlafzimmer sich zu wählen, und ihre Wahl fiel auf ein zu meiner Zeit (1789) noch existierendes nicht großes Zimmer, in welchem aber weder Ofen noch Kamin sich befand; nun aber galt es, bei strenger Kälte dieses Zimmer zu erwärmen. Guter Rat war hier teuer, aber der alte Herr Schopenhauer wußte ihn doch zu finden: ... die weißen untapezierten Wände, der nach damaliger Art mit holländischen Fliesen ausgelegte Fußboden stellten der Ausführbarkeit desselben kein Hindernis entgegen. Mehrere Fäßchen Branntwein wurden herbeigeschafft, in das übrigens dicht verschlossene Zimmer ausgegossen und angezündet. Jauchzend vor Freude blickte der Zar in das zu seinen Füßen wogende Feuermeer, während alle ersinnlichen Anstalten getroffen wurden, die weitere Verbreitung desselben zu

verhindern. Sobald es ausgebrannt war, begab sich das hohe Paar in dem glühend heißen, mit Qualm und Dunst erfüllten kleinen Raum zur Ruhe. Beide standen am andern Morgen ohne Migräne wieder auf ... und verließen, die ihnen gewordene Aufnahme rühmend, das gastfreie Dach ihres Wirtes."

Johann Schopenhauer war übrigens bei dem eigentümlichen Vorgange dem Beispiel Karls XII. gefolgt. Als dieser im September 1707 den Kurfürst August den Starken in Dresden besuchte, ließ er das ihm angewiesene, mit Kacheln ausgelegte Schlafzimmer im Palais Marcolini ebenfalls durch eine Tonne angezündeten Branntweins erwärmen.

Weiteres über Johann Schopenhauers Lebensverhältnisse ist nicht bekannt. Sein einziger Sohn Andreas, geboren am 20. Juni 1720, setzte das Geschäft seines Vaters mit Umsicht fort. In der Hauptsache trieb er Handel nach Rußland und Polen. Im Jahre 1745 wurde er in das Danziger Bürgerbuch eingetragen. Er war vielseitig gebildet, hatte künstlerische Neigungen und befaßte sich auch mit Landwirtschaft im Stile der reichen Holländer und Briten jener Tage. In Niederfeld bei Danzig besaß er umfangreiche gewerbliche Niederlassungen, unter anderen große Aschensiedereien, sowie in Ohra ein schönes Gartenhaus mit Parkanlagen, Alleen usw. Es spricht für seine aufgeklärte, humane Gesinnung, daß er jedermann den Zutritt zu diesem Park gestattete. Auch als Pferdezüchter genoß er einen gewissen Ruf; sein Sohn erbte auch dieses Interesse von ihm.

Der bekannte Reisende und Astronom Bernoulli, der im Jahre 1777 auf seiner großen Tour, die sich bis tief nach Rußland hinein erstreckte, auch Andreas

Schopenhauer einen längeren Besuch abstattete, berichtet, daß dieser sowohl in seinem Geschäftshause in der Stadt, als auf seinen beiden Landsitzen umfangreiche Sammlungen von Gemälden und Zeichnungen namentlich altdeutscher und holländischer Meister besessen habe. Insbesondere nennt er eine große Original-Federzeichnung von Albrecht Dürer, 20 Zoll hoch und 12 Zoll breit, die Geschichte des Leidens Christi darstellend, ferner die Bildnisse einiger Reformatoren, ausgeführt von den besten Malern ihrer Zeit, ein Porträt aus Rembrandts Schule usw. Die Gemäldesammlung Schopenhauers in der Stadt habe damals mehr als 200 Nummern umfaßt. Sehr interessant ist die weitere Bemerkung Bernoullis, Andreas Schopenhauer habe mehrere dieser Stücke von dem bekannten Bankier Gotzkowski (1710—1775) in Berlin, der unter Friedrich dem Großen eine so bedeutende Rolle in der Handelspolitik spielte, zum Geschenk erhalten; andere Bilder hätte er in Holland gekauft.

Der Umstand, daß er, wie auch sein ältester Sohn noch sehr gut Holländisch sprachen, kann als Beweis für den lange andauernden engen Zusammenhang des nach Danzig verpflanzten Zweiges der Schopenhauer mit dem Stammlande angesehen werden.

Nicht minder bemerkenswert ist die Tatsache, daß Andreas Schopenhauer eine Holländerin heiratete, — Anna Renata Soermans, die Tochter des Ministerresidenten der Generalstaaten bei der Freien Stadt Danzig. Mehrere Vorfahren der Soermans sind im 17. Jahrhundert Prediger an der Kathedrale zu Gorkum gewesen. Arthur Schopenhauer, der Philosoph, erwähnt dies selbst in einem Briefe, den er in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts an einen

Korrespondenten in Harlem richtete. Er erzählt da von der Reise, die er 1803 mit seinen Eltern nach Holland unternahm (vgl. S. 37 unserer Darstellung), und sagt: „In Gorkum führte mein Vater mich in eine alte gotische Kirche, mir meiner Ahnen Bilder zu zeigen, nämlich mehrere Soermans, die dort Prediger gewesen, hingen an den Pfeilern, mit Knebelbärten.“ In der Fremde waren auch die Soermans zu Wohlstand gelangt; auch sie hatten in Oliva ausgedehnten Landbesitz.

Anna Renata soll von sehr heftiger Gemütsart gewesen sein; diese steigerte sich nach dem Tode ihres Gatten bis zur Geisteskrankheit. Höchstwahrscheinlich hat der Vermögensverfall, in den Andreas gegen Ende seines Lebens geriet, viel zur Verdüsterung ihres Geisteszustandes beigetragen. Die Mutter des Philosophen berichtet, sie habe bei Gelegenheit ihres Besuches in Danzig im Jahre 1799 die alte Frau in gänzlich verwahrlostem Zustande auf dem ihr allein noch verbliebenen Landsitz zu Ohra angetroffen; das Gartenhaus, wo sie, die inzwischen entmündigt worden, sich aufhielt, sei fast leer gewesen, da man alles gerichtlich versteigert hätte. Im selben Jahre noch starb Anna Renata. Ob hier nicht Arthurs Mutter mit etwas zu starken Farben aufgetragen hat, bleibe dahingestellt. So viel ist sicher, daß der älteste Sohn Andreas Schopenhauers und der Anna Renata, Heinrich Floris, der Gemahl der Berichterstatterin und der Vater des späteren Philosophen Arthur, einen großen Teil gerade des wertvollsten Nachlasses erworben hat. Und jene „gerichtliche Versteigerung“ fand auch nicht etwa zwangsweise, infolge Konkurses statt, sondern zum Zwecke der Erbauseinandersetzung, nachdem Heinrich

Floris Geschäft und Haushalt von Danzig weg verlegt hatte (siehe S. 29) und auch sein Bruder gestorben war. Es handelte sich also um eine doppelte Nachlaßregelung.

Viel bedenklicher als der erwähnte allmähliche wirtschaftliche Niedergang war ein anderes Moment, das sich an die Namen Andreas und Anna Renata knüpfte, — nämlich die pathologische Verschlechterung der Nachkommenschaft beider. Die geistige Minderwertigkeit der Mutter hat sich, allerdings in verschieden starkem Grade, auf ihre sämtlichen vier Söhne vererbt. Außerdem aber tritt bei mehreren derselben noch eine Veranlagung zur Schwindsucht auf.

Die Söhne Andreas Schopenhauers waren: Heinrich Floris * 1747, † 1805. Johann Friedrich * 1748, † 1794. Michael Andreas * 1758, † 1816. Karl Gottfried * 1761, † 1795.

Michael Andreas, der Drittgeborene, war von Jugend an blödsinnig. Karl Gottfried, der Jüngste, wird 1782—83 als Student der Rechte in Göttingen erwähnt, brachte es aber zu nichts und lebte, wieder nach dem Zeugnis der Mutter Arthurs, in Danzig „in einem Winkel mit schlechtem Volk". Er sei „ein durch Ausschweifungen halb wahnsinnig gewordener Mensch" gewesen. Obwohl er von seinem Bruder Johann Friedrich ein Jahr vor seinem eigenen Tode eine beträchtliche Summe geerbt und auch von dem elterlichen Vermögen einen ansehnlichen Teil erhalten hatte, starb er doch gänzlich verarmt. Über das Grab hinaus aber ärgerte er noch seine Verwandten, indem er sie nur auf das „Pflichtteil" setzte, zahlreichen fremden Personen dagegen viele Tausende vermachte, während sein Nachlaß kaum ausreichte, sein Begräbnis zu

bestreiten. Karl Gottfried starb nach einem verpfuschten Leben an der Schwindsucht. Demselben Leiden erlag auch der Zweitgeborene, Johann Friedrich. Der geistig Bedeutendste unter der gesamten Nachkommenschaft des Andreas war der älteste Sohn, Heinrich Floris. Er allein auch hat die Familie Schopenhauer fortgepflanzt.

Der ungünstige Einfluß, der vorwiegend durch Anna Renata in die Familie Schopenhauer hineingekommen war, zeigte sich aber auch bei Heinrich Floris. Er wird als ein jähzorniger und verschlossener, hartnäckiger Charakter geschildert; vom vierzigsten Lebensjahre an ließ sein Gehör allmählich nach; später litt er auch an Wahnvorstellungen, und es sei gleich hier bemerkt, daß sein Tod höchstwahrscheinlich durch Selbstmord erfolgte.

Gewisse pathologische Mängel haben sich dann auch, noch variiert durch die Veranlagung der Gattin, auf seine Kinder — Arthur und Adele — vererbt. Weiter aber als bis zu einer auch diesen eigentümlichen düsteren Lebensauffassung ging dieses Erbteil in psychologischer Hinsicht nicht; die Abnahme des Gehörs schon in verhältnismäßig jungen Jahren zeigt sich auch bei Arthur Schopenhauer, und von seiner Schwester wissen wir, daß sie lange Jahre körperlich leidend war. Sie ist auch ziemlich jung gestorben. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, Arthur Schopenhauer als einen unnormalen Menschen hinzustellen, ja, Lombroso zählt den Philosophen, gestützt auf einzelne indiskrete und offenbar übertriebene Angaben namentlich Gwinners aus dem Leben Schopenhauers, sogar zu den „wahnsinnigen Genies". Das ist durchaus unzutreffend.

Aus den Mitteilungen seiner Gattin und seines Sohnes wissen wir, daß Heinrich Floris außergewöhnlich groß und stark war. Die lebhaften Augen traten weit hervor; das Gesicht war breit und rund; die Nase kurz und aufwärts strebend, der Mund groß und die Unterkieferpartie mächtig entwickelt. Viel von einem Adonis hat er also nach solcher Beschreibung nicht an sich gehabt. Gwinner berichtet sogar die freche Bemerkung eines Angestellten des Heinrich Floris, als die Geburt des Sohnes desselben im Kontor der Firma bekannt wurde. Im Vertrauen auf die Schwerhörigkeit des Chefs äußerte sich der Angestellte nämlich dahin: „Wenn der Neugeborene dem Vater ähnlich wird, dann wird er ein schöner Pavian werden."

Die Mängel, die Heinrich Floris Schopenhauer in seiner äußeren Erscheinung anhafteten, wurden reichlich wett gemacht durch die Gewandtheit seines Auftretens, durch umfassende Kenntnisse und durch zahlreiche Vorzüge des Charakters. Kennzeichnend für sein ganzes Wesen, für die Festigkeit seiner Ansichten ist sein Verhalten keinem Geringeren als Friedrich dem Großen gegenüber.

Der Sohn Arthur erzählte eines Tages, daß die Beamten der freien Stadt Frankfurt sich fürchterlich blamiert hätten in einer Audienz bei einem deutschen Monarchen. „Dagegen mein Vater. Er stand eines Tages auf dem Schloßplatze in Berlin, während der Parade. Der alte Fritz bemerkte den fremden Mann, ging auf ihn zu und fragte ihn nach seinem Herkommen. ‚Aus Danzig, Majestät, bin Kaufmann.' Einen Bürger aus Danzig zu sprechen, interessierte ihn, und er wollte ihn bei sich haben. ‚Hat Er auch

Spaniol?' ‚Jawohl, Majestät.' ‚Bringe Er mir morgen welchen.' Mein Vater war zur bestimmten Stunde im Schlosse. Da er es für unschicklich hielt, einem Monarchen die Dose zu offerieren, schüttete er den ganzen Spaniol auf den Tisch, damit der König davon nehme: ‚Sein Spaniol ist gut.' Er machte eine größere Bestellung. Sein taktvolles Benehmen und seine Aufschlüsse über Danzig hatten den König sehr für ihn eingenommen. Sie begegneten sich noch öfter."

Über den Verlauf jener Begegnung — auf 6 Uhr morgens war Heinrich Floris in das Kabinett des Königs beschieden — besitzen wir noch eine zweite, ausführlichere Darstellung, und zwar aus der Feder der Gattin Heinrich Floris Schopenhauers. Sie schreibt: „Heinrich Floris fand den König allein, der sogleich anfing, mit bedeutender Sachkenntnis über die Handelsverhältnisse der verschiedenen Länder, in denen Schopenhauer längere oder kürzere Zeit verweilt hatte, ihn zu befragen. Sein die Gegenwart, in der er sich befand, nie vergessender Freimut schien dem Könige zu gefallen; aus Fragen von der einen, Antworten von der anderen Seite wurde zuletzt ein so lebhaftes als interessantes Gespräch, das nahe an zwei Stunden währte. Das Ende desselben war eine wiederholte, beinahe dringend werdende Aufforderung des Königs, alle Prärogative und Vorteile, die ihm wünschenswert dünkten, zu verlangen und auf ihre Gewährung zu rechnen, wenn er sich entschließen könne, statt in Danzig, im preußischen Lande, gleichviel wo, sich niederzulassen. Voilà les calamités de la ville de Dansie, sprach der König lächelnd, indem er auf einen mit Karten und Papieren bedeckten Tisch in der Ecke

des Zimmers hinwies. Diese wenigen Worte brachen den Zauber, von dem Schopenhauer schon anfing, sich befangen zu fühlen; es gelang ihm, sich von jeder aus dieser Stunde entspringen könnenden Verbindlichkeit fern zu halten." Wenn Heinrich Floris trotzdem ein Gesuch um Niederlassung in den preußischen Staaten an den König richtete — die sehr ausführlich gehaltene, dieses Ansuchen genehmigende, von Friedrich dem Großen eigenhändig unterzeichnete Kabinettsorder vom 9. Mai 1773 wird bei Gwinner im Wortlaut mitgeteilt —, so entsprach dies nur dem eine günstige Konjunktur nicht zurückweisenden Sinne eines weitblickenden Kaufmanns. Er dachte nicht daran, von den ihm gebotenen Chancen einer Niederlassung in den preußischen Staaten Gebrauch zu machen. Er eröffnete vielmehr alsbald nach der Rückkehr in die Heimat ein eigenes Bank- und Kommissionsgeschäft in Danzig, und zwar auf der Heiligengeistgasse. Seinen Bruder Johann Friedrich nahm er zum Kompagnon, und beiden gelang es durch unermüdlichen Fleiß und kluge Benutzung der Umstände, das anfänglich kleine Geschäft binnen wenigen Jahren zu hoher Blüte zu bringen. Johann Friedrich schied später aus der Firma aus, blieb aber stets im besten Verhältnis zu seinem Bruder und scheint auch sein Geld in dem Geschäft desselben stehen gelassen zu haben.

Heinrich Floris befand sich damals im Vollbesitz seiner Kraft und verfügte über reiche, selbsterworbene Mittel. In Oliva erwarb er umfangreichen Grundbesitz. Die Eintragung Heinrich Floris Schopenhauers in das Bürgerbuch der Stadt Danzig war bereits im Jahre 1780 erfolgt. Irgendwelchen städtischen Ehrenposten nahm er indes nicht an. Als

ihm der König von Polen den Hofratstitel verlieh, ließ er es, wie wir aus dem Munde seiner Gattin und seines Sohnes wissen, nie zu, daß er mit diesem Titel angeredet wurde. Auch in seinem privaten und kaufmännischen Briefwechsel unterzeichnete er sich nach wie vor immer nur als: Heinrich Floris Schopenhauer, ohne jeden Zusatz.

Seine kaufmännische Ausbildung hatte er vornehmlich in England und Frankreich empfangen, war unter anderem mehrere Jahre bei der Firma Bethmann in Bordeaux tätig gewesen und hielt Zeit seines Lebens große Stücke auf den Inhaber jenes Hauses. „So hat es Herr Bethmann gehalten" — war eine seiner stehenden Redensarten, wenn es einen wichtigen Beschluß durchzusetzen galt. Die französische und englische Aufklärungsliteratur jener Zeit las er mit Eifer, insbesondere Voltaires Schriften. Täglich studierte er eine britische und eine französische Zeitung, und speziell das Studium der „Times" hat er dann auch seinem Sohne dringlich anempfohlen. Mit Eifer verfolgte Heinrich Floris auch die politischen Ereignisse jener Tage, nahm — selbst ein überzeugter Republikaner — regen Anteil an den wechselnden Geschicken des Unabhängigkeitskampfes der Nordamerikaner gegen die englische Krone und in der Folge auch an den welterschütternden Begebenheiten der Französischen Revolution.

Kennzeichnend für den mannhaften, freiheitlichen Sinn Heinrich Floris' ist auch sein Verhalten im Jahre 1783 dem preußischen General v. Raumer gegenüber, als dieser mitten im Frieden Danzig durch ein Armeekorps von der Landseite blockierte. Raumer lag bei Andreas Schopenhauer in Ohra in Quartier

und bot dem Sohne desselben, der mit in der Stadt eingeschlossen war, zum Dank „für die zwar erzwungene, aber gastfreundliche Aufnahme“ auf dem Landgute seines Vaters freie Fourage für seine Pferde an. Heinrich Floris dankte dem General, lehnte aber sein Anerbieten ab mit den Worten: „Mein Stall ist für jetzt noch hinlänglich versehen, und wenn mein Vorrat verzehrt ist, lasse ich meine Pferde totstechen.“

Endlich aber schlug für Heinrich Floris, diesen ernsten, nur Arbeit und Pflicht kennenden Mann mit dem geschärften Weltblick, die Stunde, da er zärtlichen Gefühlen, der Allgewalt der Liebe zugänglich wurde: 38 Jahre war er bereits alt, als ihn eine heftige Neigung zu einem kaum 18jährigen Mädchen erfaßte: zu Johanna Henriette Trosiener, einer mehr anmutigen und zierlichen, als schönen Erscheinung. Wenige Häuser nur trennten das Trosienersche Haus (jetzt Nr. 81), einen vierstöckigen, hochgiebeligen Bau in der Heiligengeistgasse, von dem stattlichen Wohn- und Geschäftshaus Heinrich Floris Schopenhauers.

Johannas Vater, Christian Heinrich Trosiener, geb. am 7. Mai 1730, war ebenfalls mehrere Jahre in Frankreich, am längsten in Lyon gewesen, hatte aber auch weite Reisen nach Rußland unternommen. Er gehörte zwar nicht zu den Patriziern Danzigs, genoß aber als Quartiermeister des Fischerquartiers und als Vorsteher der protestantischen Kirche zu St. Johann ein wohlbegründetes Ansehen bei der Bürgerschaft, auch war er nicht unbemittelt. Beeinträchtigt wurden seine guten Eigenschaften durch eine nicht zu zähmende Heftigkeit seines Temperaments. „Gerade, wenn man es am wenigsten erwartet hätte“

— berichtet seine Tochter Johanna von ihm — „konnte der unbedeutendste Anlaß zu wildestem, freilich sich schnell wieder legenden Zorn ihn aufbringen. Dann erbebte vor seiner Donnerstimme das ganze Haus; wir Kinder (Johanna hatte noch drei jüngere Schwestern) waren ohnehin gewöhnt, uns still zu verhalten, wenn es hieß: ‚Der Vater kommt‘; doch alle anderen Hausgenossen bis auf Hund und Katze liefen ihm dann voll Angst aus dem Wege.“

Die einzige, welche ihn selbst in seinen schlimmsten Wutausbrüchen zu behandeln verstand, war seine Gattin Elisabeth, geb. Lehmann. Von ihr entwirft ihre Tochter in ihren Memoiren folgendes Bild: „Sie war ein kleines zierliches Figürchen mit den niedlichsten Händchen und Füßchen, hatte ein Paar große, sehr lichtblaue Augen, eine sehr weiße feine Haut und schönes langes, lichtbraunes Haar; so war sie in der äußeren Gestalt ... Zur rührigen Hausfrau, in dem Sinne der damaligen Zeit, eignete meine Mutter ihrer Natur nach sich wenig ... In Hinsicht auf das, was in unseren Tagen von Frauen gefordert wird, war freilich die Erziehung meiner Mutter nicht minder vernachlässigt worden, als die der Mehrzahl ihrer Zeitgenossen. Ein paar Polonaisen, ein paar Murkis*) auf dem Klavier, ein paar Lieder, bei denen sie sich selbst zu akkompagnieren wußte, Lesen und Schreiben für den Hausbedarf, das war so ziemlich alles, was man sie gelehrt hatte. Doch Mutterwitz, natürlicher Verstand und jene rege, den meisten Frauen eigene Auffassungsgabe entschädigten sie für diesen Mangel an erworbenen Kenntnissen.“

* Murki — Murmelstück — eine damals beliebte Klavierkomposition mit murmelndem Basse.

Zu bedauern ist es, daß wir nicht noch aus anderen Quellen über Elisabeth Trosiener unterrichtet sind. Erwähnt sei noch, daß Christian Trosiener 1787 die Domäne Stutthoff, die einst Johann Schopenhauer bewirtschaftet hatte, pachtete, und daß Heinrich Floris junge Gattin dort oft bei den Eltern weilte, sich auf dem Lande sehr wohl fühlte, wenngleich sie sich über die Reste des Feudalismus, die Fronden usw. empörte. Von den Besuchen bei den Ihrigen, zu denen sie auch öfters ihren kleinen Sohn Arthur mitbrachte, schreibt sie: „Glückliche, glückliche Zeit, die ich damals mit ihnen verlebte! Jeder meiner Besuche glich einem Wiederfinden nach langer Trennung. Was hatten wir nicht alles einander zu sagen, zu erzählen, zu vertrauen, meine Mutter, meine Schwester Lotte und ich! Es war so wenig, so unbedeutend und doch so viel, daß oft die Mitternacht über unserem traulichen Geschwätz heranschlich!“

Wie seinerzeit Andreas Schopenhauer, geriet auch der alte Trosiener in Vermögensverfall, und nach seinem Tode — 1797 — mußte die Witwe mit ihren Töchtern sogar die Unterstützung ihrer Verwandten in Anspruch nehmen (vgl. S. 70 unserer Darstellung).

Johanna, die älteste Tochter Christian und Elisabeth Trosieners, war geboren am 9. Juli 1766. Von ihrer Kinderfrau Kasche lernte sie, noch früher als ihre Muttersprache, das Polnische. Ein Diener Adam, ein Buchhalter Christophorus Moser und die Mutter und die Schwestern des Malers Chodowiecki — vom dritten Jahre an kam sie zu den letzteren in die Schule — spielten die wichtigste Rolle in den ersten Jahren ihrer Kindheit. Der berühmte Künstler entwarf bei

einem Besuch im mütterlichen Hause auch eine Zeichnung des reizenden Kindes, doch ist das Bildchen von Johanna bei einem Versuche, es auszutuschen, verdorben worden. In dem Dr. Jameson (geb. 1730 zu Edinburgh), dem Prediger der englischen Gemeinde in Danzig, hatte sie einen Berater in ihrer Ausbildung. Ein Kandidat der Theologie — Kuschel — sollte ihr dann weitere Kenntnisse beibringen; mit ihm erlebte sie in ihrem 13. Jahre ihren ersten Herzensroman. Ein Fräulein Ackermann unterhielt eine Art Selekta für die Töchter der angesehenen Bürger, und an ihren Unterrichts- und Anstandsstunden nahm auch Johanna bis zu ihrer Konfirmation teil. Bei einer alten Frau lernte sie Wäsche nähen und stopfen, nahm bei einem „Maître de plaisir“ Tanzunterricht und las wahllos, was ihr unter die Hände kam. Eine anerkennenswerte Geschicklichkeit besaß sie im Zeichnen und Malen, und an der jungen Gattin des russischen Ministerresidenten fand sie eine verständnisvolle Förderin dieses Talents. Ihrem Wunsche, sich zur Künstlerin auszubilden, namentlich nach Berlin zu Chodowiecki als Schülerin gehen zu dürfen, setzten indes die Eltern und alle übrigen Verwandten lebhaften Widerstand entgegen. Und sie ließ den Gedanken daraufhin fallen. „Es gibt kein glücklicheres Wesen auf Erden“ — schreibt sie selbst in ihren Erinnerungen über jene Zeit, — „als ein frohes, gesundes, geliebtes Kind, wie ich es war. Die ganze Welt lachte mich an, vom 1. Januar bis zum Silvestertag war es Frühling in mir und um mich her. Alles, was mich umgab, blühte in erfreulichem Wohlstande. Fern von dem friedlichen Dach, unter welchem ich den ersten süßen Traum des Lebens träumte, blieben

Sorge, Kummer und Not.“ In der Graumünchenkirche wurde sie vom Pfarrer Weidemann allein eingesegnet — am öffentlichen Konfirmationsunterricht teilzunehmen, waren nur die Kinder des niederen Bürgerstandes gehalten. Mit den Eltern allein nahm sie auch das Abendmahl. Damit war sie in die Reihe der Erwachsenen eingetreten; die Schulstunden hörten auf, doch trieb das junge Mädchen, zum Teil darin von Dr. Jameson unterstützt, aus Neigung weitere Studien in alter und neuer Geschichte, in Geographie und Sprachen, in Blumenmalerei usw.

In ihrer äußeren Erscheinung glich sie auffallend ihrer Mutter: dieselbe kleine, zierliche Gestalt, die gleichen wohlgebauten Formen, die hellen, klaren Augen, die braunen Locken. Bis hoch in ihr Alter bewahrte sich Johanna ihre körperlichen Vorzüge.

Der reiche, um 20 Jahre ältere Handelsherr näherte sich Johanna und wußte sie bald derart auszuzeichnen, daß sie über seine Gefühle nicht im unklaren bleiben konnte. Er wußte von ihr die Einwilligung zu ihrer Verlobung mit ihm zu erlangen, ehe er sich um ihre Hand an ihre Eltern wandte. „Aus freiem Entschluß“ — so erzählt Johanna selbst — „sprach ich in Gegenwart meiner Eltern das erbetene Ja sogleich aus, sogar ohne die damals gewohnte Bedenkzeit von drei Tagen mir vorzubehalten. Allfanzereien dieser Art strebten meinem geraden Sinne immer entgegen, und ohne es zu wissen, stieg ich durch dieses mein ungeziertes Benehmen in der Achtung des vorurteilsfreiesten Mannes, den ich je gekannt.“ Ein andermal sagt sie über ihn: „Furchtlose Offenheit war ein Hauptzug seines Charakters.“ Der Brautstand währte vom 10. April bis zum

16. Mai. Mit geschmackvollen, kostbaren Geschenken überhäufte Heinrich Floris in dieser Zeit die Auserwählte seines Herzens. „Das Liebste von allem war mir immer“ — so berichtet Johanna weiter — „der aus den seltensten und duftendsten Blumen zusammengesetzte Strauß, der morgens mein Erwachen begrüßte. Sonntags und bei großen festlichen Gelegenheiten war ein solcher Strauß ein althergebrachter Tribut, den jede Braut zu erhalten erwarten durfte. Ich erhielt den meinigen alle Tage, weil mein Bräutigam behauptete, daß jetzt in seinem Kalender lauter Sonntage ständen. Noch vor Vollendung meines neunzehnten Jahres“ — schreibt Johanna ferner — „war mir nun durch diese Verbindung die Aussicht auf ein weit glänzenderes Los geworden, als ich jemals berechtigt gewesen, zu erwarten.“ Das habe jedoch, vergißt sie nicht, hinzuzufügen, in so früher Jugend ihre Wahl nicht bestimmt, ja, sei ihr damals kaum zum Bewußtsein gekommen. „Ich meinte, mit dem Leben abgeschlossen zu haben, — ein Wahn, dem man in früher Jugend nach der ersten schmerzlichen Erfahrung sich so leicht und gern überläßt.“ Sehr zu denken gibt dann Johannas vertrauliches Bekenntnis: „Glühende Liebe heuchelte ich ihm ebenso wenig, als er darauf Anspruch machte; aber wir fühlten beide, wie er mit jedem Tage mir werter wurde.“

Der Abschluß der Verbindung zwischen Heinrich Floris und Johanna vollzog sich in recht poetischer, glückverheißender Art. Um den mit einer Vermählungsfeier damaliger Zeit verbundenen altreichsstädtischen prunkvollen Gebräuchen zu entgehen, hatte das Brautpaar den Hochzeitstag scheinbar ins Ungewisse

hinausgeschoben; in der Stille aber war alles vorbereitet worden. Am 16. Mai 1785, am zweiten Pfingstfeiertage, fuhr die Braut, in weißen Musselin gekleidet, in der Morgenfrühe mit ihrem Verlobten nach der protestantischen Kirche „zu allen Gottes Engeln" an der Lindenallee auf dem Wege nach Langfuhr, um sich nach der Frühkirche trauen zu lassen. Es hatte dort ein nur einmaliges Aufgebot stattgefunden. (Die Kirche ist 1807 abgebrannt.) Beurkundet ist die Trauung in den Kirchenbüchern in der Marienkirche, zu deren Sprengel die Heiligegeistgasse gehörte. Nur die Eltern und die Schwestern wohnten der Hochzeitsfeier im Schopenhauerschen Hause bei; dann entführte Heinrich Floris die ihm Angetraute nach seiner Besitzung in Oliva.

Hier verlebte das junge Paar seine Flitterwochen, und hier, umgeben von reichen Kunstschätzen, von einer reizvollen Natur, allem Luxus, den sie sich nur wünschen konnte, verbrachte Johanna auch die ersten Jahre nach ihrer Verheiratung. Ihr Gatte kam meist am Sonnabend nach Oliva hinaus, blieb mit ein paar Freunden bis Montag dort, und in angenehmster Geselligkeit flossen die Stunden dahin. Dann war die junge Frau wieder allein. Den herrlichsten Genuß bot ihr der Anblick auf das Meer, den sie von ihrem Schlafgemach aus hatte. Die Einförmigkeit ihres Daseins suchte ihr Heinrich Floris durch ausgewählte Lektüre erträglich zu machen; auch hatte er gegen die häufigen Besuche ihres einstigen Lehrers Dr. Jameson und ihrer Schwester Lotte nichts einzuwenden. Nie machte sie in Abwesenheit ihres Gemahls Besuche in der Nachbarschaft, denn wenn er nach ihren eigenen Worten auch niemals „direkte Äußerungen von Eifersüchteleien" an den Tag legte, so merkte sie doch, daß ihm, wenn er sie in jugendlichen Umgebungen mit Altersgenossinnen und -genossen herumflattern sah, der Unterschied der Jahre drückend ins Bewußtsein kam. Sie fühlte, daß ihr beider damaliges und künftiges Glück nur von seiner fortgesetzten Zufriedenheit mit ihr abhing, und gewann „mit der Zeit sein festes Vertrauen, ohne deshalb zur Heuchelei und sogenannten kleinen Weiberkünsten" sich zu erniedrigen. Spätere Äußerungen zu ihrem Sohne lassen indes darauf schließen, daß ihr Verhältnis zu Heinrich Floris doch nicht immer so friedlich und harmonisch gewesen ist, wie man nach dieser ihrer Schilderung annehmen könnte. Jedenfalls begrüßte sie es mit Freuden, als ihr Gatte nach dem Tode Friedrichs des Großen (17. August 1786) ihr Gelegenheit gab, auf einer großen Reise durch Deutschland, Belgien, Frankreich und England die Welt zu sehen. In der Mitternachtsstunde des Johannistages 1787 reiste das Paar in eigenem Wagen ab; nach fünf Tagen kamen sie in Berlin an. Infolge der anstrengenden Fahrt waren Johannas Füße geschwollen, und der Gatte trug sie wie ein Kind die Treppe hinauf in das Hotelzimmer. Nach achttägigem Aufenthalt ging es nach Hannover, wo Heinrich Floris den berühmten Arzt v. Zimmermann wegen der Abnahme seines Gehörs konsultierte. Auf dessen Rat gebrauchte er dann die Bäder in Pyrmont, und hier fand Johanna an dem vielgestaltigen, reich bewegten Kurleben, den Réunions und Konzerten großes Gefallen. Dort lernte sie auch den Herausgeber der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", Christoph Friedrich Nicolai, den Freund Lessings und Mendelssohns,

kennen und den nicht minder um die Aufklärung im rationalistischen Sinne verdienten Joh. Erich Biester, der damals Vorsteher der Königl. Bibliothek in Berlin war; auch Justus Möser, dessen „Patriotische Phantasien“ ihm die Anerkennung aller Gebildeten errungen hatten, zählte in Pyrmont zu den Bekanntschaften Johannas. „Wie stolz war ich“ — schreibt sie, — „wenn die Leute uns nachsahen, indem wir die Allee auf- und abspazierten. Seine sehr hohe und meine sehr kleine Gestalt mögen sonderbar genug kontrastiert haben; auch führte er mich gewöhnlich wie ein kleines Kind an der Hand, weil es mir zu unbequem war, meinen Arm zu dem seinigen zu erheben.“ Nach beendeter Kur besuchte Heinrich Floris mit Johanna Frankfurt a. M. und die Rheingegend. Dann ging es durch Belgien nach Paris. Johannas Aufzeichnungen über ihren Aufenthalt in Gent, Antwerpen, Lille und Brüssel und namentlich über die Eindrücke, die Paris und Versailles auf sie machten, zeugen von scharfer Beobachtung.

In einem Paketboot schiffte sich das junge Paar dann von Calais nach Dover ein, und zwar blieb Johanna, die schwer unter der Seekrankheit zu leiden hatte, auf dem Verdeck in einem Lehnstuhl.

Inzwischen hatte sich herausgestellt, daß die junge Frau einem freudigen Ereignis entgegensah. Heinrich Floris hoffte auf einen Sohn. Er suchte seine Gattin zu überreden, die Geburt desselben in England abzuwarten. Jeder von ausländischen Eltern auf Englands Boden Geborene wurde nach den damaligen Bestimmungen ein Engländer, und von dieser Tatsache versprach sich der Danziger Großkaufmann viel für die kaufmännische Laufbahn des erhofften Sprößlings.

Johanna ergab sich nach längerem Widerstreben „auf leidlich gute Art“ dem Willen ihres Mannes. Gerade dieses Sichfügen aber in seinen Entschluß, dazu wohl auch die Besorgnis, daß es ihr in London an der nötigen Pflege fehlen könnte, bestimmten Heinrich Floris doch, von seinem Plane abzugehen. Nach Konsultierung des Londoner Arztes Dr. Hunter, der die Reise nach Danzig für statthaft erklärte, wenn die Fahrt in kleinen Abschnitten ausgeführt würde, ward im Dezember 1787 die Heimkehr angetreten. Die Seereise und die Tour durch Westfalen waren besonders anstrengend, und das Passieren des Haffs bei hohem Eisgang direkt gefährlich. Am letzten Tage des Jahres aber langte das Ehepaar Schopenhauer glücklich wieder in Danzig an.

Wie Eingangs dieser Darstellung erwähnt, erfolgte die Geburt des Sprößlings am 22. Februar 1788. Die Taufe fand am 3. März in der St. Marienkirche in Danzig statt. Taufpaten waren Heinrich Floris Bruder Johann Friedrich, der Teilhaber seines Geschäfts; Johannas Schwester Charlotte Trosiener, und beider Onkel, Wilhelm Ernst Friedrich Soermans. Der Vater wählte für seinen Sohn nur einen einzigen Vornamen: Arthur, und diesen, weil er in allen vier Weltsprachen unverändert lautet, was für die kaufmännische Laufbahn des neuen Weltbürgers von nicht zu unterschätzendem Werte sei. Arthur Schopenhauer hat in hohem Alter zu dieser Namenswahl durch seinen Vater die anekdotenhafte Erläuterung gegeben, ein Kaufmann in Danzig mit dem Vornamen Jakob habe damals die verschiedene Form dieses Vornamens im Englischen und Französischen zu allerhand Fälschungen benutzt, und gegen die Möglichkeit ähnlicher

Schädigungen habe Heinrich Floris die zukünftige Handelsfirma seines Sohnes sicherstellen wollen.

Im vollen Gefühl ihres Mutterglückes verlebte Johanna die nächsten Jahre im Sommer in Oliva oder auf Stutthof, das ihr Vater nach Niederlegung seiner Ämter gepachtet hatte, im Winter in der Stadt. Heinrich Floris verfolgte, wie erwähnt, mit höchster Spannung die Ereignisse in Paris. Im Juli 1789, an einem der beiden wöchentlichen Posttage, an denen er sonst nie die Stadt zu verlassen pflegte, kam er zu Pferde nach Oliva, um seiner Frau die Kunde von der Einnahme der Bastille persönlich zu überbringen. Er schenkte ihr einen Fächer mit dem Porträt Mirabeaus und ein Armband, dessen Zierstück die Züge Lafayettes in erhabener Arbeit zeigte. Ebenso las er seiner Gattin die neuesten Meldungen über den Fortgang der Revolution aus den französischen und englischen Blättern vor.

Die ersten Jahre ließ Heinrich Floris, ganz im Sinne Rousseaus und der Aufklärung, die Mutter über den Sohn wachen und walten, der sich in kräftiger Weise entwickelte. Johanna schreibt in ihren Memoiren, daß auch sie, wie alle jungen Mütter, „mit ihrer neuen Puppe" gespielt habe, „fest überzeugt, daß kein schöneres, frommeres und für sein Alter klügeres Kind auf Gottes Erdboden lebe, als das meinige," und daß sie am Tage wie bei Nacht kaum einen anderen Gedanken als ihren Sohn Arthur gehabt habe.

Schopenhauer selbst hat einige Erlebnisse aus seiner frühesten Jugend zur Grundlage für interessante Betrachtungen allgemeiner Art genommen. So erklärt er einmal: Als Kind habe man noch gar keinen Begriff von der Unerbittlichkeit der Naturgesetze und

dem starren Verharren jedes Dinges bei seinem Wesen: Das Kind glaube, selbst leblose Dinge würden ihm ein wenig nachgeben, vielleicht weil es sie sich befreundet glaubt, aus Unbekanntschaft mit dem Wesen der Welt. „So hat man mich als Kind gefunden, wie ich meinen Schuh in ein großes Gefäß voll Milch geworfen hatte und nun den Schuh recht herzlich bat, herauszuspringen." Auch die Bosheit der Tiere müsse das Kind erst lernen, ehe es sich vor ihr hütet.

In hohem Alter machte er einmal die Bemerkung, er sei schon als sechsjähriges Kind von tiefer Angst befallen worden, weil er geglaubt hatte, die Eltern, die spazieren gegangen waren, hätten ihn auf immer verlassen. Der bekannte Physiologe Möbius meint freilich, auf dieses Vorkommnis sei kein Gewicht zu legen; solche Zufälle könnten bei nervösen Kindern leicht vorkommen, ohne daß im späteren Leben Angstzustände folgten. Uns scheint die Tatsache jedoch, daß der greise Schopenhauer jenen Angstanfall aus früher Jugend ausdrücklich erwähnt, dafür zu sprechen, daß es sich damals nicht bloß um eine leichte, vorübergehende Erscheinung gehandelt hat.

Im allgemeinen aber dürfte die frühe Kindheit Schopenhauers sehr glücklich gewesen sein.

Wir wissen ferner, daß er von seinem sechsten bis zehnten Lebensjahre „einen Busenfreund und steten Spielkameraden ganz gleichen Alters hatte," einen gewissen Gottfried Jaenisch; diese Jugendfreundschaft entspann sich indes erst in Hamburg.

Dorthin war der Vater mit Gattin und Sohn, nach neuer Blockade Danzigs durch die Preußen (im Januar 1793) ausgewandert. Die Besetzung Olivas,

wo Heinrich Floris bekanntlich großen Grundbesitz hatte, ward von ihm besonders unangenehm empfunden. Die Wegnahme Danzigs selbst, trotz aller Proteste des Senats, erfolgte am 3. April 1793, nachdem schon lange vorher durch Zollschikanen die freie Handelseinfuhr in den Hafen der Stadt preußischerseits erschwert worden war. Friedrich Wilhelm II. setzte eben Polen und der in dessen Schutz befindlichen Stadt Danzig gegenüber die Politik seines großen Vorgängers fort. An Entgegenkommen, an Versprechungen aller Art ließ es der Preußenkönig übrigens nicht fehlen, und er hatte auch eine starke Partei in Danzig für seine Absichten gewonnen. Wäre Danzig nicht preußisch geworden — ein Schicksal, das schon seit der ersten Teilung Polens von allen Kennern der Verhältnisse als unvermeidlich angesehen wurde, — so hätte die Zarin Katharina II. ihre Hand auf die reiche Handelsstadt gelegt, — zweifellos sehr zu deren Nachteil. Heinrich Floris aber verschloß sich solchen Erwägungen; er wollte nicht preußisch werden, um keinen Preis, und so betrieb er die Auflösung der Firma mit allen Kräften. Warum er freilich den Umzug in so übergroßer Eile vornahm, weshalb er nicht wenigstens einen günstigeren Zeitpunkt zur Liquidation seines Geschäfts abwartete, das ist schwer zu sagen. Als Charakter, als Mann von starrer Entschlossenheit hat er sich damals bewährt; dagegen nicht als umsichtiger Kaufmann, als kluger Vermögensverwalter. Eine quälende, innere Unruhe trieb den Danziger Großhandelsherrn von dannen, und je größer der Widerstand der Gattin gegen eine solche Übersiedelung aus angenehmen Verhältnissen, je schwieriger die Abwickelung der kaufmännischen Beziehungen war, desto eigensinniger beharrte er bei seinem Plane. Er hat damals zweifellos sehr große Verluste erlitten; dazu kam die Abzugssteuer in Höhe von 10 Prozent seines Gesamtvermögens — aber Heinrich Floris setzte seinen Willen durch. Er eilte mit Frau und Kind durch das damals noch schwedische Pommern nach der freien Hansestadt Hamburg und begründete hier ein neues kaufmännisches Geschäft. Seine Vaterstadt Danzig hat er nie wieder betreten, und doch wäre seine Gegenwart dort sehr zweckmäßig gewesen, denn am 23. Dezember 1793 starb sein Vater Andreas in Ohra, und die Nachlaßregulierung desselben bereitete große Schwierigkeiten. Am 24. April 1794 raffte der Tod Heinrich Floris Bruder und früheren Geschäftsteilhaber Johann Friedrich dahin; von beiden ging namentlich Grundbesitz auf den Erben über, eine schwere Last unter den damaligen ungünstigen Zeitverhältnissen. Zum Zwecke der Überwachung dieser doppelten Erbschaftsregelung sandte dann Heinrich Floris seine Gattin nach Danzig.

Nur dadurch, daß er seiner Gemahlin das Versprechen gab, sie alle vier Jahre die Heimat besuchen und Mutter und Schwestern wiedersehen zu lassen, vermochte er sie einigermaßen mit der tief einschneidenden Änderung zu versöhnen.

Von 1794 bis Ostern 1796 wohnte Heinrich Floris in dem Hause Altstädter Neuenweg Nr. 76. Dann kaufte er das Haus Neuenwandrahm Nr. 92, eines jener stattlichen Patriziergebäude, die bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts charakteristisch für Hamburg waren. Eine breite niedrige Treppe verband die Hauptfront mit der Straße. Im Erdgeschoß

befanden sich die Kontorräume; im ersten Stockwerk die Wohnräume; das zweite Geschoß und die Mansarden wurden von Fremden- und Dienstbotenzimmern eingenommen. Wie bei allen diesen Häusern schlossen sich an die Hinterfront hohe Speicher, die auf einen der Fleete (Kanäle) hinausgingen. Es war also immerhin ein sehr geräumiges und auch wohleingerichtetes Anwesen, ähnlich dem Geschäftshaus, wie es Heinrich Floris in der Stadt Danzig gehabt hatte.

Dort hatte die Firma Heinrich Floris Schopenhauer zu den alteingesessenen, reichsten und angesehensten kaufmännischen Geschäften gehört. In Hamburg dagegen war und blieb Heinrich Floris ein Fremdling. Sein Vermögen war noch zum großen Teil in und bei Danzig in Grundbesitz angelegt, der jahrelang nur geringe Zinsen brachte; die baren Mittel waren, wie erwähnt, durch die übereilte Liquidierung und den Wegzug Hals über Kopf erheblich verringert; dazu kamen manche Verluste infolge des Seekrieges mit Frankreich und der Kriegswirren auf dem Festlande.

Der junge Arthur wurde zur Erlernung des Elementarunterrichts in ein Privatinstitut getan und fand, wie bereits angegeben, in dem Altersgenossen Jaenisch einen treuen Spielkameraden; doch starb der Freund im zehnten Lebensjahr.

Am 12. Juni 1797 schenkte Johanna ihrem Gatten eine Tochter, die auf die Namen Luise Adelaide Lavinia getauft, aber Adele gerufen wurde.

Heinrich Floris stellte für Arthur das Prinzip auf: „Mein Sohn soll im Buche der Welt lesen," und da er ihn, wie wir gesehen, für den Kaufmannsstand bestimmt hatte, entschloß er sich, ihm eine ganz ähnliche Ausbildung zuteil werden zu lassen, wie

er sie selbst gehabt. Dazu gehörte vor allem die Erlernung der modernen Handels- und Verkehrssprachen im Auslande selbst. Zunächst kam das Französische daran. Kurze Zeit nach der Geburt Adelens nahm er darum seinen Sohn Arthur, der damals neun Jahre alt war, auf einer Reise nach Frankreich mit. Er zeigte ihm Paris und gab ihn in Havre bei einem Geschäftsfreund, Grégoire de Blésimaire, in Pension, Er selbst kehrte über England heim. In seiner Selbstbiographie sagt Schopenhauer, Blésimaire sei ein lieber, guter und sanfter Mann gewesen und habe ihn wie seinen zweiten Sohn gehalten. Mit dem ihm gleichaltrigen Sohne Anthime zusammen wurde er erzogen. Er berichtet hierüber: „So wurden wir von zu uns kommenden Privatgelehrten in allen, jenem zarten Lebensalter angemessenen Kenntnissen und Fertigkeiten unterrichtet, so daß ich neben der französischen Sprache vieles andere dort lernte, auch einige Anfangsgründe im Lateinischen, diese jedoch mehr, damit davon die Rede sein könne, und nur in der Absicht, damit ich, wenn mir einmal ein lateinisches Wort aufstieße, nicht ganz befremdet sei. In jener freundlichen, an der Seinemündung und der Meeresküste gelegenen Stadt verlebte ich so den weitaus frohesten Theil meiner Kindheit."

Nach zwei Jahren fuhr er allein zu Schiff nach Hamburg zurück. Sein Vater war sehr erfreut darüber, daß sein Sohn sich in Havre das Französische vorzüglich angeeignet hatte. Schopenhauer erklärte später, daß er während jener beiden Jahre die Muttersprache fast völlig verlernt habe, und daß es sehr schwer gewesen sei, sich mit ihm deutsch verständlich zu machen.

In Hamburg tat ihn sein Vater nunmehr in die vornehmste Privaterziehungsanstalt, die von einem Dr. Runge geleitet wurde. Diese besuchte Arthur vier Jahre lang. Dem Lateinischen war nur eine Stunde in der Woche gewidmet. Im Sommer 1800 durfte Arthur die Eltern auf einer Reise nach Karlsbad begleiten, und zwar ging die Fahrt über Weimar, Dresden und Prag; die Rückkehr erfolgte nach drei Monaten über Leipzig und Berlin. Lange vor Ablauf jener vier Jahre erfaßte den jungen Arthur eine starke Neigung zur Gelehrtenlaufbahn. „Ich ging meinen Vater“ — so schreibt er — „mit inständigen Bitten an, mir in dieser Beziehung den Willen zu tun und mich nicht Kaufmann werden zu lassen. Dieser aber hegte hiergegen den größten Widerwillen und ließ sich, da er nach seinem Dafürhalten einzig meinen Vorteil im Auge hatte, nicht erweichen.“

Arthurs Mutter dagegen scheint mehr Verständnis für die Neigung ihres Sohnes zum Studium gehabt zu haben. In einem ihrer Briefe aus späterer Zeit an den Sohn findet sich nämlich die Stelle: „... wie noch etwas, wie noch alles für dich geschehen konnte, galt meine Stimme nicht.“

Schließlich schienen die dringenden Bitten Johannas und Arthurs, unterstützt von den glänzenden Zeugnissen der Lehrer des letzteren, allmählich den Sieg über den Widerstand des Vaters davonzutragen. Er begann, sich mit dem Plane, seinen Sohn das Gymnasium besuchen zu lassen, zu befreunden. Auch hierbei aber kam der kaufmännische Sinn des Vaters, der Wunsch, den Sohn vor den Miseren der Gelehrtenlaufbahn zu sichern, zur Geltung. Er setzte sich nämlich mit dem Senat in Hamburg in Verbindung,

um seinem Sohn die Anwartschaft auf die Stelle eines Kanonikus der Stadt zu verschaffen. Mit diesem Ehrenposten juristischer Art wäre dem jungen Schopenhauer allerdings eine auch materiell sehr günstige Position gesichert gewesen. Die Sache stieß jedoch auf Schwierigkeiten, namentlich da Heinrich Floris das Indigenat in seinem neuen Niederlassungsort aus Anhänglichkeit an seine Geburtsstadt Danzig zu erwerben ablehnte; dazu fanden sich noch mehrere Bewerber aus alteingesessenen Familien um jene Zukunftsstellung, und so glaubte man denn, durch eine wesentliche Erhöhung der Einkaufssumme den Danziger Großkaufmann zu einem Verzicht auf seinen Plan bewegen zu können.

Das gelang allerdings nicht vollständig; aber Heinrich Floris wurde doch bedenklich, als man ihm zumutete, unter den damaligen ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen eine auf viele Tausende berechnete Summe an die mit einem großen Risiko behaftete Angelegenheit zu setzen.

Im stillen mochte der Vater wohl auch immer noch hoffen, daß der sehr befähigte Sohn mit zunehmendem Alter dem kaufmännischen Berufe größeres Interesse entgegenbringen würde.

Da verfiel denn Heinrich Floris auf eine List, die sein Wesen allerdings in einem etwas merkwürdigen Lichte erscheinen läßt. Er stellte den Sohn nämlich vor die Wahl, entweder sofort in das Gymnasium einzutreten, oder aber ihn und die Mutter auf einer mehrjährigen Reise durch die interessantesten Teile Europas zu begleiten. Er sollte dabei auch Gelegenheit haben, längere Zeit bei seinen Freunden in Havre, nach denen er sich sehnte, zu verweilen. Zur

Bedingung wurde dabei freilich gemacht, daß Arthur den Gedanken an eine gelehrte Laufbahn aufgeben und nach der Rückkehr von der großen Tour als Lehrling in ein Hamburger Kaufmannshaus eintreten sollte. Zugleich stellte ihm der Vater vor, daß es ihm ja unbenommen sei, wenn er sich erst einmal eine gesicherte kaufmännische Existenz geschaffen habe, auf seine Neigung zu Wissenschaft und Kunst Rücksicht zu nehmen, so, wie er, Heinrich Floris, und sein Vater Andreas es getan hätten. Diese Erwägung, verbunden mit dem glühenden Wunsche, aus dem Zwang einer ihm verhaßten Schule, aus unleidlichen Verhältnissen herauszukommen und die große, schöne Welt da draußen kennen zu lernen, bewog den fünfzehnjährigen Knaben, das verlangte Versprechen zu geben.

Die damals sechsjährige Adele wurde zu Johannas Mutter in Danzig gesandt. Im Frühjahr des Jahres 1803 traten die Eltern mit dem Sohne die große Reise an. Es ging durch den Norden Deutschlands zunächst nach Holland. Amsterdam, Harlem, Gorkum und Gent wurden besichtigt. Johanna Schopenhauer hat später auf Grund ihrer Tagebuchaufzeichnungen eine mehrere Bände umfassende Beschreibung dieser Reise veröffentlicht. Es spricht für ihre praktisch-pädagogische Veranlagung, daß sie auch den Sohn dazu anhielt, ein Tagebuch zu führen. Einzelne Partien aus diesem, ebenso auch verschiedene der Briefe, die sie während einer zeitweiligen Trennung von ihrem Sohne an ihn richtete, sind von Gwinner und Grisebach bekanntgegeben worden. Auch in seiner (lateinischen) Selbstbiographie und in gelegentlichen Äußerungen hat Schopenhauer auf die Eindrücke jener

Reise Bezug genommen. Von Holland ging es nach Calais und von da nach Dover. In London nahmen die Reisenden sechs Wochen Aufenthalt. Heinrich Floris aber vergaß auch hier nicht, das Nützliche mit dem Angenehmen für seinen Sohn zu verbinden. Für seinen späteren kaufmännischen Beruf sollte Arthur den Aufenthalt in England vor allem zur Erlernung der englischen Sprache ausnutzen. Zu diesem Zweck gaben ihn die Eltern, während sie in das Innere des Landes und nach Schottland reisten, allerdings gegen seinen Willen, in die Lancastersche Pensionsanstalt in Wimbledon bei London. Die strenggeregelte Hausordnung daselbst, der „steife, ceremoniöse“ Ton, wie sich der junge Deutsche ausdrückte, in der ganzen Anstalt, namentlich aber die strenge britische Sonntagsruhe erregten sein höchstes Mißfallen. Er beklagte sich in den Briefen an seine Eltern bitter hierüber und erreichte es endlich, daß er wenigstens an einem Tage in der Woche nach London fahren durfte. Die Briefe der Mutter aus jener Zeit an ihren Sohn haben bei aller liebevollen Form und gelegentlichen humoristischen Auslassungen doch einen recht ernsten Unterton. Eindringlich rät sie ihm, sich etwas liebenswürdiger im geselligen Verkehr zu zeigen und besonders alle schöngeistige Lektüre, mit der er sich fast ausschließlich beschäftigt hatte, eine Zeitlang beiseite zu legen und dafür tüchtig englische Grammatik und Konversation zu treiben, sowie sich mit ernsten Büchern, namentlich mit Geschichte, Geographie und Mathematik zu beschäftigen. An einen Hamburger Schulfreund schrieb Schopenhauer damals, er finde sich durch seinen Aufenthalt in England bewogen, „die ganze Nation zu hassen“. Es scheint aber doch, als wenn er die

Mahnungen von Vater und Mutter beherzigt hätte. Im Englischen wenigstens machte er Fortschritte.

In dieser Hinsicht ist die Stelle eines Briefes interessant, worin er sich im Jahre 1831 dem Engländer Campbell gegenüber folgendermaßen über jene Periode ausläßt: „Was meine Kenntnis der englischen Sprache anbetrifft, so verdanke ich sie hauptsächlich dem, daß ich einen Teil meiner Erziehung in England — wo ich eine Zeitlang im Jahre 1803 bei dem Reverenden Mr. Lancaster in Wimbledon als Sprachschüler war — genossen habe, ferner zu einem guten Teil dem, daß ich seitdem immer englisch lese und zuletzt dem, daß ich auf dem Festlande viel in englischer Gesellschaft gelebt habe. Meine englische Aussprache ist derart, daß ich von Engländern beim ersten Bekanntwerden oft für ihren Landsmann gehalten worden bin, obgleich ich bekenne, daß sie gewöhnlich im Laufe einer halben Stunde enttäuscht wurden."

Die Mutter schrieb ihm damals von Schottland aus: „Vom lieben Christentum kriegst du dein reichlich Teil, und ich kann es dir nicht verdenken, wenn es dir etwas zu viel dünkt, aber ein wenig auslachen muß ich dich denn doch: weißt du noch, wie manchen Krieg ich mit dir hatte, wenn du des Sonntags und an Feiertagen durchaus nichts Ordentliches vornehmen wolltest, weil es dir ‚Tage der Ruhe' waren? nun kriegst du der sonntäglichen Ruhe satt und genug."

Auch zu einem zweiten negativen Urteil über britisches Wesen hat Schopenhauer wohl während seines Aufenthaltes in England die grundlegenden Beobachtungen gemacht, nämlich zu seiner Verwerfung der nüchtern-materialistischen Auffassung besonders der Naturwissenschaften durch die Engländer.

Andererseits aber sah er schon als Jüngling viel zu scharf, als daß er nicht die Vorzüge der englischen Nation in politischer und wirtschaftlicher Beziehung den damaligen kleinlichen Verhältnissen in Deutschland gegenüber voll anerkannt hätte. Er hat später rückhaltlos seine Vorliebe für das britische Volk, den weiten Blick desselben, seine freiheitlichen Einrichtungen bei zahlreichen Gelegenheiten betont, suchte auch für seine Person häufig in Verkehr mit Engländern zu treten, bediente sich in seinen Aufzeichnungen nicht selten der englischen Sprache, las die „Times" regelmäßig usw.

Von England aus ging die Reise nach Frankreich. In Havre verweilte Arthur mehrere Wochen im Hause seines Freundes Anthime de Blésimaire. Beide Knaben waren entzückt darüber, daß der junge Franzose demnächst nach Hamburg kommen sollte, um das Deutsche zu erlernen. In Paris, wo die Vorbereitungen zur Kaiserkrönung alle Köpfe beschäftigten, hielten sich die Reisenden den Rest des Winters 1803/04 auf. Heinrich Floris frischte die früher angeknüpften persönlichen Beziehungen zu einer großen Anzahl bedeutender Staatsmänner, Künstler und Gelehrten auf. Einer der besten Kenner von Paris, der geistvolle Louis Sebastian Mercier, diente ihm und seinen Angehörigen als Führer durch die Ateliers und Salons, wie die Theater der Riesenstadt. Schopenhauer hat selbst später erzählt, daß er Napoleon und den Fürsten Talleyrand wiederholt in nächster Nähe gesehen habe. Auch hier war übrigens Heinrich Floris sorglich darauf bedacht, daß Arthur seine Kenntnisse in der Sprache und Literatur des Landes erweiterte.

Um dem von ihm selbst wiederholt erwähnten Nachteil, daß der Reisende in fremden Ländern eigentlich nur die Außenseite des dortigen Lebens kennen lerne, zu entgehen, studierte der junge Schopenhauer in Paris auch die sozialen Einrichtungen, besuchte die Institute für Kranken- und Taubstummenwesen, die Gerichtssäle und Gefangenenanstalten usw.

Im Frühjahr 1804 wurde die Reise nach Südfrankreich fortgesetzt. Bordeaux, Montpellier, Nimes, Marseille, Toulon und die Hyerischen Inseln wurden besucht. Über Lyon schrieb er folgende trübe Betrachtung in sein Tagebuch: „Die große prächtige Stadt hat in der Revolution mehr als jede andere gelitten, war der Schauplatz unerhörter Greuel. Es gibt beinahe keine Familie, von welcher nicht mehrere Mitglieder und gewöhnlich die Familienväter auf dem Schafott starben, und die unglücklichen Einwohner von Lyon gehen jetzt auf demselben Platz spazieren, auf dem ihre Freunde und nahen Verwandten vor zehn Jahren in Haufen gestellt und mit Kanonen à mitraille erschossen wurden! Stellt sich ihnen nicht das blutige Bild ihrer Väter entgegen, die in Martern den Geist aufgaben? Sollte man es glauben, daß sie an dem Platze vorbeifahren und kaltblütig die Hinrichtung ihrer Freunde erzählen können? Es ist unbegreiflich, wie die Macht der Zeit die lebhaftesten und schrecklichsten Eindrücke verwischt!"

Die Ruinen des Amphi-Theaters zu Nimes gaben ihm Stoff zu einer ebenfalls recht düsteren Auslassung über die Vergänglichkeit irdischer Größe, und wiederholt bekennt er, welch' niederschlagenden Eindruck der geringe Stand der Kultur in ganz Südfrankreich im Vergleich mit dem zur Römerzeit dort herrschenden hohen Bildungsniveau auf ihn gemacht habe.

Die entsetzliche Lage der an die Galeeren Geschmiedeten in Toulon erweckte insbesondere sein Mitleid. Er reflektiert folgendermaßen über das dort Gesehene: „Es ist schrecklich, wenn man es bedenkt, daß das Leben dieser elenden Galeerensklaven, was viel sagen will, ganz freudenlos ist und bei denen, deren Leiden auch nach fünfundzwanzig Jahren kein Ziel gesetzt ist, auch ganz hoffnungslos: läßt sich eine schrecklichere Empfindung denken, wie die eines solchen Unglücklichen, während er an die Bank der finsteren Galeere geschmiedet wird, von der ihn nichts wie der Tod mehr trennen kann? Manchem wird sein Leiden wohl noch durch die unzertrennliche Gesellschaft dessen erschwert, der mit ihm an eine Kette geschmiedet ist. Und wenn dann endlich der Zeitpunkt herangekommen, den er seit zehn oder zwölf, oder, was selten vorkommt, zwanzig ewig langen Jahren täglich mit verzweifelnden Seufzern herbeiwünschte, das Ende der Sklaverei: was soll er werden? er kommt in eine Welt zurück, für die er seit Jahren tot war. Die Aussichten, die er vielleicht hatte, als er zehn Jahre jünger war, sind verschwunden; keiner will den zu sich aufnehmen, der von der Galeere kommt, und zehn Jahre Strafe haben ihn von dem Verbrechen des Augenblicks nicht reingewaschen. Er muß zum zweitenmal ein Verbrecher werden und endet am Hochgericht. Ich erschrak, als ich hörte, daß hier sechstausend Galeerensklaven sind. Die Gesichter dieser Menschen können einen hinlänglichen Stoff zu physiognomischen Betrachtungen geben."

Die Tagebuchaufzeichnungen des Jünglings sind übrigens von seiner Mutter bei Abfassung ihres Berichtes vielfach benutzt worden.

Später, als Privatdozent in Berlin, hat auch Schopenhauer mehrfach auf die Eindrücke von jener Tour durch Südfrankreich Bezug genommen, und besonders ausführlich behandelt er da in der Darstellung „Vom Eindruck des Erhabenen" ein Erlebnis, das ihm in der Umgegend von Toulouse aufstieß. „Überaus stark habe ich einmal" — so erklärte er — „den Eindruck des Erhabenen von einem Gegenstand erhalten, den ich bloß hörte, ohne ihn zu sehen: dieser Gegenstand ist aber wohl auch einzig in der Welt. Sie wissen, daß der große Canal du Languedoc das Mittelländische Meer mit der Garonne und dadurch mit dem Ozean verbindet. Um den Kanal mit Wasser zu versehen, ist folgende Anstalt gemacht: Einige Meilen von Toulouse liegt Castelnaudary und etwa eine Meile von hier St. Feriol: auf einem Berge bei diesem Städtchen ist ein See oder großes Wasserbassin, selbst wieder von höhern Bergen umgeben, deren Quellen diesen See füllen. Nun ist unter dem See, im Berge eine Wasserleitung, welche das Wasser aus dem See, so oft es nötig ist, in den Kanal läßt: ein gewaltiger Krahn hält diese Wasserleitung geschlossen, sperrt den See und wird nur geöffnet, wenn das Wasser ausströmen soll. Man führte mich einen langen Gang durch den Berg; dicht neben diesem Gang, aber durch eine Wand von ihm getrennt, ist der gemauerte Weg des Wassers, am Ende des Ganges aber der große Krahn: nachdem mir der Führer die sehr nötige Erinnerung gegeben hatte, nicht zu erschrecken, öffnete er den Krahn, und nun erhob sich das

lauteste Gebrüll, was man wohl auf der Welt hören kann, verursacht von der großen Wassermasse, die nun in diesem eingeschlossenen Raum, im Gange nebenan, durch den ganzen Berg in den Kanal strömt. Von diesem entsetzlichen Lärm ist es nicht möglich, sich eine Vorstellung zu machen, es ist viel lauter als der Rheinfall, weil es im eingeschlossenen Raum ist: hier durch irgend etwas einen noch hörbaren Laut zu verursachen, wäre ganz unmöglich: man fühlt sich durch das ungeheure Getöse ganz und gar wie vernichtet: weil man aber dennoch völlig sicher und unverletzt steht und die ganze Sache in der Perception vor sich geht; so stellt sich dann das Gefühl des Erhabenen im höchsten Grade ein: dieses Mal durch einen bloß hörbaren Gegenstand, ohne alles Sichtbare veranlaßt. Übrigens geht man nachher auch in den andern Gang und sieht das Wasser aus dem Krahn strömen: hier wird man aber nicht so sehr davon erschüttert, theils weil der erste Eindruck vorüber ist, theils weil man die Ursache des Getöses vor Augen hat. Wer je ins südliche Frankreich kommt, versäume es ja nicht."

In der Schweiz machten Chamonix und der Montblanc einen tiefen Eindruck auf den Jüngling. Durch Schwaben und Bayern ging es dann nach Wien. In Braunau, der kleinen österreichischen Grenzfestung, hatten die Reisenden sehr unangenehme Scherereien, da die Behörden ihren Paß nicht anerkennen wollten, weil diesem das Visum eines österreichischen Gesandten fehlte. Aus Schopenhauers eigener Feder besitzen wir eine ausführliche Darstellung des ganzen Falles und seiner endlichen Beseitigung:

„Wir ließen das Land der ehrlichen Bayern hinter uns und fuhren durch den häßlichen, finstern, schwarz-

gelben Schlagbaum, nicht ahnend das Unheil, welches uns jenseits von der chikanösesten aller chikanösen Polizeien und der impertinentesten aller impertinenten Akzisen bevorstand. Ein halbes Dutzend Kanzlei- und Polizeidiener buchstabierten, sobald wir angekommen waren, mit der scrupulösesten und wichtigsten Miene von der Welt an unserem Passe, und es ward befunden, daß derselbe, obwohl vom Senate der unter kaiserlichem Schutz stehenden Reichsstadt ausgestellt, von keinem österreichischen Gesandten visiert, folglich ungültig sei; denn in Österreich haben die Zeugnisse fremder Regierungen keinen Kredit. Der Paß, der überall gut gewesen war, der in Ländern gegolten hatte, wo des Krieges und der schwankenden Regierung wegen die Vorsicht in diesem Stück notwendiger ist, wie in dem unbedeutenden, verarmten und ausgesogenen Österreich, dessen Regierung dem Himmel danken sollte, wenn ein Fremder sein Geld dort verzehren kommt — der Paß war hier nicht gut. Ich ging sogleich zum Polizeikommissar, wir bataillierten eine Stunde mit ihm; nichts wollte helfen, es war kein Ausweg als entweder umzukehren, was wir vor vier Jahren einmal unter ähnlichen Umständen getan hatten, oder eine Estaffette um einen Paß nach Wien zu schicken und uns zu entschließen, sechs Tage in Braunau zuzubringen. Das letztere ward beschlossen: die Estaffette mußte sogleich aufsitzen, und wir waffneten uns mit Geduld. Nachdem die Mauth alle unsere Koffer durchwühlt, wurde unser Wagen mit Beschlag genommen mit der Anzeige, daß er nicht anders wie unter Vorzeigung eines österreichischen Passes herausgegeben würde. Am Morgen nach unserer Ankunft wollte ich spazieren gehen, wurde

aber am Tore angehalten, gefragt, wer ich sei, wo ich hin wolle, wo ich herkomme, ob ich einen Paß habe und dergleichen österreichische Fragen mehr. Ich sagte endlich, wenn man so examiniert würde, um zum Tor hinauszugehen, wollte ich drinnen bleiben; doch darauf wurde ich als eine verdächtige Person zu dem mir schon bekannten Polizeikommissar gebracht. Diesem erzählte ich mit vielem Eifer meine Geschichte und sagte ihm, daß entweder kein Mensch ohne Paß aus dem Tor gelassen werden müßte, oder man könnte auch mich meines fremden Ansehens wegen nicht anhalten; denn es könnte die Pflicht der Wache nicht sein, alle Einwohner zu kennen und den Fremden zu unterscheiden." Schließlich kam der Paß, mit dem Visum von Wien aus versehen, zurück, und die Reisenden konnten ihre Fahrt fortsetzen.

Nach längerem Aufenthalte in Wien folgte ein Besuch des Riesengebirges, wo der Jüngling entzückt war von der Großartigkeit der Rundsicht, die ein Verweilen auf dem Gipfel der Schneekoppe bei Sonnenaufgang bietet. Schopenhauer unternahm hier im Gebirge ausgedehnte Fußwanderungen, auf denen er namentlich auch seine Neigung zu botanischen und mineralogischen Studien befriedigen konnte.

Auch eine tragikomische Erinnerung knüpft sich an Schopenhauers Aufenthalt im Riesengebirge: unter der Einwirkung der großen Sommerhitze schwollen ihm die Ohren nach seinen eigenen Angaben „unter heftigem Jucken zu monströsem, die natürliche Größe um das dreifache überragendem Umfang, sodaß sie gerade vom Kopf abstanden, beim Gehen wackelten und mich in ein wahres Ungeheuer verwandelten. Als ich eine kurze Strecke über die Straße ging, sah

ich mit Schrecken an meinem Schatten zwei lange Ohren unterm Hut hervorragen."

Mit den Eltern fuhr der Jüngling dann nach Dresden, wo es ihm sehr gut gefiel, und von wo aus er mehrere Touren in die Sächsische Schweiz unternahm. Johanna Schopenhauer, seine Mutter, frischte hier die Bekanntschaft mit verschiedenen Künstlern, Gelehrten und Schriftstellern auf, die ihr seiner Zeit auf der ersten großen Reise mit ihrem Gemahl durch Deutschland vorgestellt worden waren.

Im September 1804 trennten sich die Reisenden in Berlin; der Vater fuhr allein nach Hamburg zurück; Mutter und Sohn gingen nach Danzig. Der Johanna Schopenhauer zugestandene Turnus der vierjährlichen Besuche in der Heimat war wieder da, und zugleich sollte Arthur bei dieser Gelegenheit konfirmiert werden. Dies geschah durch den Diakonus Blech in der Marienkirche zu Danzig, wo er bekanntlich auch getauft worden war. Erst im Dezember kehrte Johanna mit ihren beiden Kindern zu ihrem Manne zurück. Während dieser Zeit arbeitete der junge Arthur nach dem Willen seines Vaters auf dem Kontor eines Geschäftsfreundes desselben, des Großkaufmanns Kabrun. In mehreren Briefen ermahnt der Vater den Sohn, recht achtsam auf die Unterweisungen Kabruns zu sein, große Sorgfalt auf das Ausschreiben der Fakturen und Wechselbriefe zu verwenden, die man ihm übertragen, und seine Handschrift zu verbessern. Mit Freude vernimmt der Vater, daß die Mutter mit Arthurs Betragen zufrieden sei; dann rät er ihm aber, auch in seinem Zimmer und in seiner Wäsche recht Ordnung zu halten, und spielt auf eine „Begebenheit in Braunau" an, die „gar ärgerlich gewesen" sei. Welcher Art jener Vorfall war, ist nicht bekannt. Auch zur Beobachtung einer geraden Haltung „am Schreibpulte wie im gemeinen Leben" mahnt er ihn eindringlich; falls er auf der Reitschule oder durch einen Korporal „durch's Exerzieren den besseren Maintient des Körpers gewinnen" könne, so wolle er, der Vater, die Kosten gern tragen. Dagegen, daß er sein Flötenspiel fortsetze, das er schon als Knabe erlernt, habe er nichts einzuwenden. In dem letzten Brief des Vaters heißt es: „Ich wollte, daß du lerntest, dir die Menschen angenehm zu machen."

Darin scheint es der Sohn damals nun freilich nicht weit gebracht zu haben, denn nur mit großer Unlust verrichtete er nach seiner Rückkehr in Hamburg Arbeiten im Kontor des Senators Jaenisch. In seiner Selbstbiographie sagt Schopenhauer, nie habe es einen schlechteren Handlungsdiener gegeben, als ihn. Seine ganze Natur habe den Obliegenheiten dieses Berufes widerstrebt. „Auch hatte ich auf dem Kontor immer Bücher versteckt, an denen ich mich, sobald ich unbewacht war, ergötzte. Als der berühmte Stirnschauer und Kraniologe Gall in Hamburg Vorlesungen hielt, hinterging ich meinen Lehrherrn täglich mit allerhand Listen, nur um jenen Vorlesungen beiwohnen zu können." Auch darüber, daß er damals eifrig Romane, zum Teil recht fragwürdiger Art, las, — unter anderm ertappte sein Vater ihn einmal, als er nachts im Bett den „Faublas" las — hat sich Schopenhauer später ausgesprochen. Das Gefühl, „eine verhaßte Knechtschaft" und eine widerwärtige Beschäftigung über sich ergehen lassen zu müssen, versetzte den Jüngling in eine geradezu verzweifelte

Stimmung; dazu kam die Reaktion nach all den Zerstreuungen und reichen, abwechslungsvollen Erlebnissen der großen Reise, der Kontrast der strengen Ordnung gegenüber der Ungebundenheit der letzten Jahre.

Vierzig Jahre später, als Schopenhauer gefragt wurde, ob er etwa in seiner Jugend viele Leiden durchzumachen gehabt habe, und sein Pessimismus daraus mit veranlaßt worden sei, erklärte er: „Gar nicht; sondern ich war als Jüngling immer sehr melancholisch, und einmal — ich mochte ungefähr 18 Jahre alt sein — dachte ich, noch so jung, bei mir: Diese Welt soll ein Gott gemacht haben? Nein, eher ein Teufel. — Ich habe freilich schon viel in der Erziehung, durch die Härte meines Vaters, zu leiden gehabt.“ — Die Nachwirkungen all der merkwürdigen, günstigen und ungünstigen Eindrücke, die auf seine Jugendjahre einstürmten, haben sich denn auch in seinem ganzen späteren Leben, wie in seinen Werken geltend gemacht. Irgendwelchen Vorwurf gegen seinen Vater wegen dessen Hartnäckigkeit zu erheben, mit der er ihn in einen ihm widerwärtigen Beruf hineinzwingen wollte, davon ist der Sohn aber auch in seinen späteren Lebensjahren weit entfernt gewesen. Er erkannte stets an, daß es sein Vater gut mit ihm gemeint habe, wenn er auch ein falsches Ziel verfolgt hätte. Die Erinnerung an das im Grunde gütige Wesen Heinrich Floris' hat ihn nie verlassen. Mit großer Dankbarkeit sprach sich Schopenhauer unter anderm seinem Anhänger Frauenstädt viele Jahrzehnte später hierüber aus, rühmte das „vornehme Haus“, das sein Vater gemacht, das vornehme Leben, das der Danziger Großkaufmann mit

den Seinen auf Reisen geführt und die Gastlichkeit, die er stets beobachtet habe.

In der hier in Rede stehenden Hamburger Zeit freilich war der junge Arthur von einer solchen objektiven Würdigung der Verhältnisse weit entfernt. Er empfand nur das Drückende, Unbefriedigende seiner Lage, und es scheint auch, als wenn die ganze Gestaltung der Situation daheim, die Beziehungen der Mutter und der beiden Kinder zu dem Vater allmählich immer ungünstiger wurden. Die Reizbarkeit Heinrich Floris' wuchs ins Krankhafte; geschäftliche Sorgen mochten manches zur Vertiefung der Mißstimmung des Chefs der Firma Schopenhauer beitragen. Auch die mit den Jahren gesteigerte Schwerhörigkeit des Vaters trug dazu bei, den Verkehr mit ihm schwierig zu gestalten. Die Charakterbeschaffenheit der Gattin brachte auch kein versöhnendes, linderndes Element in diese gespannte Sachlage: Der Sohn unfleißig, widerstrebend, fast den ganzen Tag außer dem Hause, in dem eine drückende Schwüle herrschte; Mutter und Tochter ganz und gar auf sich angewiesen; der Vater immer verschlossener und die Einsamkeit bevorzugend oder in heftigen Zornesausbrüchen die Seinen erschreckend, so bot das Familienleben Heinrich Floris Schopenhauers nunmehr ein höchst trauriges Bild.

Den einzigen Lichtblick darin bildete Arthurs Verhältnis zu der fast 10 Jahre jüngeren Schwester Adele. Eine herzliche Zuneigung entwickelte sich zwischen beiden.

Unwillkürlich drängt sich einem der Vergleich mit den ähnlichen Verhältnissen im Hause des Rates Goethe auf. P. J. Möbius sagt über diese Ähnlichkeit beider

Gruppen und des Milieus, in dem sie sich bewegten, durchaus zutreffend: „Ein reifer Mann heiratet ein junges geistvolles Mädchen, das ihn ehrt, aber nicht liebt; beide zeugen einen genialen Sohn und eine gute, gescheite, aber häßliche Tochter. Die Ähnlichkeit zwischen Goethes Vater und dem Schopenhauers ist gar nicht zu verkennen; hier wie dort ein starker, derber Körper, gute Begabung, Fleiß, Ehrenhaftigkeit, Stolz, Hartnäckigkeit, Härte, Pedanterie. Beide Väter waren altkluge Erzieher; sie bemühten sich um ihre Söhne mit ernstlichem Bestreben, mißachteten aber das Recht der Individualität und wollten ihren Söhnen die Lebensbahn vorzeichnen gegen die Natur. Beide waren sehr für das Reisen eingenommen und erblickten darin das wichtigste Bildungsmittel. Goethes Vater war freilich nur einmal gereist, Heinrich Schopenhauer aber hat einen beträchtlichen Teil seines Lebens auf weiten Reisen zugebracht, ist nicht nur wie jener als junger Mann, sondern als Familienvater mit Frau und Kind durch die Welt gezogen. Beide sind wieder insofern ähnlich, als ihr Geist gegen das Ende des Lebens hin getrübt wurde. Heinrich Schopenhauer soll mit den Jahren reizbarer und heftiger geworden sein, an Beängstigung gelitten haben."

Zur Katastrophe kam es am 20. April 1805. An diesem Tage nämlich stürzte Heinrich Floris Schopenhauer bei einer Visitation seiner Speicher durch eine Luke, die auf das Fleet hinausging, in die Tiefe und fand dadurch ein plötzliches Ende. In seiner Selbstbiographie schreibt der Sohn über diesen schrecklichen Schicksalsschlag: „Mein bester Vater wurde plötzlich durch Zufall von einem blutigen Tode heimgesucht." Später aber hat er selbst eingeräumt, und auch

Andeutungen seiner Mutter lassen kaum einen Zweifel darüber zu, daß das Ende des damals achtundfünfzigjährigen Mannes durch Selbstmord herbeigeführt worden ist. Die tiefe, von immer stärkeren Wahnvorstellungen erfüllte Melancholie, die, wie erwähnt, Heinrich Floris in seinen letzten Lebensjahren häufig befiel, ist wohl die Ursache zu jenem beklagenswerten Ereignis. Möbius bemerkt hierzu: „Jeder Arzt wird dann, wenn ein älterer Mann, bei dem krankhafte Geisteszustände beobachtet worden sind, plötzlich durch einen Unfall stirbt, den Selbstmord für höchst wahrscheinlich halten. Gerade im Beginne der Senilität kommt krankhafte Verstimmung mit Selbstmordneigung vor."

Wenn indes ein Anhänger des Philosophen (Robert von Hornstein) in seinem Bericht über mehrfache Begegnungen mit Schopenhauer, als dieser bereits im hohen Greisenalter stand, schreibt: „Der Mutter gab er die Schuld an dem Selbstmord seines Vaters..." — so ist diese Mitteilung nur mit allergrößter Vorsicht aufzunehmen.

Merkwürdig berührt in der Todesanzeige, die die Witwe in den gelesensten Hamburger Blättern erließ, der Zusatz der „Verbittung aller Beileidsbezeigungen, die meinen Kummer nur vermehren würden."

Heinrich Floris wurde am 22. April 1805 auf dem (inzwischen beseitigten) neuen Begräbnisplatze zu St. Georg beigesetzt. Johanna hatte ein „Sandgrab" von zehn Fuß im Geviert für ihn, für sich und ihre beiden Kinder „mit 15 Ruhejahren" (nach der letzten Beisetzung) für hundert Mark Courant nebst einem Speziesdukaten „Gottespfennig" und vier Mark Erdgeld bei Einsenkung der Leiche gekauft.

Die Witwe ordnete die Liquidierung der Firma des Dahingeschiedenen an und betraute damit den langjährigen ersten Buchhalter Wilhelm Ganslandt. Noch im Jahre 1805 gelang es, das Haus mit den Niederlagsräumen, Warenvorräten usw. zu veräußern; mit ihren beiden Kindern zog Johanna vorläufig in Miete nach den Kohlhöfen Nr. 87, fest entschlossen, ihre Beziehungen zu Hamburg baldigst zu lösen. In Begleitung eines auf Besuch bei ihr weilenden Mitgliedes der Trosenerschen Familie, den sie nur „Doktor Bébé" nannte, trat sie im Mai nächsten Jahres eine „Explorationsreise" nach Weimar an, begleitet von ihrer Tochter Adele. Nach dem „deutschen Musensitz", nach dem Orte, wo sich um Goethe die gesamte schöngeistige Welt Deutschlands zusammenfand, zog es sie mächtig. Am 14. Mai traf sie in Weimar ein; nach drei Tagen hatte sie bereits eine Wohnung am Theaterplatz 1 gemietet; zahlreiche Bekanntschaften in den literarisch-ästhetischen Kreisen der idyllisch gelegenen Stadt wurden angebahnt; überall nahm man die reiche, interessante Witwe gastlich auf, und so kehrte sie, der schönsten Hoffnungen voll, erst nach einigen Wochen, nachdem sie noch Möbel und sonstige Einrichtungsstücke bestellt hatte, nach Hamburg zurück. Am 21. September erfolgte die endgültige Übersiedelung nach Weimar, und zwar ging die Mutter „mit polnischem Abschiede" von ihrem Sohne fort. Sie täuschte ihn über die Abfahrtsstunde, um sich selbst, wie sie ihm nachher schrieb, die Aufregung einer förmlichen Trennung zu ersparen; jede heftige Rührung griffe sie zu sehr an. Arthur ertrug die rasche Entfernung der Mutter ruhiger, als sie gedacht, schrieb ihr einige herzliche Zeilen und legte auch

ein Briefchen an Adele bei, worüber diese sich außerordentlich freute.

Viel zur Milderung des Trennungsschmerzes mag der Umstand beigetragen haben, daß damals Arthurs Freund Anthime nach Hamburg gekommen war. In Abwesenheit Johannas wohnte er einige Tage mit Arthur zusammen; dann begab er sich in Pension zu einem Geistlichen nach Allerhöhe in der Nähe der Hansestadt. Günstig wirkte der Einfluß des jungen Franzosen nicht auf Arthur. Dieser wohnte nach der Abreise der Mutter bei dem Assekuranz-Makler Gisbert Willink, Maria-Magdalenen-Kirchhof Nr. 68, wo er ein eigenes, komfortabel eingerichtetes Zimmer besaß. Durch Vergnügungen aller Art, bei denen die in ihm mit großer Stärke erwachte Sinnlichkeit eine bedeutende Rolle spielte, suchte er die Unzufriedenheit mit seiner Lage zu betäuben und fand dabei in dem leichtlebigen, wohlhabenden Anthime einen willfährigen Kameraden. Als einen Aufschrei über die Qualen, die ihm der „Frondienst des Dämons Sinnlichkeit" auferlegte, darf man jenen poetischen Erguß ansehen, der in den „Neuen Paralipomenis" S. 366 wiedergegeben ist und mit den Worten beginnt:

„O Wollust, o Hölle,
O Sinne, o Liebe,
Nicht zu befried'gen
Und nicht zu besiegen!"

Es sei gleich hier bemerkt, daß die Sinnlichkeit es war, welche Schopenhauer durch sein ganzes Leben, bis ins hohe Alter begleitet, ihn immer wieder aus den Höhen reinen Erkennens und interesseloser Kunstbetrachtung auf die Erde, in die Tiefen des Daseins, zur Alltäglichkeit und zum Gemeinen niedergezogen

hat. Wie ungeheuer schwer er unter dieser geheimen Geißel gelitten, wie er sich selbst bewußt war, daß die Leidenschaft zum weiblichen Geschlecht, der Sinnengenuß ihn stets aufs neue in Fesseln schlug und seinem Charakter dunkle Schatten aufsetzte, das geht aus zahlreichen Stellen seiner intimen Aufzeichnungen, seiner Briefe und seiner Schriften hervor.

Zu dem Ergreifendsten, Erschütterndsten gehören diejenigen Partien seiner Werke, worin er die Sklaverei der ganzen Menschheit im Dienste der Venus beklagt. In seiner berühmten „Metaphysik der Geschlechtsliebe" hat er das schwierige Problem des „Eros" bis in seine letzten, äußersten Konsequenzen verfolgt. Mit einem Jubelruf begrüßt er darum auch den Eintritt jener Lebensjahre, in denen die Begierden, die bis dahin immerfort quälenden und peinigenden Anreizungen zur Sinnlichkeit, schlafen gegangen sind.

Schon im Jünglingsalter aber suchte er diese Triebe zu bekämpfen: bald stürzte er sich mit Eifer in die kaufmännischen Obliegenheiten; bald suchte er Ablenkung in der Lektüre ernster und unterhaltender Schriften, im Besuch von Theater und Konzerten, in der Ausübung des Flötenspiels, in weiten Spaziergängen und im Betreiben des Segelsports — die Natur aber wollte ihr Recht. Schließlich überwältigte ihn der Ekel am ganzen Dasein, und er versank in immer tiefere Melancholie. Genährt wurde diese trübe Stimmung Arthurs absichtslos auch von der Mutter, und zwar durch ihre sehr anschaulichen brieflichen Schilderungen von den Folgen der Schlacht bei Jena für Weimar, von dem großen Jammer, den der Transport der Verwundeten, von den

Gefahren, die die Besetzung der Stadt durch die Franzosen mit sich brachte.

Das Weihnachtsfest 1806 scheint Arthur besonders düster verlebt zu haben. Um ihn zu trösten, sandte ihm die Mutter ihr von der Malerin Caroline Bardua angefertigtes Pastellporträt nebst einem herzlichen Briefe.

Immer deutlicher erkannte der Jüngling, daß er sich auf falschem Wege befand. In der Not seines Herzens, getrieben von der Hoffnung, daß es vielleicht doch noch nicht zu spät für ihn sei, die gelehrte Laufbahn einzuschlagen, wandte er sich schließlich brieflich an seine Mutter. Und er fand in ihr eine verständnisvolle Freundin. Sie mahnte ihn vor allem zur Ruhe und Besonnenheit, versicherte ihn ihrer aufrichtigen Liebe und versprach ihm, wenn irgend möglich, Hilfe. Den ganzen Fall erörterte sie dann eingehend mit dem ihr befreundeten Kunstgelehrten Fernow, der selbst auch erst spät und unter den größten Schwierigkeiten seiner Neigung zu den Wissenschaften hatte folgen können. Den ausführlichen Brief, worin Fernow die Möglichkeit eines „Umsattelns" für Arthur und des Nachholens der verlorenen Jahre auf dem Wege des Privatunterrichts klar auseinandersetzte, sandte die Mutter ihrem Sohne nach Hamburg, begleitet von ernsten, liebevollen Worten ihrerseits. Nach dem Lesen des Fernowschen Schreibens — sagt Schopenhauer in seiner Selbstbiographie — „vergoß ich einen Strom von Tränen, und augenblicklich stand mir der Entschluß fest, obwohl ich sonst an irgendwelche Wahlentscheidung nur mit unendlichem Zögern herantrat."

So sehr Arthur auch das Andenken an seinen Vater hochhielt, konnte doch das jenem in jugend-

licher Übereilung gegebene Versprechen, Kaufmann zu werden, gegenüber der Erkenntnis, daß er es in diesem Berufe nie zu etwas Hervorragendem bringen würde, ja, daß er darin zugrunde gehen müßte, keine Bedeutung mehr für ihn haben.

Nachdem er aus dem Kontor des Senators Jaenisch ausgetreten war, verbrachte er noch einige Tage in stetem Verkehr mit seinem Freunde Anthime; dann unterzog er sich, wie Gwinner mitteilt, einer Operation seines linken Gehörganges, da er damals bereits unter Taubheitserscheinungen, die er wohl von seinem Vater geerbt hatte, litt. Danach betrieb er, unterstützt von den Weisungen seiner Mutter, die Übersiedelung zunächst nach Weimar. Einige Wochen vergingen ihm dort in angenehmster Weise und im herzlichsten Einverständnis mit Johanna und Adele. Daß er sich wie ein Erlöster vorkam, daß er die vornehme Ruhe der Stadt und die Schönheiten ihrer Umgebung in vollen Zügen genoß, daß er nach all den Aufregungen und Vergnügungen der letzten Monate das seelische Gleichgewicht wiederfand und namentlich in Fernows mündlichen Ratschlägen beachtenswerte Fingerzeige für die Einrichtung seines Studienganges erhielt — alle diese Momente machten jene Wochen in Weimar für ihn zu einer ebenso glücklichen wie verheißungsvollen Epoche, an die er später noch oft zurückgedacht hat. Der heftige Schmerz um den Verlust des geliebten Vaters löste sich unter solchen Verhältnissen in eine linde, wehmutsvolle Stimmung auf.

In Weimar schien indes keine rechte Gelegenheit zur Verwirklichung des Studienganges für Arthur vorhanden zu sein, wohl aber in Gotha. Im Juni 1807 traf er denn auch dort ein, nachdem seine Mutter

mit Unterstützung Fernows alles Nähere über seinen Aufenthalt daselbst geregelt hatte. Bei dem Gymnasialprofessor Carl Gotthold Lenz erhielt er Kost und Logis. Fr. Wilhelm Döring, der Direktor des Gymnasium, gab ihm täglich privatissime zwei Stunden Unterricht im Lateinischen, und zwar mußte er mit den Anfangsgründen beginnen, denn, wie Schopenhauer in seiner lateinischen Selbstbiographie angibt, hatte er die im Rungeschen Privatinstitut in Hamburg gelernten Deklinationen und Konjungationen völlig vergessen. Schopenhauer machte große Fortschritte bei Döring und fand in dessen Anerkennung seines Strebens einen immer neuen Ansporn zu erhöhtem Eifer. Zugleich fühlte er sich bei dieser Beschäftigung mit den klassischen Studien allmählich von der ihn niederdrückenden Stimmung, die ihm alles im schwärzesten Lichte erscheinen ließ, frei werden. Auch in Friedrich Jacobs, an dessen Unterricht in der deutschen Sprache und Litteratur er im Gymnasium teilnahm, fand er verständnisvolle Förderung. Über die mit großer geistiger Schärfe abgefaßten deutschen Aufsätze Schopenhauers sprach Jacobs sein vollstes Lob aus.

Den Weggang dieses hervorragenden Gelehrten nach München beklagte sein Schüler in einem gereimten Panegyricus, der ganz im Stil der damals beliebten überschwenglich-zopfigen Gelegenheitsgedichte gehalten ist. (Vgl. Sch. Nachl. IV. S. 367.)

In die, verglichen mit Hamburg, kleinstädtischen Verhältnisse Gothas konnte sich der Jüngling, der sich in der Hansestadt und auf den mannigfachen Reisen sozusagen etwas Weltmännisches angeeignet hatte, nur schwer gewöhnen. Geistig und an Er-

lebnissen war er allen Mitschülern weit überlegen, während er ihnen in den eigentlichen Schulfächern erheblich nachstand; auch die strenge Hausordnung bei Prof. Lenz, der Zwang, auf manche ihm lieb gewordene Zerstreuung verzichten zu müssen — alles dies erschwerte ihm, ganz abgesehen von seiner unausgeglichenen, düsteren Gemütsstimmung, die in den Pubertätsjahren begründet war, den Aufenthalt in der stillen Thüringer Stadt. Mit einigen Kameraden trat er wohl in nähere Beziehung — so mit Friedrich Osann, dem späteren Professor in Jena und Gießen, mit E. A. Lewald (nachmals Professor in Heidelberg), mit Karl John, der Sekretär Goethes und danach Zensor und Redakteur der „Preußischen Staatszeitung" wurde, und er ist mit ihnen auch in der Folge in Verbindung geblieben. Aber irgendwelches innere Genügen fand er bei alledem nicht. Kennzeichnend für seine damalige Zerfahrenheit, für sein jugendliches Ungestüm, das sich unter der Maske einer frühreifen Blasiertheit zu verstecken suchte, sind einige weitere Verse, die er „auf die Gothaer Philister" dichtete. (Vgl. Sch. N. IV., S. 368.) Gewisse epigrammatische Schöpfungen Lessings und Pfeffels scheinen die Muster zu sein, nach denen er sich beim Entwurf dieser bitteren Philippika gerichtet hat.

Leider ließ er sich in seiner mißmutigen Stimmung dazu verleiten, einen Gymnasialprofessor Schultz poetisch herb zu kritisieren, der sich, vielleicht nicht mit Unrecht, über die Selekta, der Schopenhauer angehörte, ungünstig ausgesprochen hatte. Dem schonungslos Angegriffenen kamen diese Verse durch die Indiskretion eines der Schulgenossen Arthurs zur Kenntnis, — (das kleine, witzige Poem findet sich ebenfalls

in Sch. N. IV., S. 369 veröffentlicht), und obwohl von einer Bestrafung des kecken Autors Abstand genommen wurde, — Schopenhauer unterstand ja auch als Extraneus kaum der eigentlichen Schuldisziplin — so sah sich Direktor Döring doch veranlaßt, ihm den Privatunterricht aufzusagen. Ohne solchen aber konnte der Jüngling nicht daran denken, das Ziel des Gymnasiums zu erreichen. Eine andere, ebenso tüchtige Lehrkraft wie Döring konnte oder wollte sich in Gotha nicht finden — er selbst hatte nach dem Vorgefallenen auch keine Neigung zu längerem Verweilen an der dortigen Anstalt. Und so sah er sich infolge seiner unbesonnenen Handlungsweise veranlaßt, nach kaum einem halben Jahre von Gotha zu scheiden. Den Brief, in dem er seine Mutter von dem Geschehenen in Kenntnis setzte, hat diese später, nach dem völligen Bruch mit ihrem Sohne, gleich allen übrigen Schreiben desselben an sie, verbrannt. Ihre sehr ausführliche und von durchaus berechtigter Entrüstung erfüllte Antwort aber ist erhalten. Sie kanzelt darin ihren Sohn ganz gehörig herunter, hat aber doch auch manches schonende Wort für seine Eigenart.

Den Vorschlag seiner Mutter, nach Altenburg zu gehen und dort, ähnlich wie in Gotha, teils durch Privatunterricht, teils durch Hospitieren an den Gymnasialstunden seine Bildung zu vollenden, lehnte der Jüngling ab. Nur ungern willigte die Mutter in sein Kommen nach Weimar. Davon, daß er bei ihr wohne, wollte sie nichts wissen. Charakteristisch für die unerfreuliche Gestaltung der Beziehungen zwischen Arthur und der schöngeistigen, ihre Bequemlichkeit über alles setzenden Mutter ist das Programm, das sie gewissermaßen als Bedingung für ihre Einwilligung

in den Aufenthalt des Sohnes in der Musenstadt aufstellt. Sie schreibt ihm da unter anderm, sie lege den größten Wert darauf, daß ihrer beider Freiheit kein Abbruch geschehe, und daß sie „in der zwanglosen, friedlichen, unabhängigen Ruhe bleibe“, die sie jetzt erst recht eigentlich „des Lebens froh“ werden lasse. Dann heißt es in der merkwürdigen Epistel weiter: „Also, lieber Arthur, wenn du hier wohnst, treibst du dein Wesen für dich, als wäre ich nicht da, nur daß du alle Mittage von 1 Uhr bis etwa gegen 3 Uhr bei mir zu Tische kommst. Den Abend bringt jedes von uns zu, wie es will, außer meine beiden Gesellschaftsabende, an welchen du mit den übrigen natürlicherweise zu mir kommst und wenn du willst, auch bei mir zu Abend issest; die anderen Abende speisest du zu Hause, auch deinen Thee trinkst du zu Hause ... So, lieber Arthur, glaube ich, ist's notwendig für uns beide: auf diese Weise bleiben wir so ziemlich in unseren jetzigen Verhältnissen. Ich gestehe dir, ich finde die meinigen so angenehm, ich bin diese ruhige Lebensweise so gewohnt, daß mir vor allem graut, was eine Abänderung darin zu Wege bringen könnte. Indessen alles dies kann auch mit deinem Hiersein gar wohl bestehen, wenn man nur gehörige Maßregeln trifft; und ich bin überzeugt, du wirst dir gern alles gefallen lassen, was ich in dieser Hinsicht wünschen werde, und mir jede Einrichtung überlassen. Deine eigene Freiheit gewinnt dadurch auch ... An Vergnügungen hast du drei Abende Theater und zwei Abende bei mir, und daran wohl genug, obgleich ich fürchte, die Abende bei mir werden dir nicht immer so angenehm erscheinen wie denen, die, älter und bedeutender, als du bis jetzt noch sein

kannst, thätigen Anteil daran nehmen können. Du bist der einzige ganz junge Mensch in dieser Gesellschaft, doch das Interesse, Goethe nahe zu sein, wird dich für die Lustigkeit, die du vielleicht vermissen wirst, hoffentlich entschädigen ... Mir sollst du recht willkommen sein und ich will tun, was ich, ohne meine eigene Freiheit und Ruhe aufzuopfern, tun kann, um dir deinen Aufenthalt hier recht angenehm zu machen.“

In seiner Antwort auf dieses eigenartige Schreiben scheint sich Schopenhauer auf die Mitteilung beschränkt zu haben, daß er trotz alledem nach Weimar zu kommen entschlossen sei. Jedenfalls war er nun über die Jugendstreiche der Hamburger Periode und über Unbesonnenheiten nach Art des Gothaer Aufenthalts hinaus. Daß er das sachlich Berechtigte in den Briefen seiner Mutter anerkannte, ist zweifellos. Die Form, aber, in der ihm die Mutter ihre Meinung zu sagen für gut fand, vor allem die übermäßige Breite ihrer Ausführungen — sie schwelgt förmlich im Ausmalen der durch Arthurs Benehmen geschaffenen Situation — diese Form mußte den geistig frühreifen, allem Äußerlichen abgeneigten jungen Mann auf das tiefste verletzen. Am 13. Dezember 1807, kurz ehe Arthur in Weimar zu dauerndem Aufenthalt eintraf, richtete die Mutter ein zweites Schreiben an ihn, worin sie ihm des weiteren darlegte, wie sie sich das Verhältnis zu ihm fortan zu gestalten gedenke.

„Du bist“ — schreibt sie ihm — „in Weimar nicht mehr, als anderswo, bis jetzt, zu Hause.“ Und dann versteigt sie sich zu nachstehender Analyse ihrer beiderseitigen Beziehungen:

„Nun zu Deinem Verhältnisse hier gegen mich, und da dünkt mir es am besten, ich sage Dir gleich

ohne Umschweife, was ich wünsche und wie es mir ums Herz ist, damit wir einander gleich verstehen. Daß ich dich recht lieb habe, daran zweifelst du nicht; ich habe es dir bewiesen, solange ich lebe. Es ist zu meinem Glück notwendig zu wissen, daß du glücklich bist, aber nicht, ein Zeuge davon zu sein. Ich habe dir immer gesagt, es wäre sehr schwer mit dir zu leben, und je näher ich dich betrachte, desto mehr scheint diese Schwierigkeit, für mich wenigstens, zuzunehmen. Ich verhehle es dir nicht, solange du bist, wie du bist, würde ich jedes Opfer eher bringen, als mich dazu entschließen. Ich verkenne dein Gutes nicht; auch liegt das, was mich von dir zurückscheucht, nicht in deinem Gemüt, nicht in deinem innern, aber in deinem äußern Wesen, deinen Ansichten, deinen Urteilen, deinen Gewohnheiten — kurz, ich kann mit dir in nichts, was die Außenwelt angeht, übereinstimmen. Auch dein Mißmut ist mir drückend und verstimmt meinen heiteren Humor, ohne daß es dir etwas hilft. Sieh, lieber Arthur, du bist nur auf Tage bei mir zum Besuch gewesen, und jedesmal gab es heftige Szenen um nichts und wieder nichts, und jedesmal atmete ich erst frei, wenn du weg warst, weil deine Gegenwart, deine Klagen über unvermeidliche Dinge, deine finsteren Gesichter, deine bizarren Urteile, die wie Orakelsprüche von dir ausgesprochen werden, ohne daß man etwas dagegen einwenden dürfte, mich drückten, und mehr noch der ewige Kampf in meinem Innern, mit dem ich alles, was ich dagegen einwenden möchte, gewaltsam niederdrückte, um nur nicht zu neuem Streit Anlaß zu geben. Ich lebe jetzt sehr ruhig, seit Jahr und Tag habe ich keinen unangenehmen Augenblick gehabt, den ich dir nicht zu

danken hätte. Ich bin still für mich, niemand widerspricht mir, ich widerspreche niemandem, kein lautes Wort hört man in meinem Haushalt, alles geht seinen einförmigen Gang, ich gehe den meinen, nirgends merkt man, wer befiehlt und wer gehorcht, jeder tut das Seine in Ruhe, und das Leben gleitet hin, ich weiß nicht wie. Dies ist mein eigentliches Dasein, und so muß es bleiben, wenn dir die Ruhe und das Glück meiner noch übrigen Jahre lieb ist. Wenn du älter wirst, lieber Arthur, und manches heller siehst, werden wir auch besser zusammen stimmen, und verlebe ich dann meine besten Tage in deinem Hause mit deinen Kindern, wie es sich für eine alte Großmutter gehört. Bis dahin laß uns streben, daß die tausend kleinen Neckereien nicht unsere Gemüter erbittern und die Liebe daraus verjagen. Dazu gehört, daß wir wenig miteinander sind; denn obgleich wir bei jedem wichtigen Anlaß bald eins sind, so sind wir bei jedem anderen desto uneiniger. Höre also, auf welchem Fuß ich mit dir sein will. Du bist in deinem Logis zu Hause; in meinem bist du ein Gast, der immer freundlich empfangen wird, sich aber in keine häusliche Einrichtung mischt. Um diese bekümmerst du dich gar nicht — — ich dulde keine Einrede, weil es mich verdrießlich macht und nichts hilft — — an meinen Gesellschaftstagen kannst du abends bei mir essen, wenn du dich dabei des leidigen Disputierens, das mich auch verdrießlich macht, wie auch alles Lamentierens über die dumme Welt und das menschliche Elend enthalten willst, weil mir das immer eine schlechte Nacht und üble Träume macht und ich gerne gut schlafe."

Eine schriftliche Antwort des Sohnes auf diese von praktischer Lebensklugheit mehr als von mütter-

licher Liebe diktierten Zeilen scheint nicht erfolgt zu sein. Arthur kam nach Weimar und nahm, „um den Lehrer immer zur Hand zu haben", bei dem jungen Gymnasialprofessor Passow Wohnung. Dieser unterrichtete ihn im Lateinischen und Griechischen, später in letzterer Sprache allein, während der Gymnasialdirektor Lentz mit ihm regelmäßig lateinische Sprechübungen veranstaltete. Einen Tag um den anderen saß der Jüngling emsig hinter den Büchern, und oft kam nach seinen eigenen Angaben die Mitternacht heran, ehe er seine Studierlampe auslöschte. In Mathematik und Geschichte bildete er sich ohne Lehrer weiter. In welch bewunderungswürdiger Weise er die Lücken seines Wissens durch unausgesetzten Fleiß und emsige Privatlektüre ausgefüllt hat, wie es ihm namentlich gelang, die beiden Jahre, die er auf der großen Reise durch Europa, und die folgenden Jahre, die er als junger Kaufmann in Hamburg für die Sammlung positiver Kenntnisse verloren hatte, wieder einzuholen, davon zeugen zahlreiche Stellen in seinen Werken.

Den Verkehr im Hause seiner Mutter hat der Jüngling in dieser Zeit nach Möglichkeit beschränkt, in der richtigen Erkenntnis, daß für beide Teile, für ihn und seine schöngeistige Mutter, ein allzuhäufiges Zusammentreffen nur von Nachteil sein mußte. Schon sein anstrengendes Privatstudium ließ ihm wenig Raum zu Zerstreuungen. Auch der Umstand, daß Karl Ludwig Fernow, dem er zu so großem Danke verpflichtet war, schwerkrank im Hause seiner Mutter eine Zuflucht gefunden hatte, dämpfte das sonst so rege gesellschaftliche Treiben im Salon der Hofrätin. Im Juli 1808 begleitete Arthur Mutter und Schwester, sowie Fernow nach Liebenstein in Thüringen,

wo der schwerleidende Kunstgelehrte vergeblich Heilung suchte. Am 4. Dezember 1808 starb Fernow.

Eine interessante Unterbrechung bildete für den Jüngling ein Ausflug im Oktober desselben Jahres nach Erfurt, wo damals der Fürstenkongreß mit seinen Huldigungen vor Napoleon ein ebenso glänzendes, wie vom nationalen Standpunkte aus beklagenswertes Schauspiel darbot. Schopenhauer hat sich später in bemerkenswerter Weise über die Persönlichkeit Bonapartes ausgesprochen, in der nach ihm der der ganzen Menschheit innewohnende Egoismus, der Wille zum Leben und die davon unzertrennlichen leidvollen Folgen mit ganz besonderer Schärfe in die Erscheinung getreten seien. Charakteristisch ist unter anderem der von ihm niedergeschriebene Satz („Neue Paralip." § 255): „Jeder schwache Bube, der durch kleine Schlechtigkeiten einen geringen Vorteil zum Nachteil anderer, wenn auch dieser Nachteil ebenso gering ist, sich verschafft, ist ebenso schlecht als Bonaparte." Ebendort sagt er weiter, die Welt sei kein fades Schlaraffenland; sie stelle vielmehr ein Trauerspiel dar, in welchem der Wille zum Leben sich erkenne und sich wende: „Bonaparte ist nur ein gewaltiger Spiegel des menschlichen Willens zum Leben." Ein andermal zitiert Schopenhauer Napoleons Ausspruch: „les femmes n'ont pas de rang." Daß Schopenhauer im übrigen für die ungeheuren Schäden, die die napoleonische Fremdherrschaft über Deutschland gebracht hatte, nicht blind war, beweist seine Äußerung im zweiten Bande der „Parerga und Paralipomena", S. 362, wo er von den „Raubzügen französischer Horden unter ihrem Anführer Buonaparte" spricht und von der „großen Anstrengung", die nachher

„die Austreibung und Züchtigung dieses Raubgesindels erforderte“. So ganz Unrecht hat er auch nicht mit der Bemerkung, daß eine Folge der langjährigen Kriege gegen Napoleon eine gewisse Vernachlässigung der Wissenschaften in Deutschland, ein Sinken des allgemeinen Bildungsgrades gewesen sei.

Der Begleiter Schopenhauers in Erfurt war der bekannte, ebenfalls aus Danzig stammende Schriftsteller und Philanthrop Johannes Daniel Falk, den er im Hause seiner Mutter kennen gelernt hatte. Beide logierten in demselben Hotel, in dem auch der gothaische Hof Wohnung genommen. Der Jüngling äußerte sich sehr abfällig darüber, daß die Hofdamen den Franzosenkaiser, den Protektor des Rheinbundes, nachdem sie ihn erst für das größte Ungeheuer angesehen hatten, nach der berühmten Theatervorstellung, wo Talma vor einem „Parterre von Königen“ spielte, für den liebenswürdigsten Mann der Welt erklärten. Alle Inkonsequenz, alles leichte Aufgeben einer einmal gefaßten Meinung, alle Konzessionen an äußere Umstände waren ihm eben schon damals in tiefster Seele zuwider. Im Großen wie im Kleinen stellte er die Wahrheit und ihr rücksichtsloses Aussprechen als oberste Lebensregel für sich und andere auf.

Neben dem feinsinnigen, freigeistigen Falk übte während jener Weimarer Zeit der kraftgenial veranlagte Zacharias Werner, ebenfalls ein Ostpreuße, der auch bei Johanna Schopenhauer viel verkehrte, großen Einfluß auf den Jüngling aus. Der Philosoph hat noch wenige Jahre vor seinem Tode in einem Briefe erklärt, er habe als junger Mensch für Werners

Werke geschwärmt, unter anderem häufig dessen Trauerspiel „Wanda, Königin der Sarmaten“ gesehen, jüngst auch das Drama „Martin Luther oder: die Weihe der Kraft“*) gelesen, und ihm erschienen die Wernerschen Bühnenschöpfungen trotz ihrer subjektiven Färbung „doch noch unvergleichlich besser, als alles, was seitdem in der Art geleistet worden“.

Aus Aufzeichnungen von Arthurs Schwester Adele geht hervor, daß Zacharias Werner sich auch mit ihr häufig in anregendster Weise über literarische und ästhetische Fragen unterhalten hat; mit ihrem Bruder dagegen erging sich der merkwürdige Mann vorwiegend über philosophische Themata.

Während des Jahres 1808 und im Sommer des folgenden Jahres scheint sich Arthurs Verhältnis zur Mutter etwas freundlicher gestaltet zu haben, vielleicht infolge des Umstandes, daß Schopenhauer sich nunmehr bald an dem heißersehnten Ziele der Reife für die Universität sah. Es wird berichtet, daß Arthur sich im Februar 1809 auf einer Redoute, die unter Goethes Leitung stand, mit Mutter und Schwester an der symbolischen Darstellung der „Elemente“ beteiligt habe. Auch sein Flötenspiel hat der Jüngling damals eifrig fortgesetzt, sowie Gesangunterricht genommen. Ein kleines, „Polyhymnia“ überschriebenes Gedicht aus jener Zeit ist erhalten geblieben (Nachl. IV. S. 370); ferner ein Sonett auf Weimar (Parerg. u. Paralip. II., S. 691), dann ein unvollendetes Poem romantisch düsterer Färbung, in dem er seine Angstgefühle während einer dunklen stürmischen Nacht beschreibt, ferner einige philosophische Selbstbekenntnisse und eine Umdichtung des Vaterunser auf Homer:

*) Univ.-Bibl. Nr. 210.

Oratio dominica.

Unser Vater Homer, der du jetzt mit dem edlen Achilleus
Wallst in Elysions Hain, geheiliget werde dein Name!
Oft besuch' uns dein Geist, und wie im Lande der Schatten
Deine Lyra ertönt, so schalle sie auch auf der Erde:
Sie, die die Sorg' um das tägliche Brot aus den Busen hinwegsingt,
Selbst, ein Wunder dem Ohr, Zentauren versöhnt mit Lapithen.
Doch es versuch' uns Schwächre dein Genius nimmer zum Wettflug,
Sondern erlös' uns nur von dem Erdengeschick auf Minuten:
Denn dein ist ja die Kraft, das Herz zu rühren, der Lorbeer,
Heiliger Vater! von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

Schopenhauer als Student 1809—1813.

Nachdem Passow und Lentz ihren Schüler im Oktober 1809 für reif zur Universität erklärt hatten — ein besonderes Maturitätsexamen bestand damals noch nicht — erhielt der inzwischen großjährig gewordene Arthur von seiner Mutter den auf ihn fallenden Teil des väterlichen Erbes ausgefolgt. Der Mutter wäre es freilich am liebsten gewesen, hätte sie auch über das dem Sohn zukommende Erbteil ebenso wie über dasjenige ihrer Tochter Adele weiter schalten dürfen und ihm nur die Zinsen davon zu seinem Unterhalt auf der Universität auszuzahlen brauchen. Der Sohn aber bestand darauf, das Kapital selbst in die Hand zu bekommen, und es war jedenfalls nicht bloß der Drang nach Unabhängigkeit, der ihn zu solcher Haltung veranlaßte, sondern er hatte auch sonst gewichtige Gründe, sich schon als junger Mann die freie Verfügung über ein ziemlich bedeutendes

Vermögen zu sichern. Davon, sich etwa aus diesem erheblichen Einkommen ein Leben des Genusses zu schaffen, insbesondere sich dem damaligen ausschweifenden studentischen Treiben anzuschließen, wie dies unzählige andere in ähnlicher Lage taten, war er weit entfernt.

In seiner schon erwähnten (lateinischen) Selbstbiographie berichtet Schopenhauer mit folgenden lakonischen Worten über die Erbauszahlung: „Gegen Ende des Jahres 1809, als ich die Volljährigkeit erreicht hatte, übergab mir die Mutter das väterliche Erbteil, d. i. den dritten Teil des Nachlasses, soviel davon noch übrig war." Hieran knüpft er die Bemerkung, daß er vom Zinsengenuß dieses Kapitals auf immer genug zum bequemen Leben gehabt habe.

Die Mutter ließ es sich nicht nehmen, auch das ganz prosaische Geschäft der Rechnungsablegung wieder mit einigen schöngeistigen, gefühlvollen Phrasen zu verbrämen. „Es kommt mir überall wunderlich vor" — schreibt sie dem Sohne — „so mit dir zu rechnen: Ist unser Interesse nicht eins? Unser gegenseitiges Verhältnis kann nichts zerreißen; die Natur band es zu fest; fehlt mir je etwas, zu wem kann ich aufsehen, als zu dir? und brauchst du die Mutter, so findest du sie immer, wie bisher." Leider sollten die Tatsachen, und zwar hauptsächlich durch die Schuld der Mutter, nur zu bald den Beweis liefern, daß ein solches ideales Verhältnis, wie es Johanna hier vorschwebte, vor der Wirklichkeit nicht standhielt. Es mag ja sein, daß die Mutter damals, als sie jene empfindsamen Zeilen an ihren Sohn richtete, das aufrichtige Bestreben hatte, das Verhältnis zu Arthur besser, harmonischer zu gestalten, als

es die letzten Jahre über gewesen war; und auch von seiner Seite mag man den guten Willen zu einer solchen Ausgleichung der bisherigen Dissonanzen darin sehen, daß er gegen das Prinzip der Erbteilung und die damit für ihn entspringende Verkürzung seiner Quote nichts einwendete. Die Mutter teilte den baren väterlichen Nachlaß gleichmäßig unter sich und ihre Kinder. Tatsächlich aber hätte sie als Witwe des Heinrich Floris beim Fehlen eines Testamentes nur auf den vierten Teil des Erbes Anspruch gehabt. Aus Billigkeitsrücksichten mag der Sohn in jene der Mutter günstigere Dritteilung gewilligt haben. Für die Tochter hatte die ganze Erbregulierung vorläufig überhaupt keine praktische Bedeutung, da sie ja noch nicht mündig war; aber auch nachdem sie großjährig geworden, blieb ihr Anteil in der Mutter Händen, wurde von ihr verwaltet, und das sollte dann allerdings, wie noch gezeigt werden wird, verhängnisvoll für das ganze spätere Lebensschicksal Adelens werden.

Man braucht übrigens nicht so weit zu gehen, die Mutter einer absichtlichen Verkürzung des dem Sohne zukommenden Erbteils fähig zu halten. Sie hat offenbar geglaubt, bei ihrem Verfahren vollkommen im Rechte zu sein, und wenn Schopenhauer in der Folge über das eigentlich Unstatthafte dieser Art Erbregulierung aufgeklärt wurde, so hat er auch nachträglich keine Einwendungen dagegen erhoben, daß die ihm zukommende Rente von 800 Gulden im Jahre aus dem ungeteilt gebliebenen Immobiliarvermögen in Ohra und Niederfeld (damals auf etwa 40000 Gulden geschätzt) wie bisher zur Unterstützung der Mutter seiner Mutter verwendet wurde.

Johanna erklärte ihrem Sohne schriftlich, indem sie eine Übersicht über die Vermögensverwaltung durch den Liquidator der Firma ihres verstorbenen Mannes, Ganslandt, beifügte: „Die Verwickelung, in der dein Vater uns ließ, die traurigen Umstände bei seinem Tode, die uns zwangen, geheimnisvoll und leise zu handeln, und die nachherigen bösen Zeiten tragen die Schuld, daß wir nicht reicher sind; doch haben wir genug, um anständig zu leben, und können wohl zufrieden sein. Du siehst auf der Rechnung, wir besitzen jetzt bar 109875 Mark Banco — hiervon kommt dir der dritte Teil."

Jene Summe stellte etwa ein Kapital von 186000 Mk. Reichswährung dar. Der Sohn erhielt ferner nach ungefährer Schätzung den dritten Teil des Wertes der Mobiliareinrichtung in bar ausgezahlt, die sich die Mutter bei ihrer Übersiedelung nach Weimar angeschafft hatte. Einzelne besonders kostbare Stücke waren ja damals nach Auflösung des Schopenhauerschen Haushaltes in Hamburg nach dem neuen Wohnort der Witwe des Heinrich Floris übergeführt worden. Insgesamt bekam der junge Studiosus eine Summe von 57000 Mark in die Hand, und dieses Geld legte er bis zur Höhe von 39000 Mark in sicheren Staatspapieren an, während er den Rest auf Zureden seiner Mutter der Weingroßhandlung L. A. Muhl & Co. in Danzig zu acht und später zu sechs Prozent gegen bloße Wechselunterlage lieh. Verführt durch diesen hohen Zinsfuß, überließ die Mutter derselben Firma fast ihr gesamtes eigenes Vermögen und dasjenige ihrer Tochter — eine Unvorsichtigkeit, die, wie wir sehen werden, nach einigen Jahren zu den verderblichsten Folgen führen sollte. Mitbestimmend bei

Schopenhauer
Lebenswerte und Lebensfragen

Syſtematiſche Auswahl
aus Schopenhauers Philoſophie
von Dr. Konrad Pfeiffer

Bitte wenden!

Schopenhauer
Lebenswerte und Lebensfragen

Syſtematiſche Auswahl
aus Schopenhauers Philoſophie
von Dr. Konrad Pfeiffer

Bitte wenden!

Schopenhauer

Lebenswerte und Lebensfragen

Syſtematiſche Auswahl aus ſeiner Philoſophie v. Dr. Konrad Pfeiffer. 304 Seiten. Reclams Univerſal-Bibliothek Nr. 6827-30. Geh. 1.40 Mk., in Ganzleinen geb. 1.80 Mk.

Neben einer in das Weſentliche des Schopenhauerſchen Gedankenbaues einführenden Einleitung werden ſämtliche Wiſſenſchaften, auch die Kunſtfächer, behandelt und ſchließlich Schopenhauers Gedanken über die wichtigſten Probleme der Ethik mitgeteilt. Auch dem nicht philoſophiſch geſchulten Leſer iſt dieſes Buch ohne weiteres verſtändlich. Es eignet ſich außerdem ſowohl für die philoſophiſchen Arbeitsgemeinſchaften als auch für die von den „Richtlinien für die höheren Schulen Preußens" geforderte philoſophiſche Vertiefung aller Unterrichtsfächer.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung
Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig

dieser Maßnahme und bei dem entsprechenden Verhalten ihres Sohnes jenem Danziger Hause gegenüber war übrigens der Taufpate Arthurs, der Senator Soermans in Danzig Die Vorsicht Schopenhauers, zwei Drittel seines Vermögens gegen alle Fährlichkeiten sicher zu stellen, ist gewiß charakteristisch für sein schon damals in sich gefestigtes, mißtrauisches Wesen.

Wenn Grisebach übrigens die oben mitgeteilten Ausführungen der Mutter über die Gründe der Verminderung des Nachlasses ihres Mannes bemängelt, so erscheint uns dies nicht berechtigt. Namentlich ist der auch von anderer Seite gegen Johanna Schopenhauer erhobene Vorwurf, sie habe mit der Auflösung des Geschäftes ihres Gatten einen schweren Fehler begangen, nicht stichhaltig. Man kann ihr durchaus glauben, daß Heinrich Floris bei seinem plötzlichen Tode seinen in die geschäftlichen Angelegenheiten gar nicht eingeweihten Angehörigen die Firma in einer großen Verwicklung hinterließ. Und ein so plötzliches Ableben des Inhabers eines angesehenen Handlungshauses unter geheimnisvollen Umständen, die schon damals die Mutmaßung eines Selbstmordes in weiteren Kreisen nahelegten, obgleich die Hinterbliebenen nur einen Unglücksfall als Todesursache angaben — auch dieses Ereignis war ganz danach angetan, die Lage noch verwickelter zu machen. Daß eine junge, verwöhnte Frau, die auch nicht das geringste Interesse an Spekulationen hatte, die gar nicht die Fähigkeit besaß, einen ausgedehnten internationalen Geschäftsbetrieb auch nur eine kurze Zeit zu leiten, sich eine solche Last baldigst vom Halse zu schaffen suchte, ist eigentlich selbstverständlich. Die Person des Liquidators Ganslandt, der lange Jahre in den Diensten des dahingeschiedenen Chefs gestanden hatte, war auch durchaus vertrauenswürdig. Die Abwicklung der ausgedehnten Geschäftsbeziehungen ging denn auch keineswegs überhastet oder planlos vor sich, wenngleich schwere Verluste gerade in der Zeit der Liquidierung nicht zu vermeiden waren. Die Hauptschuld daran trugen tatsächlich die „bösen Zeiten", wie Johanna ihrem Sohne schriftlich mitteilte. Man darf nicht aus den Augen lassen, daß damals ganz Europa in einem unausgesetztem Kriegsfeuer stand, und daß auch der Handel zur See, was für ein Exporthaus besonders verhängnisvoll war, fortgesetzt von den schwersten kriegerischen und wirtschaftlichen Katastrophen erschüttert wurde. Den etwas übertriebenen Luxus, den die Witwe Schopenhauer anfangs in Weimar trieb, hatte Ganslandt sehr bald durch ernstliche Vorstellungen eingedämmt. Sie schaffte ihre Equipage ab und schränkte sich auch sonst ein. Sehr richtig sagt Möbius, daß die von Jugend auf an einen gewissen Wohlstand gewöhnte Frau, die ihr Mann selbst mit allen Reizen und Genüssen des Reichtums umgeben, die auf vielfachen Reisen das Geld mit vollen Händen ausgegeben hatte, sich nur widerstrebend in die engeren Verhältnisse, ins Rechnen und Sparen finden konnte. Ein solches Rückwärtsgehen sei für jedermann schwer, und man dürfe es einer Frau nicht zu sehr verargen, wenn sie hier und da in die Gewohnheiten ihrer guten Tage zurückfalle. Dann fährt der Genannte fort: „Auf jeden Fall lebte man in Weimar viel billiger als in Hamburg, und die gesellschaftlichen Einrichtungen in Weimar waren so schlicht, daß es gar nicht viel Gelegenheit zu eigent-

licher Verschwendung gab." Jedenfalls hat die „Hofrätin Schopenhauer" bei ihrer verhältnismäßig wohlfeilen Geselligkeit, mit ihrer keineswegs extravaganten Lebensführung im allgemeinen die Zinsen des ihr von ihrem Gatten hinterlassenen, bezw. nach der Liquidation des Geschäftes übriggebliebenen Kapitals kaum aufgebraucht. Und dabei kostete doch auch die Ausbildung ihres Sohnes ein ganz erkleckliches Stück Geld. Schon sein Aufenthalt in Hamburg, wo er beinahe luxuriös eingerichtet war, noch mehr sein Verweilen in Gotha und in Weimar, der jahrelang bei den bedeutendsten Professoren genossene Privatunterricht, ferner die Befriedigung gewisser persönlicher Liebhabereien, Musikstunden, Reitunterricht usw. — alles dies mußte natürlich angemessen bezahlt werden. Die Mutter knauserte auch hierin keineswegs, ebensowenig bei den Ausgaben für die Erziehung ihrer Tochter Adele.

War auch von einem innigeren Verhältnis zwischen Arthur und seiner Mutter schon lange keine Rede mehr, so hatten sich beider Beziehungen damals doch zu erträglichen gestaltet: der Sohn liebte die Mutter nicht, aber er ließ es ihr an der schuldigen Ehrerbietung nicht fehlen. So vollzog sich denn auch sein Scheiden von ihr beim Abgang zur Universität durchaus friedlich. Die damals in besonderem Ansehen stehende Hochschule Göttingen hatte er sich mit ihr im Einverständnis zum ersten Studienaufenthalt gewählt. Die mit dem Weltlauf, namentlich mit dem Werte gesellschaftlicher Beziehungen vertraute Mutter ließ es sich auch nicht nehmen, ihrem Sohne den Eintritt in seine studentische Laufbahn zu ebnen. In einem Briefe Johanna Schopenhauers an Friedrich

Wilhelm Riemer, der damals Lehrer des Sohnes Goethes war, heißt es: „Frau von Goethe hat mir gesagt, daß sie dem Geheimen Rath meine Bitte um Empfehlungsbriefe für meinen Arthur nach Goettingen vorgetragen hat, und daß er würcklich so gütig war, sie erfüllen zu wollen, worüber ich mich denn sehr freue, weil ich wohl fühle wie sehr diese Briefe meinem Arthur sein Auftreten in einer Welt, in der er niemanden kennt und von niemand gekannt ist, erleichtern muß.

Haben Sie die Güte, lieber Freund, meine Bitte wieder in Anregung zu bringen; ich wünsche sehr, diese Briefe Mittwoch oder Donnerstag zu haben, denn Freytag schnürt Arthur sein Bündel, um Sonnabend Nacht abreisen zu können; sagen Sie dem Geheimen Rath, daß mir dieser neue Beweis seiner Güte gegen mich unendlich werth ist, und daß ich mit Überzeugung hoffe, daß er für meinen Sohn ein neuer Antrieb seyn wird, sich so zu betragen, daß er dessen nicht unwerth erscheine."

Ob Johanna Schopenhauer die erbetenen Empfehlungsbriefe Goethes erhalten hat, ist fraglich. In den tagebuchartigen Aufzeichnungen des Dichterfürsten findet sich keinerlei Vermerk darüber. Bei der großen Verehrung Schopenhauers für Goethe, angesichts der Sorgfalt, mit der er jede Zeile des Altmeisters an ihn aufbewahrt hat, würde jener auch sicher eine Abschrift davon genommen oder wenigstens die Tatsache selbst aufgezeichnet haben.

In Göttingen selbst ließ sich Schopenhauer als Student der Medizin einschreiben. Grisebach meint, er habe sich bei der Wahl dieses Studiums vornehmlich von seiner Mutter leiten lassen, und beruft sich

dafür auf eine Stelle in einem Briefe derselben an ihren Sohn vom 28. April 1807. Darin rät sie ihm allerdings, wenn er seine kaufmännische Laufbahn aufgeben wolle, „Arzt oder Jurist" zu werden, und fügt hinzu: „. . . ein Brotstudium mußt du dir wählen, . . . denn du wirst nie reich genug sein, von deinen Renten allein zu leben". Jene um zwei Jahre zurückliegenden Bemerkungen waren indes mehr gelegentlicher Natur; die Mutter wollte dem Sohn vor allem zu Gemüte führen, daß ihn auch bei der Ergreifung der gelehrten Laufbahn ernste Arbeit erwarte, und daß er sich nicht etwa darauf versteifen dürfe, später ganz seinen schöngeistigen Neigungen zu leben. „Alles in der Welt wollte ich dich lieber werden sehen, als einen sogenannten Bel-esprit", hatte sie ihm schon mehrere Jahre früher geschrieben, zugleich mit dem Rate, weniger Schillersche Trauerspiele, und mehr Englisch zu lesen. „Das Nützliche muß vorangehen" — auch diese Stelle findet sich in einem Briefe Johannas an ihren Sohn. Daß die Mutter, wie sie selbst das Utilitätsprinzip zur Richtschnur ihres Lebens aufgestellt hatte, es auch dem angehenden Studenten einzuschärfen suchte, ist durchaus verständlich. Dieser aber hätte sich von einem solchen, ihm von außen sozusagen aufgezwungenen Gesichtspunkte zweifellos nicht beeinflussen lassen, wenn er nicht auch eine innere Neigung zur Medizin, überhaupt zur Naturwissenschaft in sich gefühlt hätte. Von seinen „Renten" konnte er übrigens auch ohne „Brotstudium" recht gut leben, — das hat er ja selbst bekannt.

Eigentliche medizinische Fächer belegte Schopenhauer im ersten Semester noch nicht. Er hörte bei Blumenbach Naturgeschichte und Mineralogie; Mathematik bei Thibaut und bei Heeren Geschichte der europäischen Staaten von der Völkerwanderung bis auf die neueste Zeit. Vom zweiten Semester an gab er die Medizin als Hauptfach auf und beschloß, sich gänzlich der Philosophie zu widmen. Über diesen Wechsel im Studienplan, sowie über die Wahl der Vorlesungen und über seinen Aufenthalt in Göttingen berichtet er in seiner Selbstbiographie: „Nachdem ich aber mich selbst und zugleich die Philosophie, wenn auch nur oberflächlich, so doch einigermaßen kennen gelernt hatte, änderte ich meinen Vorsatz und widmete mich, die Medizin aufgebend, ausschließlich der Philosophie. Die Zeit, welche ich auf das Studium der ersteren verwendet, war jedoch keineswegs hinausgeworfen, weil ich nur erst solche Vorlesungen gehört hatte, die auch dem Philosophen nützlich, ja notwendig sind. Während zweier in Göttingen verlebter Jahre lag ich mit dem anhaltenden Fleiße, an welchen ich bereits gewohnt war, den wissenschaftlichen Studien ob, von denen mich der Umgang mit den anderen Studenten durchaus nicht abzuhalten vermochte, indem mein reiferes Alter, meine reichere Erfahrung und mein grundverschiedenes Naturell mich jederzeit zur Absonderung und Einsamkeit führten. Infolgedessen blieb mir, obgleich ich den Vorlesungen regelmäßig beiwohnte, doch noch viele Zeit zum Bücherlesen übrig, die ich vorzugsweise Platon und Kant widmete. Im Laufe dieser zwei Jahre besuchte ich G. E. Schulzes Vorlesungen über Logik, Metaphysik und Psychologie, hörte bei Thibaut reine Mathematik, bei Heeren alte und neuere Geschichte, sowie die Geschichte der Kreuzzüge und Ethnographie, bei Lüder deutsche Reichsgeschichte, bei Blumenbach

Naturgeschichte, Mineralogie, Physiologie und vergleichende Anatomie, bei Hempel Anatomie des menschlichen Körpers, bei Strohmeier Chemie, bei Tobias Maier Physik und physikalische Astronomie, bei Schrader Botanik. Dankbar bekenne ich den mir aus dem Unterricht dieser ausgezeichneten Männer erwachsenen großen Gewinn."

Neben dem fleißigen Besuch der Kollegien — er führte auch sehr sorgfältig gehaltene Nachschreibhefte — vernachlässigte Schopenhauer das ihm in so hohem Maße lieb gewordene Studium der antiken Schriftsteller nicht. Ja, er nahm sogar noch bei Professor Kirsten Privatstunden im Lateinischen, um sich mit dem neuesten Stande der klassischen Philologie vertraut zu machen. Daneben übte er sich in dem ihm lieb gewordenen Flötenspiel und lernte sogar — Guitarre! Gelegentliche melancholische Anwandlungen befielen ihn allerdings auch während der Göttinger Zeit, und seine ernste Geistesrichtung gab seinem Leben auch dort eine ganz eigenartige Note. Indes hat er sich doch in Göttingen, bei so vielen geistigen Anregungen, ohne Sorge um pekuniäre Dinge, im allgemeinen recht wohl gefühlt.

Auch die Universitäts-Bibliothek hat Schopenhauer namentlich vom zweiten Semester an eifrig benutzt; das Ausleihebuch derselben verzeichnet, daß er unter anderem Schriften von Plato, Aristoteles und Schelling zum Privatstudium nach Hause nahm.

Im ersten Semester wohnte er im Hause Oesterley auf der Langen Geismarstraße Nr. 64. Von Ostern 1810 bis Michaeli 1811, seinem Weggang von Göttingen, hatte er eine sehr hübsch gelegene Gartenwohnung inne, die ihm der Direktor des Botanischen

Gartens, Professor Schrader, von seinen Diensträumen abließ. Am Direktorialgebäude des Botanischen Gartens befindet sich jetzt eine Marmortafel mit einer auf Schopenhauers Aufenthalt daselbst bezüglichen Inschrift. Ob er zu Schrader, bei dem er, wie erwähnt, Botanik hörte, in nähere Beziehungen getreten ist, erscheint fraglich. Zweifellos aber hat Schopenhauer, der ein ausgesprochener Naturfreund war, die Gelegenheit benutzt, in dem sehr reichhaltigen Göttinger Botanischen Garten eingehende Studien vorzunehmen. Hier auch hat er jedenfalls den Grund gelegt zu den sehr scharfsinnigen, interessanten Bemerkungen, die sich in seinem Hauptwerk und in seinen kleineren Schriften über Fragen der Botanik finden. Er beschränkte sich aber, wie schon aus den Angaben seiner Selbstbiographie hervorgeht, nicht auf ein Spezialfach oder auf besonders merkwürdige Probleme auf dem einen oder anderen Gebiete der Naturwissenschaft, sondern er suchte in den Geist aller Disziplinen derselben einzudringen, und zwar gilt dies nicht nur von seinem Aufenthalt in Göttingen, sondern in noch höherem Grade von den drei Semestern, die er in Berlin verbracht hat. Von der großen Wertschätzung besonders der Physiologie, von dem regen Interesse, das Schopenhauer überhaupt den exakten Naturwissenschaften als Student und später noch als Privatgelehrter entgegengebracht, wie er alle Fortschritte auf den einschlägigen Gebieten verfolgt und selbst eifrig experimentiert hat, davon zeugen zahlreiche Stellen in seinen Werken und Briefen. Insbesondere gehört nachfolgende Stelle aus einem Schreiben hierher, das er in hohem Alter an Dr. Frauenstädt gerichtet hat. Es heißt da: „Physiologie ist der Gipfel

gesammter Naturwissenschaft und ihr dunkelstes Gebiet. Um davon mitzureden, muß man daher schon auf der Universität den ganzen Kursus sämmtlicher Naturwissenschaften ernstlich durchgemacht und sodann sie das ganze Leben im Auge behalten haben. Nur dann weiß man wirklich, wovon überall die Rede ist: sonst nicht. So hab' ich es gemacht, habe meine Anatomie unter Hempel und Langenbeck eifrig durchgemacht, sodann über die Anatomie des Gehirns allein ein eigenes Collegium bei Rosenthal, im anatomischen Theater der Pépinière in Berlin gehört, habe 3 Mal Chemie, 3 Mal Physik, 2 Mal Zoologie, vergleichende Anatomie, Mineralogie, Botanik, Physiologie, allgemeine Detto, Geographie, Astronomie u. s. w. gehört, dann mein ganzes Leben hindurch die Fortschritte aller dieser Wissenschaften beobachtet und die Hauptwerke besonders der Franzosen und Engländer studiert, wie die Exemplare mit Glossen in meiner Bibliothek bezeugen. (Diesen Sommer war meine ganze Bibliothek eine camera obscura und stand voll optischer Instrumente.) Darum kann ich mitreden und hab's mit Ehren getan. Im Jahre 1824 gab die Münchner Akademie eine kurze Darstellung der Fortschritte der Physiologie in diesem Jahrhundert heraus, darin sie bei den Fortschritten der Sinneswerkzeuge bloß mich und Purkinje nennt. Überhaupt zeugen meine Werke von gründlichem Naturstudio, wären auch sonst unmöglich."

Daß Schopenhauer im übrigen trotz seiner Beschäftigung mit Physik und Chemie ein entschiedener Gegner des während seines späteren Lebens besonders anspruchsvoll auftretenden Materialismus war, daß er die Hauptverfechter selbst mit sehr drastischen Ausdrücken belegt, gehört auch zum Charakterbild des Philosophen. Von welcher Leidenschaft er sich bei Verwerfung des Materialismus leiten ließ, davon gibt der drastische Ausspruch Kunde, den er später einmal tat: „Der moderne Materialismus ist der Mist, den Boden zu düngen für die Philosophie."

Für die Schärfe der Beobachtung Schopenhauers, für die Klarheit seiner Einsicht in den Entwicklungsgang der Wissenschaften überhaupt und in die Stellung, die Philosophie und Naturwissenschaft zu einander haben, sind besonders die im VI. Kapitel der „Neuen Paralipomena" von ihm niedergelegten Ansichten von hoher Bedeutung. Stammen sie allerdings auch aus einer viel späteren Zeit, so sind sie doch für das ganze Wesen des Denkers, zur Erschließung seines geheimsten Empfindens von größter Wichtigkeit. Zu dem, was er schon damals, als junger Student, gleichsam praktisch erfaßte, geben jene Darlegungen die abgeklärte, durch ein langes, dem Forschen, dem Selbstdenken gewidmetes Leben gewonnene Theorie. Da heißt es unter anderem (Nachl. IV., § 156): „In diesem Jahrhundert ist der Glanz und die Präponderanz der Naturwissenschaften, wie auch die Allgemeinheit ihrer Verbreitung so mächtig, daß kein philosophisches System zu einer dauernden Herrschaft gelangen kann, wenn es sich nicht an die Naturwissenschaften schließt, und in stätigem Zusammenhange mit ihnen steht. Sonst kann es sich nicht behaupten." Den fundamentalen Unterschied aber zwischen dem Verfahren der Naturwissenschaften und demjenigen der Philosophie faßt er, § 211, in die Worte zusammen: „Sämmtliche Naturwissenschaften unterliegen dem unvermeidlichen Nachteil, daß sie die

Natur ausschließlich von der objektiven Seite auffassen, unbekümmert um die subjektive. In dieser steckt aber notwendigerweise die Hauptsache: sie fällt der Philosophie zu." Schopenhauer, obwohl selbst ein sehr tüchtiger Empiriker, Anatom, Physiologe und Chemiker, vertraut mit den schwierigsten Experimenten, wird darum auch nicht müde, vor einer Überschätzung der Naturwissenschaften und einer rein materialistischen Ausbeutung ihrer Forschungsergebnisse zu warnen (Vgl. u. a. ibid. § 157, wo er auf einzelne Errungenschaften der Physik und Chemie kritisch Bezug nimmt).

Bemerkenswert sind ferner Schopenhauers aus den verschiedensten Zeiten seines Lebens stammende Darlegungen über den wesentlichen Unterschied in den Beweggründen des Handels bei der Tierwelt einerseits und bei den Menschen anderseits. Diesen Unterschied — dort anschauliche Vorstellungen und allenfalls ein dunkler Instinkt; hier Begriffe — hatte er schon während seiner Göttinger Studienzeit ausführlich dargestellt.

Einer der sympathischsten Züge Schopenhauers ist seine wohlwollende Haltung der Tierwelt gegenüber. Häufig schwingt er sich zu hochpoetischen Auslassungen auf, wenn von dem Leiden der Tiere die Rede ist. Insbesondere war er Zeit seines Lebens der schärfste Gegner der „wissenschaftlichen Tierfolter" (Vivisektion), und zwar hat er die Abneigung dagegen zuerst in seiner Göttinger Studienzeit gefaßt. Er selbst sagt darüber: „Als ich in Göttingen studierte, sprach Blumenbach im Kollegio der Physiologie sehr ernstlich zu uns über das Schreckliche der Vivisektionen, und stellte uns vor, was für eine grausame und entsetzliche Sache sie wären; deshalb man zu ihnen höchst selten und nur bei sehr wichtigen und unmittelbaren Nutzen bringenden Untersuchungen schreiten solle; dann aber müsse es mit größter Öffentlichkeit, im großen Hörsaal, nach an alle Mediciner erlassener Einladung geschehn, damit das grausame Opfer auf dem Altar der Wissenschaft den größtmöglichsten Nutzen bringe. — Heut zu Tage hingegen hält jeder Medikaster sich befugt, in seiner Marterkammer die grausamste Tierquälerei zu treiben, um Probleme zu entscheiden, deren Lösung längst in Büchern steht, in welche seine Nase zu stecken er zu faul und unwissend ist. Unsere Ärzte haben nicht mehr die klassische Bildung, wie ehemals, wo sie ihnen eine gewisse Humanität und einen edlen Anstrich verlieh. Das geht jetzt möglichst früh auf die Universität, wo es eben nur sein Pflasterschmieren lernen will, um dann damit auf Erden zu prosperiren." — Mit Worten flammender Entrüstung brandmarkt Schopenhauer dann die Abscheulichkeit eines Naturforschers in Nürnberg, der zwei Kaninchen planmäßig tothungern ließ, „um die ganz müssige und unnütze Untersuchung anzustellen, ob durch den Hungertod die chemischen Bestandteile des Gehirns eine Proportionsveränderung erlitten!" Grollend fragt der Ethiker weiter: „Lassen denn diese Herren vom Skalpel und Tiegel sich gar nicht träumen, daß sie zunächst Menschen und sodann Chemiker sind? Wie kann man ruhig schlafen, während man harmlose, von der Mutter gesäugte Thiere unter Schloß und Riegel hat, den martervollen, langsamen Hungertod zu erleiden? Schreckt man da nicht auf im Schlaf?" Mit Recht wundert sich Schopenhauer, daß

so etwas gerade in Bayern geschehen konnte, wo damals die Bestrebungen zum Tierschutz unter dem verdienstvollen Hofrat Perner in den weitesten Kreisen der Gebildeten und auch seitens der Regierung rege Förderung erfuhren. Mit dem Grundsatz, den Schopenhauer am Schlusse seiner Ausführungen aufstellt, daß keiner zu Vivisektionen berechtigt sei, „der nicht schon Alles, was über das zu untersuchende Verhältnis in Büchern steht, kennt und weiß", hat er bereits vor Jahrzehnten jenes Prinzip formuliert, das jetzt endlich von der experimentellen Physiologie allgemein angenommen worden ist.

Kennzeichnend für die humane Denkungsweise Schopenhauers, die in den Tieren die Wesensgleichheit mit dem Menschen sah, sind auch seine häufigen Ausführungen über die Notwendigkeit einer besseren Behandlung der Haustiere, namentlich des Pferdes und des Hundes, und zwar nicht aus Mitleid, aus „Erbarmen", sondern aus Gerechtigkeitsgefühl; dies sei „verfluchte Pflicht und Schuldigkeit". Die in England zu jener Zeit für Tierquälerei eingeführte Prügelstrafe möchte der Philosoph auch in Deutschland recht ausgiebig bei allen Grausamkeiten gegen die armen zwei- und vierbeinigen Mitgeschöpfe des Menschen angewendet wissen.

Zusammenhänge mit gewissen Partien seiner Hauptwerke, mit einzelnen, von ihm später auch in den kleineren Schriften und in seinen Briefen energisch vertretenen persönlichen Anschauungen lassen sich auch sonst noch aus Schopenhauers Studienzeit in Göttingen nachweisen. Dies gilt namentlich von seiner Abneigung gegen die „Deutschtümelei", das ist, gegen die damals aufkommende Sucht, die lateinischen und griechischen Fachausdrücke, die „termini technici" in den Wissenschaften, besonders in der Logik, in der Anatomie, in Chemie und Physik durch deutsche zu ersetzen. Schopenhauer war dem Verfasser des „Aenesidem", Professor G. E. Schulze, der nach Aufhebung der Universität Helmstädt nach Göttingen übergesiedelt war, zu großem Dank dafür verpflichtet, daß jener ihn bei der Einrichtung seines philosophischen Studienganges mit Rat und Tat unterstützte, indem er ihn auf Plato und Kant verwies, und er hat auch, wie erwähnt, Schulze's philosophische Vorlesungen mit bleibendem Nutzen gehört — mit aller Schärfe aber wendet er sich („W. a. W. u. V. II., Kap. 12) gegen dessen Verdeutschungsbestrebungen. Er tadelt ihn, daß er für Subjekt „Grundbegriff," für Prädikat „Beilegungsbegriff" sage. Da gäbe es „Beilegungsschlüsse, Voraussetzungsschlüsse und Entgegensetzungsschlüsse"; die Urteile haben „Größe, Beschaffenheit, Verhältnis und Zuverlässigkeit", das heißt Quantität, Qualität, Relation und Modalität.

Infolgedessen, daß das Lateinische aufgehört habe, die Sprache aller wissenschaftlichen Untersuchungen zu sein, seien die Gelehrten, weil sie in der Sprache ihrer Nation schrieben, nunmehr „auf ein viel kleineres, zudem in nationalen Einseitigkeiten und Vorurteilen befangenes Publikum beschränkt"; außerdem müßten die Gelehrten jetzt „die vier europäischen Hauptsprachen neben den beiden alten erlernen." Würden nun noch die Fachausdrücke verdeutscht, so sei der fremde und auch der deutsche Gelehrte genötigt, alle termini technici zweimal zu erlernen. Überdies seien diese Verdeutschungen „fast durchgängig lange, zusammengeflickte, ungeschickt gewählte, schlep-

pende, dumpftönende, sich von der übrigen Sprache nicht scharf absondernde Worte, welche daher sich dem Gedächtniß schwer einprägen, während die von den alten, unvergeßlichen Urhebern der Wissenschaften gewählten Griechischen und Lateinischen Ausdrücke die sämmtlichen entgegengesetzten guten Eigenschaften haben und durch ihren sonoren Klang sich leicht einprägen."

Als Frauenstädt ihm gegenüber einmal die Bemerkung machte, er — Frauenstädt — hätte oft weit mehr zu Hause aus guten Büchern, als in den Hörsälen aus den Vorlesungen der Professoren gelernt, und man schlüge überhaupt viel zu viel Zeit mit den Kollegien tot, sagte Schopenhauer: „Aber die viva vox thut doch viel, besonders bei der studierenden Jugend. Wenn da ein Dozent lebhaft ist, kann er viel wirken". Er gedachte in dieser Beziehung besonders Blumenbachs und Schulzes, die er in Göttingen gehört, und fügte dann hinzu: „Freilich ein solcher Vortrag, wie der Mahrheineke's (des bekannten protestantischen Theologen, den Schopenhauer 1811 in Berlin gelegentlich gehört hat) kann nicht begeistern."

Sehr interessant ist ferner die von mehreren Kennern Schopenhauers bezeugte Tatsache, daß es ein eigentümlicher Zug in seinen Gesprächen war, da, wo es der Gegenstand zuließ, ebenso leicht von objektiven Betrachtungen auf sich, seine Person und sein Schicksal überzugehen, wie umgekehrt von seiner Person auf objektive, aus jener abgeleitete Betrachtungen. Einmal äußerte er sich, wie Frauenstädt berichtet, zu diesem: „Man sieht es meinem Kopf an, daß ich viel in meinem Leben gearbeitet habe. Die Arbeit ist mir aus dem Gesicht zu lesen."

Bezog sich diese Bemerkung in dem Augenblick, als sie getan wurde, auch auf Schopenhauers durchgeistigte Physiognomie im Alter, so zeigen doch auch seine Porträts aus jüngeren Jahren schon den Ausdruck hoher Intelligenz; man sieht es bereits dem Jünglingskopf an, daß er viel gedacht, scharf beobachtet hat.

Höchste Klarheit und Sachlichkeit waren eben für Schopenhauer Grunderfordernis aller wissenschaftlichen Betätigung.

Bei allem, was er unternahm, kam es ihm immer nur auf den Kern an. Danach hat er schon in jüngeren Jahren gehandelt, und seine Universitätszeit vertiefte noch dieses Bestreben, ein jedes Problem in seiner ganzen Tragweite zu erfassen, ein jedes Thema bis in seine letzten Konsequenzen auszudenken. Auf diesen Umstand, auf seine unbestechliche Redlichkeit bei allen wissenschaftlichen Untersuchungen ist, als er dann selbst produktiv tätig wurde, die Klarheit seiner Schriften, ihr selbständiger Charakter vor allem zurückzuführen. Frauenstädt gegenüber äußerte er sich in späteren Jahren einmal über diese seine Methode in sehr interessanter Weise, wobei er von aller Ruhmredigkeit weit entfernt war: „Überhaupt sieht man es meinen oft nur wenige Seiten einnehmenden Erörterungen der wichtigsten und schwierigsten Probleme gar nicht an, welche ungeheure Studien ihnen vorausgegangen sind. Aber so habe ich es stets gehalten; stets habe ich mich erst mit einem Gegenstand genau bekannt gemacht, ehe ich über denselben geschrieben. Einen Winter lang habe ich z. B. bloß antike Tragödie getrieben behufs meiner wenigen Seiten im zweiten Bande der „Welt als Wille und Vorstellung" über das Trauerspiel; ein ander Mal

pende, dumpftönende, sich von der übrigen Sprache nicht scharf absondernde Worte, welche daher sich dem Gedächtniß schwer einprägen, während die von den alten, unvergeßlichen Urhebern der Wissenschaften gewählten Griechischen und Lateinischen Ausdrücke die sämmtlichen entgegengesetzten guten Eigenschaften haben und durch ihren sonoren Klang sich leicht einprägen."

Als Frauenstädt ihm gegenüber einmal die Bemerkung machte, er — Frauenstädt — hätte oft weit mehr zu Hause aus guten Büchern, als in den Hörsälen aus den Vorlesungen der Professoren gelernt, und man schlüge überhaupt viel zu viel Zeit mit den Kollegien tot, sagte Schopenhauer: „Aber die viva vox thut doch viel, besonders bei der studierenden Jugend. Wenn da ein Dozent lebhaft ist, kann er viel wirken". Er gedachte in dieser Beziehung besonders Blumenbachs und Schulzes, die er in Göttingen gehört, und fügte dann hinzu: „Freilich ein solcher Vortrag, wie der Mahrheineke's (des bekannten protestantischen Theologen, den Schopenhauer 1811 in Berlin gelegentlich gehört hat) kann nicht begeistern."

Sehr interessant ist ferner die von mehreren Kennern Schopenhauers bezeugte Tatsache, daß es ein eigentümlicher Zug in seinen Gesprächen war, da, wo es der Gegenstand zuließ, ebenso leicht von objektiven Betrachtungen auf sich, seine Person und sein Schicksal überzugehen, wie umgekehrt von seiner Person auf objektive, aus jener abgeleitete Betrachtungen. Einmal äußerte er sich, wie Frauenstädt berichtet, zu diesem: „Man sieht es meinem Kopf an, daß ich viel in meinem Leben gearbeitet habe. Die Arbeit ist mir aus dem Gesicht zu lesen."

Bezog sich diese Bemerkung in dem Augenblick, als sie getan wurde, auch auf Schopenhauers durchgeistigte Physiognomie im Alter, so zeigen doch auch seine Porträts aus jüngeren Jahren schon den Ausdruck hoher Intelligenz; man sieht es bereits dem Jünglingskopf an, daß er viel gedacht, scharf beobachtet hat.

Höchste Klarheit und Sachlichkeit waren eben für Schopenhauer Grunderfordernis aller wissenschaftlichen Betätigung.

Bei allem, was er unternahm, kam es ihm immer nur auf den Kern an. Danach hat er schon in jüngeren Jahren gehandelt, und seine Universitätszeit vertiefte noch dieses Bestreben, ein jedes Problem in seiner ganzen Tragweite zu erfassen, ein jedes Thema bis in seine letzten Konsequenzen auszudenken. Auf diesen Umstand, auf seine unbestechliche Redlichkeit bei allen wissenschaftlichen Untersuchungen ist, als er dann selbst produktiv tätig wurde, die Klarheit seiner Schriften, ihr selbständiger Charakter vor allem zurückzuführen. Frauenstädt gegenüber äußerte er sich in späteren Jahren einmal über diese seine Methode in sehr interessanter Weise, wobei er von aller Ruhmredigkeit weit entfernt war: „Überhaupt sieht man es meinen oft nur wenige Seiten einnehmenden Erörterungen der wichtigsten und schwierigsten Probleme gar nicht an, welche ungeheure Studien ihnen vorausgegangen sind. Aber so habe ich es stets gehalten; stets habe ich mich erst mit einem Gegenstand genau bekannt gemacht, ehe ich über denselben geschrieben. Einen Winter lang habe ich z. B. bloß antike Tragödie getrieben behufs meiner wenigen Seiten im zweiten Bande der „Welt als Wille und Vorstellung" über das Trauerspiel; ein ander Mal

habe ich Generalbaß getrieben behufs meiner Metaphysik der Musik u. s. w."

Unter den Tischgenossen Schopenhauers während seines Aufenthaltes in Göttingen befanden sich Osann und Lewald, mit denen er bereits in Gotha kameradschaftlich verkehrt hatte; ferner der Amerikaner W. B. Astor der später zu großem Reichtum in seiner Heimat gelangte. Auch zu Josias Bunsen, dem nachmaligen einflußreichen Staatsmann und Gelehrten, trat Schopenhauer in nähere Beziehungen; er nahm sich des vier Jahre jüngeren Studiengenossen freundschaftlich an, lud ihn sogar in den Osterferien 1810 nach Weimar ein, wo er ihn im Hause seiner Mutter einlogierte und dort auch die Pension für ihn bezahlte. Auch im Theater bezahlte er für ihn jeden Abend einen Parkettplatz. Im Salon Johanna Schopenhauers machte Bunsen auch die Bekanntschaft Goethes. Noch in hohem Alter war Bunsen dem einstigen Jugendfreund dafür dankbar, daß er sich damals des armen Studiengenossen in so hochherziger Weise angenommen hatte.

Von später bekannt gewordenen Persönlichkeiten, mit denen Schopenhauer während seiner Göttinger Studienzeit näheren Umgang hatte, sind noch zu nennen: Der hervorragende klassische Philologe Friedrich Wilhelm Thiersch, der damals als Lehrer am Gymnasium und als Privatdozent an der Universität wirkte, aber bald nach München berufen wurde; der Germanist Karl Lachmann († 1851); der Dichter Ernst Schulze, Verfasser der romantischen Epen „Cäcilie" und „Die bezauberte Rose", († 1817); der Theologe Gottfried Lücke, der Jurist Karl Reck († 1868); ein Baron Schwerdtner und andere.

Es herrschte, was wohl zu beachten ist, in jenen Kreisen, zu denen auch Schopenhauer gehörte, ein auf gegenseitiger Wertschätzung basierender vornehmer Ton, und auf die Universität paßte durchaus die von Ludwig Börne gegebene Charakteristik: „Göttingen war, was es immer gewesen, und es noch ist: der Staat des ehrwürdigen, altherkömmlichen Wissens, ein hochgeachteter Adelstand, reich an festen, sicheren, unveräußerlichen Grundbesitzungen." Schopenhauer hat selbst im Jahre 1819 von Göttingen gesagt: „Es ist die würdigste, vielleicht die erste Universität der Welt."

Unverkennbar läßt sich eine gewisse Ähnlichkeit zwischen dem Göttinger Universitätsleben Schopenhauers und den Leipziger Studienjahren Goethes, auch im geselligen Verkehr der Kommilitonen untereinander, nachweisen; nur freilich faßte Schopenhauer, entsprechend seiner ganz anders gearteten Charakteranlage, die Studienjahre wesentlich ernster auf, als der geniale, schöngeistige junge Frankfurter.

Zu der großen Rolle, die das weibliche Element im Leben des Studenten Goethe gespielt hat, läßt sich kein Gegenstück für diese Zeit Schopenhauers aufstellen. Wir sind ganz ohne Nachrichten über seine intimeren Erlebnisse in dieser Epoche; daß er, im Besitze der Vollkraft der Jugend, voll leidenschaftlichen Temperaments, auch in Göttingen nicht das Dasein eines Asketen geführt hat, ist wohl anzunehmen.

Schopenhauer betrieb auch damals mit Ausdauer allerhand körperliche Übungen, nahm Fecht- und Reitunterricht, und zeigte Interesse für die verschiedensten Tagesbegebenheiten, „vom Bauchredner bis zur nicht öffentlichen Hinrichtung."

Außer zahlreichen Ausflügen in die Umgebung der Stadt machte er unter anderem im Juni 1810 eine Reise über den Meißner nach Kassel und im Herbst 1811 in den Harz. Vom 8. September jenes Jahres datiert eine längere bemerkenswerte Auslassung von ihm über den Ernst der Philosophie und ihre Schwierigkeiten. Diese Darlegungen — wiedergegeben in Sch. Nachl. III., S. 207 ff. und § 1 des ersten Kapitels der „Neuen Paralipomena" (Nachl. Bd. IV., S. 13) — wurden von ihm in Dorf Ellrich niedergeschrieben und zeigen, wie tief er schon damals das Wesen der Welt auffaßte.

Im Dorfwirtshaus zu Bornhagen zeichnete er sich, ehe seine Übersiedelung nach Berlin erfolgte, mit einigen Strophen Goethes und mit nachstehenden eigenen Versen in das Fremdenbuch ein, gewissermaßen um Abschied von der ihm lieb gewordenen Göttinger Gegend zu nehmen:

„Lebt wohl ihr Berg und tiefe, tiefe Tal;
Ich staunt' euch an wohl manches liebe Mal.
Wohl manches Mal sahst ihr mich einsam wandern,
Und ernst und einsam geh ich jetzt zu andern."

Irgendwelchen regeren schriftlichen Verkehr scheint er während seiner Universitätszeit mit Mutter und Schwester nicht gehabt zu haben. Die Ferien über weilte er regelmäßig in Weimar, wohnte auch bei der Mutter im Hause und besuchte eifrig das Theater; ja, er soll, wie aus einer späteren Mitteilung seiner Schwester Adele hervorgeht, auch für die eine oder andere junge schöne Weimarerin ein wärmeres Empfinden gehegt haben — doch fühlten sich die schwärmerisch veranlagten Freundinnen Adelens von der oft

finsteren, überlegenen Art des Studenten sehr bald abgestoßen; man betrachtete ihn als Sonderling.

Sehr interessant ist die Mitteilung Wilhelm Gwinners, daß sich Schopenhauer außer von Goethe nur noch von einer einzigen Person in Weimar angezogen gefühlt habe — von der bildschönen Schauspielerin und Sängerin Karoline Jagemann, die seit 1797 am Weimarer Theater angestellt war und vom Herzog Karl August, der eine tiefe Neigung zu ihr hegte, den Titel einer „Frau von Heygendorff" erhalten hatte. (Später gehörte die Jagemann bekanntlich zu den erbittertsten Gegnern Goethes, und ihrem Einfluß vor allem war es zuzuschreiben, daß der Dichter 1817 von der Theaterleitung zurücktrat.) Im Jahre 1809 stand sie auf dem Gipfel ihrer Schönheit und Macht. Alles huldigte der hochbegabten, vielseitigen Künstlerin, und der junge Arthur gestand im jugendlichen Überschwange einst seiner Mutter, in deren Salon auch die Jagemann öfter verkehrte: „Dieses Weib würde ich heimführen, und wenn ich sie Stein klopfend an der Landstraße fände." Einmal hat Schopenhauer die von ihm so hochverehrte Schauspielerin sogar in einem Liebesgedicht angesungen.

Das Verhältnis zu seiner Mutter war während seiner studentischen Ferien in der Hauptsache leidlich.

Eine interessante Erinnerung knüpft sich für den jungen Studenten an diese Zeit seines Weimarer Aufenthaltes, nämlich diejenige an eine Begegnung mit dem damals achtundsiebzigjährigen Wieland im April 1811. Es scheint, als habe die Mutter Schopenhauers, in deren Hause der Dichter damals viel

verkehrte, Wieland zu bewegen gesucht, ihrem Sohne die Absicht, sich ganz der Philosophie zu widmen, auszureden. Arthur kam der Einladung des Dichters, ihn zu besuchen, mit Freuden nach. Als dieser ihm nun im Laufe des Gespräches davon abriet, ausschließlich Philosophie zu studieren, da erklärte der junge, aber weit über seine Jahre hinaus gereifte Mann bescheiden, jedoch mit Festigkeit: „Das Leben ist eine mißliche Sache: ich habe mir vorgesetzt, es damit hinzubringen, über dasselbe nachzudenken." Schließlich stimmte ihm Wieland bei, indem er sagte: „Ja, es scheint mir jetzt selbst, Sie haben das Rechte gewählt; ich verstehe jetzt Ihre Natur; bleiben Sie bei der Philosophie." Zuletzt meinte er: „Sie werden jetzt wieder nach Göttingen gehn und dann nach Berlin. Sie thun recht daran. Ob ich wohl noch leben werde, wenn Sie in zwei Jahren wieder hier sind?" — „Warum sollten Sie nicht die zwei Jahre noch leben, Herr Hofrath, Sie sehen ja ganz wohl aus," entgegnete Schopenhauer. — „Es ist wahr, man trocknet im Alter so zusammen, und in diesem steifen Zustand lebt man oft noch mehrere Jahre hin," lautete des greisen Poeten resignierte Antwort. — Kurz darauf war große Cour beim Herzoge. Goethe, Wieland und Johanna Schopenhauer waren auch zugegen. In dem Augenblick, da Goethe mit der letzteren einige Worte wechselte, trat Wieland auf sie zu und sagt mit jugendlicher Lebhaftigkeit: „Ich habe neulich eine höchst interessante Bekanntschaft gemacht, Madame Schopenhauer. Wissen Sie auch, mit wem? mit Ihrem Sohn! ach, es war mir sehr lieb, diesen jungen Mann kennen zu lernen; aus dem wird noch einmal etwas Großes werden."

Dr. Bähr hat die Schilderung dieser Begegnung Schopenhauers mit Wieland aus des Philosophen eigenem Munde gehört.

Von Weimar ging Schopenhauer zunächst noch einmal nach Göttingen zurück und wandte sich dann, nachdem er die schon erwähnte Reise in den Harz unternommen, nach Berlin. Auf Veranlassung Johanna Schopenhauers hatte Goethe ihm diesmal einen Empfehlungsbrief an den berühmten Altertumsforscher Friedrich August Wolf († 1824) ausgestellt, und diese Empfehlung (deren Wortlaut in Sch. W. VI,, S. 182f. mitgeteilt ist) verschaffte ihrem Überbringer bei dem hervorragenden Gelehrten eine sehr günstige Aufnahme. An der 1810 in Berlin gegründeten Universität vereinigten sich, namentlich seit Aufhebung der Universität Halle, eine ganze Anzahl der bedeutendsten Vertreter aller Disziplinen.

Bei Wolf hörte Schopenhauer in seinem ersten Berliner Semester (Winter 1811/12) über Aristophanes „Wolken" und Horaz's „Satiren", ferner über griechische Altertümer und griechische Geschichte; bei Böckh über die Argumente der platonischen Dialogi; bei Rühs über nordische Poesie, und dann eine sehr große Anzahl physikalische, chemische, zoologische, physiologische und medizinische Vorlesungen. Von eigentlichen philosophischen Kollegien belegte er zunächst nur die Vorlesungen Fichtes „Über das Studium der Philosophie" und „Über die Tatsachen des Bewußtseins und die Wissenschaftslehre". Nach Schopenhauers eigenen Worten war er vornehmlich in der Erwartung nach Berlin übergesiedelt, einen „echten Philosophen und großen Geist in Fichten kennen zu lernen." In seiner Selbstbiographie schreibt er über

ihn und seine Beziehungen zu ihm: „Auch Fichten, der seine Philosophie vortrug, folgte ich aufmerksam, um nachher dieselbe um so gerechter beurteilen zu können; einmal disputirte ich in dem Collegium, das er mit seinen Hörern veranstaltete, lange mit ihm, — eine Erörterung, an die sich die damals Anwesenden vielleicht noch erinnern werden." Schopenhauer hat später selbst erklärt, seine anfänglich hohe Verehrung für Fichte hätte sich bald „in Geringschätzung und Spott" verwandelt. Seine Kollegienhefte über die Fichteschen Vorlesungen befinden sich auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin. Der fleißige Zuhörer beschränkte sich nicht darauf, die Ausführungen des Vortragenden getreulich nachzuschreiben, sondern er kritisierte das Gehörte scharf, machte zu einzelnen Stellen, die ihm zusagten oder seinen Widerspruch herausforderten, oft ziemlich ausführliche Randglossen, ebenso auch zu einzelnen Abschnitten aus den Werken Fichtes. Eine Zusammenstellung solcher Bemerkungen des jungen Studenten findet sich im 3. Bande des Handschriftl. Nachl., S. 98—122; 206—8.

Auf den Rat des Göttinger Historikers Heeren studierte Schopenhauer damals privatim Johann v. Müllers „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte", und mit besonderem Eifer widmete er sich während seines Aufenthaltes in Berlin neben der Lektüre Platos den Werken Kants. Auch hierüber enthält sein handschriftlicher Nachlaß — Bd. 3 — eine große Anzahl wertvoller Bemerkungen. Anatomische, astronomische, überhaupt naturwissenschaftliche Vorlesungen neben einem erneuten Kolleg bei Wolf füllten das Sommer- und das nächste Wintersemester für Schopenhauer aus. Zugleich beschäftigte er sich

mit den Vorarbeiten zu seiner Doktordissertation, ja, darüber hinaus entstand in seinem Geiste schon ein, wenn auch damals noch unklares Bild jenes grandiosen philosophischen Gedankenbaus, den er wenige Jahre später in seinem Hauptwerke, in der „Welt als Wille und Vorstellung", mit genialem Scharfsinn, originell nach Inhalt und Form, aufführen sollte. In privaten Aufzeichnungen, die erst lange nach seinem Tode herauskommen sollten, — Grisebach hat das Verdienst, diese intimen Selbstbekenntnisse, die verloren zu sein schienen, rekonstruiert zu haben — in seinen εἰς ἑαυτόν gerichteten Betrachtungen (Nachl. IV., S. 338—364) schrieb er damals die ergreifenden Sätze nieder: „Unter meinen Händen und vielmehr in meinem Geiste erwächst ein Werk, eine Philosophie, die Ethik und Metaphysik in Einem seyn soll, da man sie bisher trennte, so fälschlich als den Menschen in Seele und Körper. Das Werk wächst, concrescirt allmählig und langsam, wie das Kind im Mutterleibe: ich weiß nicht was zuerst und was zuletzt entstanden ist, wie beim Kind im Mutterleibe. Ich werde ein Glied, ein Gefäß, einen Teil nach dem anderen gewahr, d. h. ich schreibe auf, unbekümmert wie es zum Ganzen passen wird: denn ich weiß, es ist alles aus Einem Grund entsprungen. So entsteht ein organisches Ganzes, und nur ein solches kann leben. Die da meinen, man dürfe nur irgendwo einen Faden anzetteln und dann weiter daran knüpfen, eines nach dem andern, in hübsch ordentlicher Reihe, und als höchste Vollendung aus einem mageren Faden durch Winden und Weben einen Strumpf wirken — wie Fichte, (das Gleichnis gehört Jakobi), — die irren.

Ich, der ich hier sitze, und den meine Freunde kennen, begreife das Entstehen des Werkes nicht, wie die Mutter nicht das des Kindes in ihrem Leibe begreift. Ich seh es an und spreche, wie die Mutter: „ich bin mit Frucht gesegnet.“ Mein Geist nimmt Nahrung aus der Welt durch Verstand und Sinne, diese Nahrung gibt dem Werk einen Leib; doch weiß ich nicht, wie, noch warum bei mir und nicht bei Andern, die dieselbe Nahrung haben.

Zufall, Beherrscher dieser Sinnenwelt! laß mich leben und Ruhe haben noch wenige Jahre! denn ich liebe mein Werk, wie die Mutter ihr Kind: wenn es reif und geboren seyn wird; dann übe dein Recht an mir und nimm Zinse des Aufschubs. — Gehe ich aber früher unter in dieser eisernen Zeit, o so mögen diese unreifen Anfänge, diese meine Studien der Welt gegeben werden, wie sie sind und als was sie sind: dereinst erscheint vielleicht ein verwandter Geist, der die Glieder zusammenzusetzen versteht und die Antike restaurirt.“

Nach Weimar scheint Schopenhauer während seiner Berliner Universitätszeit, die drei Semester umfaßte, nicht gekommen zu sein. Dagegen verbrachte er die Herbstferien 1812 mit Mutter und Schwester in Dresden und Teplitz.

In Berlin lebte er gänzlich zurückgezogen, ohne jeden Anteil an dem damals dort sehr regen gesellschaftlichen Leben. Neben seinen angestrengten philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien, neben seiner auch hier regelmäßig fortgesetzten Lektüre der Alten, unter denen er fortan Horaz mit Vorliebe traktierte, fand er eine gewisse Erholung im Besuche zoologischer und botanischer Sammlungen. Sehr merk-

würdig, kennzeichnend für den Ernst seiner Geistesrichtung, aber auch für die ihm innewohnende Herzensgüte war die Gestaltung seines Verhältnisses zu zwei Unglücklichen, die in der „Melancholischen Station“ der Berliner Charité untergebracht waren. Anfänglich sind beide für Schopenhauer wohl nur Beobachtungsobjekte gewesen — das Problem des Wahnsinns in seinen verschiedensten Formen ist von ihm bekanntlich später sehr eingehend behandelt worden — doch erregten sie bei seinen öfteren Besuchen immer mehr seine Teilnahme. Auf Verlangen des einen schenkte ihm Schopenhauer eine Bibel. Die Unglücklichen waren sich ihrer Geistesstörung vollkommen bewußt, vermochten indes ihrer Krankheit nicht Herr zu werden. Sie erwiderten Schopenhauers Interesse an ihrem traurigen Geschick durch Mitteilung einiger Aufsätze religiösen Inhalts und eines Gedichtes, — Auslassungen, wie sie ähnlich besonders von Lombroso aus der psychiatrischen Praxis in neuerer Zeit weiten Kreisen unterbreitet worden sind.*) Daß Schopenhauer durch seine persönliche Bekanntschaft mit jenen beiden Wahnsinnigen zu den kritischen Bemerkungen zu Fichtes Darlegungen über Genie und Wahnsinn veranlaßt wurde, ist zweifellos.

Der VI. Band des Schopenhauerschen Nachlasses, enthält aus seiner Berliner Universitätszeit eine Anzahl oft witziger Bemängelungen der Lehre Fichtes. So bemerkt Schopenhauer zu einer besonders dunklen Stelle der XI. Vorlesung Fichtes über die „Wissenschaftslehre“: „In dieser Stunde hat er außer dem hier Aufgeschriebenen Sachen gesagt, die mir den Wunsch

*) Vgl. Lombroso: „Genie u. Irrsinn“, Univ.-Bibl. Nr. 2313—16.

auspreßten, ihm eine Pistole auf die Brust setzen zu dürfen und dann zu sagen: Sterben mußt du jetzt ohne Gnade; aber um deiner armen Seele willen sage, ob du dir bei dem Gallimathias etwas Deutliches gedacht oder uns bloß zum Narren gehabt hast?" Auch die Randglossen zum 40., 41. und 43. Protokoll (A. a. O. S. 88) sind köstlich. Sie zeigen Schopenhauers Begabung auch für den Humor in überraschender Weise. Sein Gesamturteil über diesen angeblichen „Vollender" der Kantischen Philosophie faßte er einmal in die Worte zusammen: „Fichte ist kein summus philosophus, aber immerhin ein Talentmann." Andere Dinge hätte er, meint Schopenhauer, vielleicht mit besserem Erfolge zu treiben vermocht, da er bedeutendes rhetorisches Talent besessen habe. Ein andermal hält er sich darüber auf, daß Fichte, obwohl sein Vortrag an sich deutlich sei und er langsam spreche, zu lange bei leichtzuverstehenden Dingen verweile und sie mit anderen Worten wiederhole, sodaß die Aufmerksamkeit ermüde und man zerstreut werde. Später verschärft sich Schopenhauers Urteil über Fichte immer mehr; er nennt ihn einen „Windbeutel", den „Hanswurst Kants", einen „Gaukler", und stellt sich ganz auf den negativen Standpunkt Feuerbachs und Schillers in der Verwerfung der Persönlichkeit und der Lehre dieses Denkers.

Übrigens hat Schopenhauer auch in Göttingen schon die Nachschriften der von ihm gehörten philosophischen Vorlesungen mit kritischen Bemerkungen versehen, die für die Selbständigkeit seines Denkens zeugen. Besonders scharf wendet sich der junge Student gegen einzelne Darlegungen in den Kollegien Gottlob Ernst Schulzes über Metaphysik und Psychologie. Einmal tituliert er den Vortragenden sogar mit der respektlosen Bezeichnung: „Schulze, das Rindvieh."

Nicht viel günstiger kam Schleiermacher bei Schopenhauer weg, der im Sommersemester 1812 in Berlin seinem Kolleg „Über Geschichte der Philosophie zur Zeit des Christentums" beiwohnte. Er urteilte über ihn und seine ganze Denkweise: „Das Einzige, was man aus seinen moralischen Abhandlungen lernen kann, ist, daß auch in der praktischen Philosophie aus bloßen abstrakten Begriffen keine Weisheit zu Tage gefördert wird." Ein anderes Mal wirft er ihm „gedankenloses Schreiben" vor und meint, „Leute wie Schleiermacher sind zu Lebzeiten berühmt, nachher aber bald vergessen."

Daß Schopenhauers ganzes Wesen in unverkennbarem Gegensatze zu Männern wie Fichte und Schleiermacher stand, ist ohne weiteres zuzugeben. Ihm fehlte vor allem der eigentliche „historische Sinn", wie er ja auch in seinem philosophischen System keinen Raum für den Begriff der Entwicklung, des Fortschritts hat. — Merkwürdig aber bleibt es immerhin, daß ihn die Einseitigkeit seines Standpunktes zu einer so völligen Verkennung der wissenschaftlichen Bedeutung der Genannten verführte. Für die großen Verdienste Fichtes sowohl, als Schleiermachers um das Wiedererwachen des geistigen Lebens in der preußischen Hauptstadt, um die Pflege des nationalen Bewußtseins vor allem, wovon doch Schopenhauer selbst Zeuge sein mußte, hat er kein Wort der Anerkennung.

Für seine Person, die durchaus nicht zu „kriegerischen Heldentaten" geeignet war, empfand er überhaupt die

damals einsetzende Begeisterung zur Abschüttelung des Franzosenjochs als ein störendes Element bei seinen Studien. Auch die Tatsache, daß viele unklare Köpfe den nationalen Aufschwung phrasenhaft priesen, daß andere ihre egoistischen Zwecke mit dem Mäntelchen des Patriotismus bedeckten, stieß ihn ab. Dabei aber erkannte er die Berechtigung des neuen Krieges gegen Frankreich durchaus an, steuerte reichlich zu den freiwilligen Sammlungen bei, equipierte sogar einen befreundeten Studiengenossen zu dem Feldzug, gab ihm einen Thukydides mit und schaffte sogar sich selbst für alle Eventualitäten Gewehr und Degen an. Besonders zuwider waren ihm die Bestrebungen des „Turnvaters Jahn", dessen Erscheinung ja später auch von einem Börne und Heine mit so bitterer Ironie verspottet wurde. Schopenhauer empfand all die Unzulänglichkeiten jener gärenden Zeit, die Schwächen und Mängel der sich vordrängenden Persönlichkeiten und suchte durch eifrigste wissenschaftliche Arbeit über die unbefriedigende Gegenwart hinwegzukommen. Die Bibliothek und das Lesezimmer der Universität benutzte er auf das fleißigste, und sonst hatte er, außer mit seinen Kommilitonen Josef Gans und Helmholtz (dem Vater des berühmten Physikers) und dem schon genannten Karl Iken, keinen Verkehr.

An der Absicht, in Berlin zu promovieren, hinderten Schopenhauer die Kriegsereignisse. Nach der Schlacht bei Lützen (am 2. Mai 1813) stob die ganze Universität auseinander — Berlin selbst schien von den Franzosen bedroht, — und auch Schopenhauer zog es vor, der Stadt, in der es ihm nie behagt hatte, den Rücken zu wenden. Kurz vor seinem Weggange hatte man ihn trotz seiner Vorsicht in Geldsachen noch um eine bedeutende Summe bestohlen, und die Täter wurden nie ermittelt. Auf seinem Wege über Dresden nach Weimar geriet er in das Kriegsgetümmel selbst hinein. Seine Gewandtheit, sich französisch auszudrücken, kam ihm dabei insofern zu statten, als er dem Bürgermeister eines kleinen Ortes bei den Schwierigkeiten, die die Unterbringung einer starken französischen Einquartierung bereitete, im Verkehr mit den fremden Offizieren und Mannschaften beistehen konnte.

In Weimar bei seiner Mutter fand Schopenhauer ihm so wenig zusagende Verhältnisse, daß er in Unfrieden von ihr wegzog (vgl. S. 106). Er begab sich zunächst nach Jena und schließlich nach dem stillen Rudolstadt. Hier, im „Gasthof zum Ritter", vollendete er im Sommer 1813 die Abhandlung: „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde". Diese Schrift bildet die Grundlage zu Schopenhauers gesamtem philosophischen System. Sie wurde später von ihm in wesentlich erweiterter und umgearbeiteter Form erneut herausgegeben und findet sich im dritten Bande der Grisebachschen Ausgabe. Eine sehr gute Edition der Abhandlung mit Hinzufügung der umgearbeiteten und der gestrichenen Stellen hat auch Gustav Friedrich Wagner im Anhange zu seinem ungemein fleißig gearbeiteten „Enzyklopädischen Register zu Schopenhauers Werken" geliefert.*)

*) Wagner ist ein scharfer Gegner Grisebachs, polemisiert an vielen Stellen seines im übrigen sehr verdienstvollen Werkes gegen diesen und hat leider seine Abneigung gegen ihn so weit getrieben, seiner Arbeit nicht die Grisebachsche Ausgabe der Werke Schopenhauers zugrunde zu legen, sondern diejenige Frauenstädts. Trotz allem, was Wagner zugunsten der letzteren vorbringt, kann er die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die erstgenannte Ausgabe die bessere ist.

Schopenhauer sandte die Abhandlung an den Dekan der philosophischen Fakultät in Jena, Professor Eichstädt, mit einem lateinischen Begleitschreiben, in dem er einen kurzen Abriß seines Lebensganges und seiner Studien gab, und wurde darauf am 2. Oktober 1813 von der Fakultät in absentia zum Doktor promoviert. Die Abhandlung selbst erschien noch im selben Monat, 148 Seiten stark in Oktav, in Kommission der Hof-Buch- und Kunsthandlung in Rudolstadt. Das erste Exemplar der Schrift sandte der junge Doktor an Goethe; dieser hat es auch gelesen und, wie wir aus seinen Tagebuchaufzeichnungen erfahren, mit seinem Sekretär Riemer eingehend über den Verfasser gesprochen. Das zweite Exemplar erhielt der Verlagsbuchhändler Frommann in Jena, mit dem Schopenhauer in freundschaftlichen Verkehr getreten war, und der ihm auch eine ganze Anzahl Werke zur Abfassung der Dissertation geliefert hatte. Weitere Exemplare der Abhandlung, die in 500 Stück, den Bogen für 7 Taler, auf Kosten Schopenhauers gedruckt worden war, bekamen dessen Lehrer, die Professoren G. E. Schulze in Göttingen, F. A. Wolf, M. H. Lichtenstein und Schleiermacher in Berlin; ferner C. L. Reinhold in Kiel und C. A. Böttiger in Dresden, die er beide im Hause seiner Mutter kennen gelernt hatte — und der Großkaufmann Kabrun in Danzig, des einstigen Kaufmannslehrlings und nunmehrigen Doktors erster Prinzipal. Grisebach bemerkt hierzu in den „Neuen Beiträgen" zur Geschichte des Lebens Schopenhauers, es sei ein hübscher Zug des jungen Doktors gewesen, daß er sich neun Jahre später noch an das vorübergehende Verhältnis zu Kabrun erinnert und dem alten Herrn und „werten Freunde" seines Vaters ein Exemplar seiner Erstlingsschrift übersendet habe. Das mag ja bis zu einem gewissen Grade richtig sein. Ob aber Schopenhauer dabei nicht auch von der verzeihlichen Befriedigung darüber geleitet worden ist, dem Handelsherrn, der ihn nur als unreifen Jüngling mit sehr geringen kaufmännischen Leistungen und von wenig sympathischem Äußeren gekannt hatte, den Beweis zu liefern, daß er es nun doch zu etwas gebracht habe, bleibe dahingestellt.

In dem Begleitbrief, den Schopenhauer seinem Exemplar an F. A. Wolf beifügte (veröffentlicht im IV. Bande von Schopenhauers Handschriftlichem Nachlaß S. 478 f.), findet sich folgende interessante Stelle, die zugleich das oben erwähnte Verhältnis Schopenhauers zu den politischen Tagesereignissen charakteristisch erläutert: „Ich bin, wie Sie sehn, den Musen auch unter dem allgemeinen Waffengetümmel treu geblieben. Vielleicht wird es Mancher tadeln: aber ich bin mir bewußt, Recht gethan zu haben, daß ich nicht in einen Wirkungskreis trat, in welchem ich nichts als guten Willen hätte zeigen können, und dafür einen verließ, in welchem ich, wenn die Götter es zulassen, mehr zu leisten hoffe.

Ich habe Sie, verehrter Herr Geheime Rath, noch sehr um Verzeihung zu bitten, daß ich Berlin verlassen habe, ohne von Ihnen Abschied zu nehmen: nur die große Eile und der plötzliche Entschluß, mit dem ich Berlin verließ, konnten mich dieser Vernachlässigung schuldig machen; ich reiste so eilig ab, daß ich weder von der Universität mich beurlauben, noch meine Bücher und Sachen, die zurückgeblieben sind, einpacken konnte, sondern beides einem Freunde übertrug.

Ihr Freund, unser großer Goethe, befindet sich wohl, ist heiter, gesellig, günstig, freundlich: gepriesen sey sein Name in alle Ewigkeit! — Weimar hat bloß durch starke Einquartierung gelitten: das Land aber ist von Kosacken schrecklich verheert. Über die glückliche Befreiung Teutschlands und eben dadurch der höheren Kultur vom Drucke der Barbaren wäre es überflüssig Ihnen meine Freude zu schildern."

Eine merkwürdige Erinnerung noch an seinen Rudolstädter Aufenthalt hat Schopenhauer selbst vierzig Jahre später in einem Briefe an seinen Anhänger Frauenstädt aufgefrischt. Der Verlagsbuchhändler Suchslandt in Frankfurt a. M., der damals die zweite Auflage der Schopenhauerschen Schrift „Über den Willen in der Natur" gegen ein sehr reichliches Honorar in Verlag nahm, wies ihm einen Zettel fremder Hand folgenden Inhaltes vor: „Arth. Schopenhauer majorem anni 1813 partem in hoc conclavi degit. Laudaturque domus, longos quae prospicit agros." Dazu bemerkte der greise Philosoph: „Sagte ich gleich: ‚Das hab' ich 1813 im Gasthof zum Ritter in Rudolstadt, in einer Stube zwei Treppen hoch, in die Fensterscheibe geschrieben' (d. i. mit einem Diamanten eingeritzt). Richtig; und da haben sie's aufgestakert und copirt und hergesandt, — als heilige Reliquie."

Bruch Schopenhauers mit seiner Mutter. — Verkehr Schopenhauers mit Goethe.

Als der junge Doktor bei seiner Rückkehr nach Weimar der Mutter ein Exemplar seiner Dissertation überreichte, soll sie, mit einem Blick auf den Titel.

lächelnd bemerkt haben: „Die vierfache Wurzel.. das ist wohl etwas für Apotheker?" — Der Sohn habe ihr darauf verletzt erwidert, man werde seine Schriften noch lesen, wenn von den ihrigen kaum mehr ein Exemplar in einer Rumpelkammer aufgetrieben werden könnte. — — „Ja, von den Deinigen wird dann noch die ganze Auflage zu haben sein," lautete die schlagfertige Erwiderung der Mutter.

Die Anekdote ist beinahe zu gut, als daß sie wahr sein könnte. Jedenfalls charakterisiert sie beide Persönlichkeiten vorzüglich und zugleich, und dies ist das Merkwürdigste, gab die Wirklichkeit in der Folge sowohl der Mutter als dem Sohne hinsichtlich des Schicksals der Werke beider recht.

Aus welchen Ursachen das Verhältnis Arthurs zu seiner Mutter im Laufe der Jahre immer kühler geworden war, ist bereits geschildert worden. Die Schuld lag sicher auf beiden Seiten; — daß es aber zu einem tiefgehenden Zerwürfnis, zu einem unheilbaren Bruche kam, daran fällt der Mutter zweifellos der Hauptteil der Schuld zu. Alle Ehrenrettungen, die man nachträglich an der Person Johannas vorgenommen hat, die noch so starke Betonung des unliebenswürdigen, jähzornigen und verschlossenen Wesens des Sohnes, sein vielleicht übertriebenes Mißtrauen — alle diese Momente reichen nicht hin, das Urteil der Nachwelt zugunsten der Mutter umzustimmen.

Als der junge Schopenhauer im Frühjahr 1813 unerwartet aus Berlin in Weimar eintraf, fand er im Hause der Mutter einen illegitimen Nachfolger seines Vaters, den damals dreiunddreißigjährigen Regierungsrat Georg Friedrich Konrad Ludwig Müller, oder,

wie er sich lieber nennen ließ, v. Gerstenbergk, nach dem Namen eines adligen Verwandten, der ihn adoptiert hatte. Als Mitarbeiter an Almanachen und als Verfasser „Kaledonischer Erzählungen“, die im Stile Ossians gehalten waren, strebte er vergebens nach literarischer Bedeutung. Seine schriftstellerischen und ästhetischen Neigungen hatten die erste flüchtige Bekanntschaft mit der schöngeistigen Hofrätin herbeigeführt, und bald entwickelte sich aus der Gemeinsamkeit der Interessen ein enges, intimes Verhältnis. Der stattliche Regierungsrat aß mit am Tische seiner „Geistesfreundin“, zog sogar später zu ihr ins Haus, hatte mit ihr denselben Bedienten, begleitete die fünfzehn Jahre ältere Frau auf Reisen, in Badeorte, und war stets im Theater und bei Konzerten an ihrer Seite.

Empört über diese Situation kehrte Schopenhauer alsbald dem mütterlichen Heim den Rücken.

Daß Johanna Schopenhauer auch schon früher Gefallen am Umgang mit Männern fand, die sie durch ihr kokettes Wesen und ihre poetisch-künstlerischen Interessen zu fesseln wußte, haben wir bereits gesehen. Wenige Monate nach dem Tode ihres Gatten tauchte, wie erwähnt, im Haushalte der jungen Witwe die ominöse Persönlichkeit des „Dr. Bébé“ auf. Dann fand sie in dem Rat Karl Friedrich Anton Conta einen „Seelenfreund“, dem sie auch Unterkunft in ihrem Hause gewährte. Wie intim ihr Verhältnis zu diesem Manne sich gestaltet hatte, wissen wir aus ihren eigenen Worten. Sie schrieb nämlich hierüber — auch ein sehr merkwürdiger Zug! — an ihren damals neunzehnjährigen Sohn zu Neujahr 1807: „Wollte ich ausgehen, so hatte ich seinen Arm; wollte

ich Schach spielen, so spielte er; wollte ich mir vorlesen lassen, so las er; wollte ich Musik, so sang er zur Guitarre; wollte ich quatre mains spielen, so spielte er; wollte ich malen, so saß er mir; wollte ich allein sein, so ging er; solch einen Cicisbeo finde ich nie wieder.“

Dann kam Johannas Verhältnis zu Karl Ludwig Fernow, von dem ihre eigene Tochter Adele berichtet, daß er ihr „eine sehr ernste Neigung“ zugewandt habe. Nach dem Tode der Frau Fernows — er hatte sie, eine sehr schöne, aber gänzlich ungebildete Person, aus Italien nach Deutschland mitgebracht — zog auch er in die Wohnung der Hofrätin. Sie hat an ihm allerdings in wirklich anerkennenswerter Weise gehandelt, hat ihn, wie bereits früher mitgeteilt, in seiner schweren Krankheit aufs sorgfältigste gepflegt. Jedenfalls war Johannas Verhältnis zu Fernow, dem sie viele wertvolle Belehrungen auf kunstgeschichtlichem Gebiete verdankte, noch das idealste unter all ihren Liaisons. Arthur sprach stets mit größter Hochachtung und Dankbarkeit von diesem Manne.

Am Grabe Fernows lernte Johanna den bekannten Maler Gerhard von Kügelgen kennen, und bald verband beide innige Freundschaft. Die Hofrätin suchte den Künstler mehrmals in Dresden auf, ließ sich von ihm porträtieren und pries sein Talent maßlos in Kunstzeitschriften. Dazwischen kamen flüchtigere Bekanntschaften, unter anderen nach ihren eigenen Worten diejenige mit einem reichen Frankfurter Kaufmann, der sich allen Ernstes um sie beworben, aber einen Korb erhalten habe usw. Zur Schließung einer neuen Ehe konnte sich Johanna eben nicht verstehen. Selbst als Greisin noch, als sie durch eine schiefe Hüfte, die

Folge eines Schlaganfalls, entstellt war, ließ sie nicht ab, zu kokettieren und Talente zu protegieren, wie wir aus den Aufzeichnungen des alten Holtei wissen, der bei ihr auf seinen Irrfahrten eine längere Rast gefunden hatte.

Am längsten dauerte ihr Verhältnis zu Gerstenbergk, und ihm hat sie auch den Sohn geopfert. Mit Tränen in den Augen hatte sie den letzteren beschworen, nach Weimar zurückzukehren und in ihrem Hause wieder Aufenthalt zu nehmen. Er mache sich eine „falsche Idee" von ihren Beziehungen zu dem Regierungsrat; dieser unterstütze sie nur auf literarischem Gebiete, arbeite mit ihr zusammen, und es bestünden keinerlei unerlaubte Neigungen zwischen ihnen. Arthur willigte in die Rückkehr, doch nur unter der Bedingung, daß er der Mutter für Wohnung und Kost Bezahlung leiste. Ja, er ließ auch seinen Berliner Studienfreund Josef Gans, einen in sehr dürftigen Umständen lebenden Israeliten, zu sich nach Weimar kommen und bezahlte für ihn ebenfalls Wohnung und Pension bei der Mutter.

In jene Zeit fällt auch Schopenhauers Verkehr mit Goethe. Er hatte in früheren Jahren, als er sich auf die Universität vorbereitete, den Dichterfürsten wohl häufig im Salon seiner Mutter gesehen, hatte auch einmal, wie bereits erwähnt, bei der Aufführung eines kleineren dramatischen Werkes Goethes mitgewirkt, war aber noch nicht in direkte Beziehungen zu dem Meister getreten. Gwinner berichtet, Goethe habe im Salon Johannas, als sich die Freundinnen Adeles über den unzugänglichen, verschlossenen Studenten aufhielten, erklärt: „Kinder, laßt mir den da zufrieden: der wächst uns allen noch einmal über den Kopf."

Daß Schopenhauer an Goethe das erste gedruckte Exemplar seiner Doktordissertation gesandt hatte, haben wir bereits mitgeteilt. Am 6. November 1813 nun befand sich Goethe wieder im Salon Johannas, umgeben von zahlreichen Verehrern, als Arthur eintrat. Da erhob sich der große Mann plötzlich, machte sich schweigend durch die Umstehenden Bahn, ging auf den jungen Doktor zu, drückte ihm die Hand und sprach sich im höchsten Maße anerkennend über dessen Dissertation aus, die er mit großem Interesse gelesen habe. Aus Schopenhauers Briefwechsel mit Frauenstädt wissen wir auch, welcher Abschnitt der „Vierfachen Wurzel" die besondere Aufmerksamkeit Goethes erregt hatte: es war das VI. Kapitel, die Entwicklung der Geometrie aus der Anschauung. In seiner lateinischen Selbstbiographie sagt Schopenhauer, er rechne den Verkehr mit Goethe zu den erfreulichsten und glücklichsten Ereignissen seines Lebens; „die Zierde unseres Jahrhunderts und der deutschen Nation, der große Goethe, dessen Namen alle Zeiten im Munde führen werden, würdigte mich seiner Freundschaft und seines vertrauten Umgangs. Bis dahin nämlich war ich ihm bloß von Ansehen bekannt und pflegte er mich nicht anzureden; nachdem er aber in meiner Abhandlung geblättert hatte, kam er aus eigenem Antriebe mir entgegen und fragte, ob ich seine Farbenlehre studieren wolle, indem er versprach, mir mit allen Hülfsmitteln und Erläuterungen Beistand zu leisten, so daß dieser Gegenstand den Winter über unseren öfteren Unterhaltungen zum Stoff dienen könne, möge ich nun seinen Sätzen Zustimmung geben oder opponieren. Wenige Tage darauf schickte er mir seinen eigenen Apparat und die zur Herstellung der Farben-

mischungen nöthigen Instrumente, und später zeigte er mir selbst die schwierigeren Experimente, hocherfreut, daß mein von keinerlei vorgefaßten Meinungen geblendeter Sinn die Wahrheit seiner Lehre anerkannte, welcher freilich bis auf den heutigen Tag, aus Ursachen, deren Erörterung nicht hierher gehört, Zustimmung und schuldige Anerkennung versagt werden. Als Goethe sodann mich häufiger kommen ließ, blieb die Unterhaltung nicht auf Fragen, welche die Farbenlehre betrafen, beschränkt, sondern unsere Gespräche wurden auf alle möglichen philosophischen Gegenstände gelenkt und spannen sich viele Stunden lang fort. Aus diesem vertrauten Umgange habe ich überaus großen, unglaublichen Nutzen gezogen."

Das Nähere über den Verkehr zwischen Goethe und Schopenhauer findet sich im VI. Bande der Grisebachschen Ausgabe, S. 185—189 und 217—246. Letzteren Ortes ist auch der Briefwechsel zwischen beiden aus den Jahren 1815/18 veröffentlicht.

In Weimar gab sich Schopenhauer außer der geschilderten Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen und allgemein-philosophischen Problemen auch dem Studium des ihm bis dahin fremd gebliebenen indischen Altertums hin. Wertvolle Unterweisungen in dieser Hinsicht verdankte er dem Orientalisten Friedrich Majer daselbst. Sanskrit selbst hat Schopenhauer indes nicht erlernt. So großes Interesse er auch namentlich in seinen späteren Jahren der Person und den Lehren Buddhas entgegenbrachte, so sehr er auch den Wert uralter Religions- und Sprachwissenschaft zu schätzen wußte, hat er merkwürdigerweise die heiligen Schriften der Zend-Avesta usw. immer nur aus zweiter Hand kennen gelernt, aus englischen und

französischen Übertragungen, und dabei sind ihm infolge der Ungenauigkeit und Fehlerhaftigkeit so mancher dieser Bearbeitungen mehrfach falsche Auffassungen untergelaufen. Kein Geringerer, als Max Müller, der berühmte deutsch-englische Sanskritist, hat auf die Mangelhaftigkeit einzelner jener Darstellungen hingewiesen, die Schopenhauer kritiklos als vollwertige Zeugnisse altindischen Wesens ansah.

Zu einem jähen Abschluß kam Schopenhauers Aufenthalt in Weimar durch einen heftigen Zusammenstoß mit seiner Mutter, bzw. mit deren „Seelenfreund" Gerstenbergk. Dieser war Arthur, auch abgesehen von dem sehr verdächtigen Verhältnis zu Johanna, persönlich in hohem Grade unsympathisch. Mit seinem unbestechlichen Scharfblick mochte Schopenhauer trotz aller Vorsicht der Mutter und ihres angeblich nur platonischen Verehrers mit der Zeit wohl auch hinter die wirkliche Art des Verhältnisses beider gekommen sein. Die Folge war eine sehr lebhafte Auseinandersetzung mit Gerstenbergk. Dieser zog es darauf vor, an den gemeinsamen Mahlzeiten nicht mehr teilzunehmen und dem Sohne seiner „Freundin" möglichst aus dem Wege zu gehen. Die Mutter aber kündigte Arthur die Pension mit der Begründung, bei der ausgemachten Summe nicht auf ihre Rechnung zu kommen. Arthur erhöhte darauf sofort diesen Betrag, und die Mutter nahm auch die Steigerung an. Zugleich aber bat sie ihren Sohn, sich mit Gerstenbergk besser zu stellen, da dieser ihn durchaus nicht verdrängen wolle. Im übrigen habe Gerstenbergk seine jähzornige Aufwallung gegen ihn, Arthur, eingesehen und sie, die Mutter, in deren Gegenwart jene erregte Szene vorfiel, dafür um Verzeihung gebeten. Sie

hätte um so weniger Anlaß, gegen ihren Freund vorzugehen, da auch Arthur gegen Gerstenbergk nicht artig gewesen sei. Es sei ihr nunmehr klar zum Bewußtsein gekommen, daß die Verschiedenartigkeit der Charaktere des Sohnes und des Freundes ein längeres Verweilen beider unter einem Dache nicht zuließe. Es sei überhaupt nicht gut, „daß eine Mutter mit ihrem erwachsenen unabhängigen Sohne in einem Hausstande lebt." Wenn er sich des leidigen Räsonierens über Welt und Menschen enthalten, insbesondere nicht mehr eine so abfällige Kritik an denjenigen üben wolle, die, „ergriffen von der großen Zeit, in der wir leben, das Schwert zur Hand nehmen, selbst wenn die Natur sie nicht dazu bestimmte", dann wolle sie ihm und schließlich auch seinem Kameraden Gans gern noch einige Wochen Quartier geben. Weitere Streitigkeiten mit Gerstenbergk aber müßten vermieden werden. Sie lege um so mehr Gewicht auf ein gutes Verhältnis zu diesem, da er sich bereit erklärt habe, ihr ein paar Zimmer ihrer eigenen Wohnung abzumieten, die nach Wegzug des Sohnes zu groß und zu teuer für sie und ihre Tochter Adele wäre.

Als Arthur nach dieser Eröffnung erst recht darauf bestand, daß die Mutter die Beziehungen zu dem um soviel jüngeren Manne abbräche, da schrieb sie ihm im Mai 1814 den Scheidebrief, der in seinem Wortlaut bis jetzt nicht bekannt geworden ist, der aber den Sohn veranlaßte, auf immer dem mütterlichen Hause den Rücken zu kehren. Mutter und Sohn haben sich nie wiedergesehen. Mit tiefem Schmerze riß sich Arthur auch von der Schwester los, die ihm von jeher sehr zugetan war. Die Mutter verbot der Tochter jeden Briefwechsel mit dem Bruder, vernichtete alle Briefe, die

sie von ihrem Sohne empfangen, und schloß sich um so enger an Gerstenbergk an. Das Verhältnis mit diesem in der angegebenen intimen Form dauerte bis zum Jahre 1825. Dann verheiratete sich der „Freund" mit einer Tochter des preußischen Kammerherrn Grafen Häseler, doch blieb „Dame Schopenhauer" mit Gerstenbergk auch später noch in persönlichem und schriftlichem Verkehr.

* * *

Bei seinem raschen Weggange von Weimar versäumte es Schopenhauer doch nicht, sich von Goethe zu verabschieden. Leider findet sich in den bis jetzt veröffentlichten Briefen, Gesprächen usw. des Philosophen keine Stelle, die sich auf den Verlauf jenes Abschiedsbesuches, insbesondere auf die während desselben berührten Gesprächsthemata bezieht. Bei dem jahrelang fortgesetzten Verkehr Goethes im Salon der Hofrätin, der er wegen ihrer liebenswürdigen Haltung zu Christiane Vulpius zu besonderem Danke verpflichtet war, bei dem regen Anteil, den er an dem Entwicklungsgange von Johannas Tochter Adele nahm, und auch infolge seiner Stellung als Minister zu dem Regierungsrat Gerstenbergk konnten Goethe natürlich die eigentlichen Beweggründe, die den Bruch zwischen Mutter und Sohn herbeigeführt hatten, nicht verborgen geblieben sein. Aber auch in den Publikationen des Goethe-Archivs läßt sich keine eingehendere Schilderung jener Abschiedsvisite Schopenhauers bei ihm nachweisen. Wir wissen nur, daß sie am 8. Mai 1814 stattfand, und daß Goethe folgende Zeilen in das Album Schopenhauers einschrieb,

das sich letzterer eigens zu diesem Zwecke angeschafft hatte:

„Willst du dich deines Werthes freuen
So mußt der Welt du Werth verleihen.
im Gefolge und zum Andenken mancher
vertraulichen Gespräche.
Goethe."

Charakteristisch für Schopenhauer ist es, daß er keinen Sterblichen für würdig hielt, sich nach diesem bemerkenswerten Zeugnis des Olympiers in das Album einzutragen. Er bewahrte das Stammbuch mit den beiden Goetheschen Strophen als einen kostbaren Schatz auf und zeigte ihn noch nach Jahrzehnten nur den Treuesten seiner Anhänger.

Im Zusammenhang mit dem Vorhergehenden, namentlich mit der Schilderung des Verkehrs zwischen Goethe und Schopenhauer erscheint es wohl angebracht, hier auf einige sehr interessante Darlegungen des Philosophen hinzuweisen, die er über die Aufführungen im Weimarischen Theater unter Goethes Leitung getan hat. Diese Äußerungen stammen aus dem März 1857 und fielen dem Juristen C. G. Beck gegenüber, unstreitig dem scharfsinnigsten und bedeutendsten Anhänger Schopenhauers. Zugleich zeugen diese Erinnerungen von der großen Gedächtnisstärke und Lebhaftigkeit des Vortrages, die sich der einsame Denker bis in sein hohes Alter bewahrt hatte.

„Ich war oft dort", erklärte Schopenhauer, „und sah treffliche Darstellungen. Aber die Dekorationen waren bisweilen recht mangelhaft. In der Zauberflöte, die ihres schönen Sujets und der trefflichen Musik wegen, doch vor allen einer schönen Ausstattung würdig gewesen wäre, sah man, statt der reichen ägyptischen Tempelhalle, wie wir sie in Frankfurt gewohnt sind, nur ganz stillose Hütten, mit einer kolossalen Sphinx in der Mitte und die Genien trugen Reifröcke, wie breite Glocken, statt sie als geflügelte Jünglinge erscheinen zu lassen. Überhaupt lag das Kostüm noch recht im Argen: Macbeth und Wallenstein waren mit demselben Purpurmantel bekleidet. Andererseits hielt Goethe wieder streng darauf, daß die Stücke im Kostüm ihrer Zeit zur Darstellung kamen. Die Schauspielerinnen waren damals, wie ja die Frauenzimmer überhaupt, voll dummer Eitelkeit und nur darauf bedacht, durch glänzende Toilette die Herzen der Männer zu erobern. So erschien einmal eine Schauspielerin, eine wunderschöne Blondine, für deren Reize Goethe nicht unempfindlich war, als Minna von Barnhelm in einem sehr kleidsamen Hütchen, wie sie gerade damals Mode waren. Goethe, der bei der Probe immer auf der vordersten Bank saß, um genau dem Spiele der Künstler zu folgen, stürzte wüthend auf die Bühne, riß ihr das Hütchen vom Kopfe, warf es auf die Erde und schrie in höchster Entrüstung, indem er mit den Füßen auf dasselbe stampfte: ‚Steht Ihnen das Meisterwerk unseres Lessing nicht höher als Ihre verfluchte Eitelkeit!' Goethe herrschte überhaupt mit einer wahrhaft despotischen Strenge über seine Künstler. Er rügte jede Nachlässigkeit, jede falsche Auffassung oder Übertreibung, manches Mal in recht derber Weise. Es wurde ihm aber auch oft schwer genug, sie von ihrem Dialekt und Naturalismus zu befreien und sie an das richtige Sprechen der Jamben, und das tragische Pathos, wie sie die jetzt zur Aufführung kommenden Werke forderten, zu gewöhnen, dafür war aber auch das Ensemble auf der Weimarer Bühne

ein vortreffliches. Seine Schauspieler sprachen, trotz seiner oft gegen sie angewendeten maßlosen Strenge, stets mit der größten Hochachtung von seiner Bühnenleitung, und einer seiner Schüler, Laroche, der ja auch in Frankfurt gastirte, nimmt noch jetzt auf dem Wiener Hofburgtheater eine hervorragende Stelle ein." (Grisebach: „Schopenhauers Gespräche", S. 72f.).

Viel zu wenig Beachtung haben bis jetzt auch die zahlreichen, in den Schriften Schopenhauers verstreuten Bemerkungen gefunden, in denen er seine subjektiven Eindrücke aus dem persönlichen Verkehr mit dem Dichterfürsten niedergelegt hat. So erklärt er — „N. Paralipomena", § 462, — das Genie leuchte „nur aus den Augen, indem der Blick eines Kontemplirenden etwas Festes, Lebhaftes hat und sogar oft (wie bei Goethe) das Weiße über der Pupille sichtbar wird." Ebenda, § 631, berichtet er, Goethe habe nach seinen eigenen Worten am Hofe der Herzogin Amalie „viele seiner damals soeben geschriebenen Stücke von den Hofleuten aufführen lassen, ohne daß irgend einer mehr als seine eigene Rolle gekannt hätte, und das Stück in seinem Zusammenhang Allen unbekannt und daher bei der Aufführung auch den Spielenden neu war." Im Anschluß hieran bemerkt Schopenhauer: „Ist unser Leben etwas Andres — als eine solche Komödie? Der Philosoph ist Einer, der willig den Statisten macht, um desto besser auf den Zusammenhang achten zu können." Ludwig Schemann berichtet in seinen Gesprächen usw. mit Arthur Schopenhauer, Goethe habe diesen im Jahre 1814 gefragt, wie alt er sei. „Sechsundzwanzig Jahre", lautete die Antwort. — Darauf habe der Dichter erklärt: „So jung und schon so reich an Erfahrung! Wie viel hätte ich schaffen können, wenn ich schon in Ihrem Alter so reiche Kenntnisse gehabt hätte."

Schopenhauers Aufenthalt in Dresden: Mai 1814 bis September 1818. Abfassung der Schrift: „Über das Sehn und die Farben" und des Hauptwerkes: „Die Welt als Wille und Vorstellung."

Für die Entwicklung des Menschen und des Philosophen Schopenhauer sind die Jahre seines Dresdner Aufenthaltes von der größten Bedeutung. Obwohl mit dem Doktorhute geschmückt, betrachtete er sich, nach einer eigenen späteren Äußerung, auch in dieser Zeit noch als einen Studenten, freilich nicht in dem landläufigen akademischen Sinn, sondern vielmehr in der Art, wie sein Vater einst das Programm für seine Ausbildung aufgestellt hatte, daß er nämlich im Buche der Welt lesen sollte. Und dieses Studium faßte er nicht räumlich oder zeitlich begrenzt, weder in politische noch geographische, weder in religiöse, noch irgendwie sonst autoritative Schranken eingeengt auf. Frei von pekuniären Sorgen, ohne an einen bestimmten Beruf, ohne an Frau und Kind gebunden zu sein, lebte er ganz seinen wissenschaftlichen Neigungen, setzte die Lektüre der Alten fort und hatte in den antiken und modernen Kunstsammlungen der sächsischen Residenz, in den Bibliotheken, im Botanischen Garten daselbst ein schier unerschöpfliches Material. Daß er neben solch intensiver Arbeit, neben den schwierigsten optischen und physiologischen Unter-

suchungen auch noch Zeit und Interesse namentlich an musikalischen und dramatischen Aufführungen fand, ja, daß er wenigstens zeitweise auch an geselligen Veranstaltungen teilnahm, ist bemerkenswert.

Dieselben hohen Ansprüche, die er an sich stellte, richtete er freilich auch an alle diejenigen, die seinen Umgang suchten. So war es unvermeidlich, daß er auch hier — in dem gesellschaftlich und geistig weiteren Kreise, verglichen mit dem Milieu, das er in Weimar am Teetisch seiner Mutter gefunden — eigentlich von niemandem recht begriffen, ja, daß er vielen wieder ärgerlich und anstößig wurde.

Und die wenigen, die von seinem Innenleben eine Ahnung hatten, die einen Einblick in sein vielseitiges, geniales Durchdringen der verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen erhielten, auch diese Ausnahmen unter der großen Anzahl der Literaten, Gelehrten, Kunstkenner, Schauspieler usw., mit denen er dort in Berührung kam, mußten sich von der Rücksichtslosigkeit seines Urteils, von seiner beißenden Ironie, von seinem schlagenden Witze nur zu häufig verletzt fühlen. Im Grunde war und blieb Schopenhauer auch in Dresden, wie er in Weimar, in Göttingen, in Berlin gewesen, — allein.

Seine schon wiederholt erwähnte kühle, kritische Haltung der nationalen Erhebung jener Tage gegenüber, seine Verspottung aller „Teutschtümelei", seine Betonung eines von „nationalen Vorurteilen" unbeeinflußten Kosmopolitismus schufen ihm, von allem anderen abgesehen, auch in der von den Wogen des Zeitgeistes durchfluteten sächsischen Residenz von vornherein eine Sonderstellung. Er isolierte sich ganz bewußt und war dann doch auf das schmerzlichste

berührt, daß man diese seine Haltung nicht begriff, ja verdächtigte. Viele Jahre später hat er in einigen nicht für die Veröffentlichung bestimmten Aufzeichnungen, in den schon erwähnten vertraulichen Bekenntnissen εἰς ἑαυτόν, das auch schon für die Dresdner Epoche seines Lebens gültige erschütternde Bekenntnis niedergeschrieben: „Mein ganzes Leben hindurch habe ich mich schrecklich einsam gefühlt und stets aufs tiefste geseufzt: ‚Jetzt gieb mir einen Menschen!' Vergebens! Ich bin einsam geblieben! Aber ich kann aufrichtig sagen, es hat nicht an mir gelegen: ich habe keinen von mir gestoßen, keinen geflohen, der an Geist und Herz ein Mensch gewesen wäre: nichts als elende Wichte, von beschränktem Kopf, schlechtem Herzen, niedrigem Sinn habe ich gefunden; Goethe, Fernow, allenfalls F. A. Wolf und wenige andere ausgenommen, die sämtlich fünfundzwanzig bis vierzig Jahre älter als ich waren. Demnach hat allmählich der Unwille über Einzelne der ruhigen Verachtung des Ganzen Platz machen müssen. Früh ist mir der Unterschied zwischen mir und den Menschen bewußt geworden; aber ich habe gedacht: lerne nur erst hundert kennen, und du wirst deinen Mann schon finden; dann: aber unter tausend wirst du's; dann: zuletzt muß er doch kommen, wenn auch unter vielen Tausenden. Endlich bin ich zu der Einsicht gelangt, daß die Natur noch unendlich karger ist, und ich muß die ‚solitude of kings' (Byron) mit Würde und Geduld tragen." Nur einen Trost findet er in dieser Einöde, die sich um ihn ausbreitet, die Beschäftigung mit den höchsten Geisteswissenschaften: „Die Denkmäler, die zurückgelassenen Gedanken der mir ähnlichen Wesen, die einst wie ich unter

den Menschen sich herumgestoßen, sind mein größter Genuß im Leben. Ihr toter Buchstabe spricht mich vertrauter an als das lebendige Dasein der Zweifüßer. Ist doch dem Ausgewanderten ein Brief aus der Heimat mehr als das Gespräch der ihn umgebenden Fremden. Spricht doch den Reisenden auf menschenleeren Inseln die Spur der früher Dagewesenen vertrauter an als alle Affen und Kakadus auf den Bäumen."

Verschärft wurde Schopenhauers Sonderstellung in Dresden noch dadurch, daß er dem regen Aufschwunge, den das literarische Leben in jener Stadt durch den erweiterten Kreis der Mitarbeiterder „Dresdner Abendzeitung" erfuhr, wenig Geschmack abgewinnen konnte. Schopenhauer hat niemals, auch in seinem späteren Leben nicht, ein Hehl aus seiner Abneigung gegen alle Tageslitteratur gemacht. Eine merkwürdige Ironie des Schicksals war es daher, daß er hier in Dresden gerade mit den führenden Geistern der „Abendzeitung", mit Hell, Kind, Miltiz, Kuhn und anderen, in häufige persönliche Berührung kam. Besser gestalteten sich seine Beziehungen zu den beiden damals sehr beliebten Romanschriftstellern Gustav Schilling und Friedrich August Schulze, bekannter unter dem Pseudonym Friedrich Laun. Das „Gespensterbuch", das dieser damals zum erstenmal mit A. Apel herausgab, hat seinen Namen in der Literaturgeschichte fortgepflanzt (Univ.-Bibl. Nr. 1791/95), während seine zahlreichen dramatischen Arbeiten und seine Erzählungen heute längst verschollen sind. Dasselbe gilt von Schillings gesamter Produktion. Schulze hat viele Jahrzehnte nachher über seinen Umgang mit Schopenhauer in Dresden Erinnerungen veröffentlicht und ausdrücklich betont,

die Bekanntschaft mit dem so viel jüngeren, viel verkannten Manne gehöre „zu den erfreulichsten Ereignissen seines Lebens". Schopenhauer, dem jene Veröffentlichung zu Gesicht kam, bat daraufhin einen anderen Jugendbekannten aus der Dresdener Zeit, den Kunsthistoriker J. G. von Quandt, den „guten, lieben, treuen, alten Schulze-Friedrich Laun aufs Herzlichste zu grüßen" und ihm seinen Dank zu bestellen. Ein ähnliches angenehmes Verhältnis bestand in Dresden zwischen Schopenhauer und Karl Gottlieb Samuel Heun, der unter dem Namen H. Clauren außerordentlich fruchtbar in Almanacherzählungen war und durch seine Fehde mit Hauff bekannt geworden ist. Auch Heun war annähernd zwanzig Jahre älter als Schopenhauer, stellte sich nicht selten in Gegensatz zu den Vertretern der „Abendzeitung" und hatte auf Grund seiner reichen Welterfahrung und einer umfassenden Bildung viele Berührungspunkte mit Schopenhauer. In seiner auf der Ostra-Allee in einem Gartenhause gelegenen Wohnung empfing dieser oft die Besuche des älteren Freundes und ebenso diejenigen des jungen Malers Ludwig Sigismund Ruhl, den er von Göttingen her kannte und der auch das einzige Porträt Schopenhauers während dessen Aufenthalts in Dresden hergestellt hat. Auch Ruhl spricht in geradezu begeisterten Worten von der Persönlichkeit des jungen Philosophen, von dessen rücksichtsloser Wahrheitsliebe und seiner geistsprühenden Unterhaltung. Unter den oben erwähnten Schriftstellern und Kunstgelehrten führte der einsame Sonderling wegen der Schärfe seiner Urteile den Spitznamen „Jupiter tonans".

Eine der interessantesten Persönlichkeiten aus jenem literarisch-ästhetischen Kreise, dem sich Schopenhauer

in Dresden genähert hatte, war der mit ihm gleichalterige Freiherr Ferdinand Leopold Karl von Biedenfeld aus Karlsruhe, der Gatte der berühmten Sängerin Bonasegla-Schüler, die damals an der sächsischen Hofbühne Triumphe feierte. (Biedenfeld war nach seiner ehelichen Verbindung mit der ebenso schönen, wie bedeutenden Künstlerin aus dem badischen Staatsdienste ausgeschieden und führte damals ein literarisches Wanderleben; später wurde er Theaterdirektor in Berlin, Magdeburg usw.) Nach Biedenfelds Darstellung nun, der ein scharfer Beobachter war, sei Schopenhauer schon als ziemlich in sich gefestigte, nach außen abgeschlossene Persönlichkeit nach Dresden gekommen, als einer, der bereits vielerlei erlebt hatte, und zwar „ohne seinen Eigentümlichkeiten im Mindesten zu entsagen, noch in die Schwächen anderer sich geduldig zu fügen. In dieser Hinsicht war er unverkennbar ein wenig enfant gâté, von offenherzigster Ehrlichkeit, gerade heraus, herb und derb, bei allen wissenschaftlichen und literarischen Fragen ungemein entschieden und fest, Freund wie Feind gegenüber jedes Ding bei seinem rechten Namen nennend, dem Witze sehr hold, oft ein wahrhaft humoristischer Grobian, wobei nicht selten der Blondkopf mit den blaugrauen Augen, der langen Wangenfalte auf jeder Seite der Nase, der etwas gellenden Stimme und den kurzen, heftigen Gestikulationen mit den Händen ein gar grimmiges Aussehen gewann. Mit seinen Büchern und Studien lebte er fast gänzlich isoliert und ziemlich einförmig, suchte keine Freundschaft, schloß sich auch niemandem besonders an, sah sich aber bei seinen weiten und raschen Spaziergängen gern begleitet, unterhielt sich dabei sehr lebhaft über

einzelne literarische Vorkommenheiten, wissenschaftliche Gegenstände, hervorragende Geister, besonders gern über Drama und Theater. Wer ihn liebenswürdig, anziehend, belehrend haben wollte, der mußte mit ihm allein spazieren gehen."

Das erste wissenschaftliche Ergebnis der emsigen Studien Schopenhauers in Dresden war die Abhandlung „Über das Sehn und die Farben", zu der er durch die gemeinsam mit Goethe vorgenommenen Untersuchungen und optischen Experimente angeregt worden war. Schopenhauer pflichtete der Verwerfung der Newtonschen Farbentheorie vollständig bei und hat bis ans Ende seines Lebens die Goethesche Auffassung von der Entstehung der Farben usw. in der Hauptsache entschieden verteidigt. Nach der physiologischen Seite aber ging er über den Standpunkt des Altmeisters hinaus, berichtigte auch mehrfach dessen Anschauungen, hoffte aber trotzdem, Goethe werde der kleinen Schrift, die er ihm vor der Veröffentlichung im Manuskript zusandte, einige billigende, empfehlende Worte voransetzen oder gar sich mit ihm auf dem Titelblatt als Herausgeber nennen. In diesen Hoffnungen sah er sich nun freilich arg enttäuscht. Es entspann sich zwischen dem jungen und dem alten Naturwissenschaftler eine längere Korrespondenz über einzelne Partien der Schopenhauerschen Schrift, doch erklärte Goethe schließlich, er sei zu alt, sich die Ansichten anderer anzueignen, werde aber gern fortfahren, sich „geschichtlich zu unterrichten, wie sie gedacht haben und wie sie denken." Schopenhauer nahm diese kühle Abweisung mit tiefem Schmerze auf, tröstete sich aber mit dem Gedanken, daß bei den großen Verdiensten Goethes um die Sache der gesamten Menschheit kein

einzelner das Recht habe, einen Sonderanspruch an ihn zu stellen.

Im Juli 1815 übersandte dann Schopenhauer das erste Exemplar der Schrift „Über das Sehn und die Farben", gedruckt bei Hartknoch in Leipzig, an Goethe. Dieser hat die Abhandlung auch gelesen, wie aus verschiedenen Mitteilungen an den Physiker Seebeck in Jena nnd an den preußischen Staatsrat Schultz in Berlin hervorgeht, sprach sich anerkennend über die Grundtendenz der Schrift aus, verhehlte aber seine abweichende Stellung zu verschiedenen Partien derselben nicht. Am 16. Juni 1816 erhielt Schopenhauer den Abschlußbrief Goethes in der Angelegenheit. Der Tod der Gattin des Dichters hatte diesen „allem Wissenschaftlichen und namentlich der Farbenlehre entrissen." Goethe wünscht indes, daß Schopenhauer nicht müde werden möge, seine Untersuchungen über die Farben fortzusetzen, und gibt der Hoffnung Ausdruck, daß in einigen Jahren dann vielleicht der Zeitpunkt kommen werde, wo sie beide auf der Basis wieder zusammentreffen würden, von der sie einst gemeinsam ausgegangen wären.

In der Einleitung zur „Farbenlehre" — Sch. Werke, Bd. VI., S. 15 ff. — hat sich Schopenhauer selbst über sein Verhältnis zu Goethe auf diesem fachlichen Gebiete ausgesprochen. Der Altmeister habe, — so führt er dort unter anderem aus — „die unbedingteste Beistimmung und nichts darüber, noch darunter" verlangt. Als dann aber der Schüler über die Theorie des Lehrers hinausging, habe dieser seinem Unmut in Epigrammen Luft gemacht, wie:

„Trüge gern noch länger des Lehrers Bürden,
Wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer würden."

und:

„Dein Gutgedachtes in fremden Adern
Wird sogleich mit dir selber hadern."

Es sei gleich hier bemerkt, daß Schopenhauer, der auf die Ursprünglichkeit seiner „Farbenlehre" stolz war, im Jahre 1829 eine lateinische Bearbeitung dieser Schrift für die von Justus Radius in Leipzig herausgegebene Sammlung der Scriptores ophthalmologici minores ausgeführt hat, damit seine Darlegungen namentlich auch dem Auslande zugänglich würden. Diesen lateinischen Text enthält ebenfalls der VI. Band der „Sämtl. Werke", S. 111—173).

Für den heutigen Standpunkt der Wissenschaft hat die Schopenhauersche „Farbenlehre", ebenso wie die verwandte Goethes, nur mehr historisches Interesse. Auch bei dem ganzen Aufbau dieser Spezialuntersuchung Schopenhauers zeigt sich die bis ins Kleinste gehende Sorgfalt der Beobachtung, verbunden mit einer meisterhaften Art der Darstellung, und zwar gilt dies sowohl für die deutsche, als die wesentlich erweiterte lateinische Form.

Zur größten Freude gereichte es Schopenhauer, daß er das Erscheinen der zweiten Auflage der Farbenlehre im Jahre 1854 noch erlebte. Sachlich hat er nichts am Text der zweiten Auflage geändert, wohl aber vielfache Verbesserungen in der Anordnung und Bearbeitung des spröden Stoffes vorgenommen.

Die Abfassung der Schrift über die Farben bildete, wie bereits erwähnt, nur eine Episode, nur eine ihm allerdings besonders ans Herz gewachsene Nebenarbeit und Spezialuntersuchung im Dresdner Aufenthalt Schopenhauers. Mit welchem Eifer, mit welcher

Vielseitigkeit er sich auch in jener Periode den Studien ergab — die Lektüre der Klassiker wurde nebenbei auch regelmäßig fortgeführt — davon liefert eine Vorstellung das Verzeichnis der Bücher, die er sich vom Mai 1814 bis zum September 1818 aus der dortigen Kgl. Bibliothek entliehen hat. Jacob Mühlethaler gebührt das Verdienst, diese für den Entwicklungsgang des Philosophen ungemein wertvolle Zusammenstellung nach den Eintragungen in den Ausleihebüchern jenes Instituts zum ersten Male der Öffentlichkeit unterbreitet zu haben. Die Übersicht findet sich als Anhang zum ersten Teil des auch sonst sehr beachtenswerten Werkes: „Die Mystik bei Schopenhauer". (Berlin, Alexander Duncker Verlag.) Von Tag zu Tag läßt sich da der Gang der Studien Schopenhauers bis ins einzelne verfolgen. Es gibt kaum ein Gebiet des allgemeinen und speziellen Wissens, das nicht bei dieser umfassenden Privatlektüre vertreten gewesen wäre. Verschiedene Werke hat er sich zwei- und dreimal geliehen, manche monatelang behalten, manche aber auch nur zwei oder drei Tage. Bemerkenswert ist insbesondere auch die Tatsache, daß er sich damals schon eifrig mit dem Studium der italienischen Sprache befaßt hat — zweifellos im Hinblick auf den stillen Wunsch, das Land der Zitronen, von dem ihm namentlich Goethe und Fernow so viel erzählt hatten, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Direkt auf das Studium des Italienischen geführt wurde er durch das Bestreben, die Dichtungen des ihm wesensverwandten Leopardi und die Tragödien Alfieris im Original zu lesen, sowie Machiavellis vielberufenes Werk „Il principe"*).

*) „Buch vom Fürsten", Univ.-Bibl. Nr. 1218/19.

Vermutlich hat ihn auch der schon erwähnte Umgang mit einer ganzen Reihe Kunstgelehrten und Literaten in Dresden, von denen die meisten bereits in Italien gewesen waren, in diesen Studien bestärkt.

Daß Schopenhauer trotz dieser seiner vielfältigen Lektüre, die auch noch durch eingehende naturwissenschaftliche Experimente, insbesondere durch botanische Forschungen ergänzt wurde, Zeit fand, sein Hauptwerk — die „Welt als Wille und Vorstellung" — während seines Aufenthaltes in Dresden zu verfassen, ist geradezu staunenswert. Schon als Student hatte er, wie wir gesehen, begonnen, Reflexionen über alle möglichen Gegenstände und Themata, über Probleme, die ihm während seiner Lektüre oder in den Kollegien aufstießen, in zwangloser Reihenfolge meist auf einzelnen Blättern niederzuschreiben. Allmählich aber entwickelten sich ihm aus diesem ungeheuren Chaos von Tausenden von Notizen, Exzerpten, Aphorismen und kleinen, in sich abgeschlossenen Darlegungen gewisse grundlegende Gedanken, große, weitausschauende Gesichtspunkte, nach denen er dann das Ganze ordnete und damit jenes System aufbaute, das hinfort die Tragpfeiler seiner Philosophie bilden sollte. Auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin sind diese ersten Niederschriften, in zwei starke Quartbände zusammengefaßt, nebst einem besonderen Registerband dazu, heute noch aufbewahrt. Trotz der Buntscheckigkeit der Aufzeichnungen offenbart sich in ihrer ganzen Anlage und in der Herstellung des Registers, des Wegweisers durch das Labyrinth, wieder der peinliche Ordnungssinn Schopenhauers. Dies ist um so bemerkenswerter, als er sich auch hierbei keiner Schreibhilfe bediente. Die Heranziehung einer solchen ließ schon sein oft

erwähntes Mißtrauen nicht zu. Er hat sich auch bei allen seinen späteren Werken, sowie bei seinem ausgedehnten Briefwechsel niemals einer Hilfe bedient. Von wichtigeren Briefen stellte er sich die Abschriften sogar selbst her, und dasselbe gilt von den oft mehrfach angefertigten Reinschriften seiner Manuskripte für den Druck. Schon in Dresden mußte er, wenn er geistig arbeitete, allein mit seinen Gedanken, mit seinen Büchern sein. Nur so gingen unsterbliche Werke aus dieser stillen Gelehrtenwerkstätte hervor.

Interessant ist die von ihm 1849 auf den Rand der ersten jener Dresdner Aufzeichnungen geschriebene Bemerkung: „Diese zu Dresden in den Jahren 1814 bis 1818 geschriebenen Bogen zeigen den Gärungsprozeß meines Denkens, aus dem damals meine ganze Philosophie hervorging, sich nach und nach daraus hervorhebend, wie aus dem Morgennebel eine schöne Gegend. — Bemerkenswert ist dabei, daß schon im Jahre 1814 (meinem siebenundzwanzigsten Jahre) alle Dogmen meines Systems, sogar die untergeordneten, sich feststellen."

In Schopenhauers „Nachlaß" VI, 343, findet sich ferner eine ebenso schöne wie tiefsinnige Auslassung, die sich auf das Zustandekommen seines Hauptwerkes bezieht. In jener Bemerkung, 1816 niedergeschrieben, heißt es unter anderem: „Ich gestehe, daß ich nicht glaube, daß meine Lehre je hätte entstehen können, ehe die Upanischaden, Plato und Kant ihre Strahlen zugleich in eines Menschen Geist werfen konnten. Aber freilich standen, wie Diderot sagt, viele Säulen da, und die Sonne schien auf alle: doch nur Memnons Säule klang."

Wie tief Schopenhauer in den Gedankengang, der zu seinem Hauptwerk führen sollte, in jener Zeit versunken war, wie stark er in sich das Walten des Genius verspürte, davon zeugt ein kleiner Vorgang, den er selbst viele Jahrzehnte später seinem Anhänger Frauenstädt gegenüber geschildert hat: Er war aus der im vollen Blütenschmuck stehenden Orangerie des Zwingers in Dresden heimgekehrt und wurde von seiner Hauswirtin, die eine Blüte auf seinem Rock entdeckte, mit den Worten begrüßt: „Sie blühen, Herr Doktor!" Halb zerstreut, noch ganz befangen von dem Drange dichterisch-philosophischer Schaffenskraft, entgegnete er: „Ja, wenn die Bäume nicht blühen, wie sollten sie Früchte tragen." Ein andermal wurde er, als er im Treibhause des Dresdner Botanischen Gartens beim Studium der Physiognomie der Pflanzen mit sich selbst sprach und wohl auch lebhafte Bewegungen machte, von dem Aufseher gefragt, wer er sei. Darauf erwiderte er: „Ja, wenn Sie mir das sagen könnten, wer ich bin, dann wäre ich Ihnen vielen Dank schuldig." Als wenn er einen Verrückten vor sich hätte, habe ihn der Aufseher daraufhin betrachtet. „Das aber ist Humor", erklärte Schopenhauer, als er auch diese Anekdote später erzählte.

Daß er in solcher Stimmung dem Alltagstreiben seiner Umgebung und namentlich dem Wesen der literarischen Kreise Dresdens keinen Geschmack abgewinnen konnte, ist ohne weiteres klar; selbst die Besten seiner Freunde wurden an ihm irre.

Im März des Jahres 1817 begann er dann die erste Niederschrift seines Hauptwerkes; im März des nächsten Jahres war sie vollendet. Leider ist sie nicht erhalten geblieben. Die Reinschrift für den Druck hatte er zur ersten Hälfte Mitte Juli, zur zweiten Hälfte Mitte September 1818 beendigt.

Durch ein Schreiben des schon genannten Freiherrn von Biedenfeld war der Leipziger Verleger Friedrich Arnold Brockhaus für das Werk interessiert worden, und Schopenhauer wandte sich am 28. März 1818 direkt an ihn mit einem ausführlichen Verlagsanerbieten. (Vgl. Grisebach: „Schopenhauers Briefe", S. 24ff.) Charakteristisch für den Philosophen ist es, daß er von dem Verleger Diskretion auf Ehrenwort über den Titel des Werkes verlangte, und daß er es ablehnte, es ihm zur Durchsicht vorzulegen. Er begründet letzteres damit, daß das Manuskript (in seiner ersten Niederschrift) nur ihm leserlich sei, und daß er es nicht aus den Händen gäbe, solange noch keine Abschrift davon vorhanden wäre, und daß er überdies bei der Anfertigung der Reinschrift noch „beträchtliche Verbesserungen im Vortrag" ausführen wolle.

Mit Brockhaus war er übrigens früher bereits in Berührung gekommen, und zwar auch schon durch Biedenfeld. Dieser hatte jenem geschrieben, der Philosoph wäre nicht abgeneigt, den Artikel „Farbe" für das Konversationslexikon zu liefern. Am Schluß desselben Briefes, in dem Schopenhauer den Verlag der „W. a. W. u. V." Brockhaus antrug, erklärte er aber, jenes Anerbieten Biedenfelds sei „ganz und gar ein Irrtum"; dergleichen Arbeiten mache er nie. „Ich hatte mich bloß dazu verstanden, daß, wenn Hr. v. B. selbst jenen Artikel machen wollte, ich denselben durchsehen und berichtigen würde." Ja, Schopenhauer gibt dem genannten Verleger in dem nämlichen Schreiben gleich noch eine zweite Absage, die auch für ihn kennzeichnend ist und aus der hervorgeht, daß er schon damals gegen alle Tagesschriftstellerei unüberwindliche Abneigung hegte.

Damals, als er an Brockhaus herantrat, hatte er die feste Zuversicht, daß es ihm gelingen werde, mit seinem Werke durchzudringen. Daraus und aus der Überzeugung von dem bleibenden inneren Werte seines Buches erklärt sich auch der selbstbewußte, stolze Ton seiner Briefe an Brockhaus. Selten wohl ist an einen bedeutenden Verleger in einer solchen Weise seitens eines unbekannten, jungen Autors über ein umfangreiches Verlagsobjekt, das jener kaufen sollte wie die Katze im Sack, geschrieben worden. Weltklug war es jedenfalls auch nicht, daß derselbe Autor seinem Briefe die Erklärung beifügte: „Letzten Herbst hatten Sie die Güte, mir zwei Louisdor für den Bogen für Beiträge zum Kunstblatt anzubieten, wovon ich jedoch keinen Gebrauch machen kann, da ich nie an Zeitschriften arbeiten würde."

Schopenhauer schätzte das Manuskript seines Werkes auf vierzig Bogen, die er „in groß Oktav mit höchstens dreißig Zeilen auf der Seite gedruckt" wünschte. Auf keinen Fall dürfe das Buch in zwei Bände geteilt werden. Brockhaus würde $^2/_3$ des Manuskripts ganz gewiß Mitte Juli, „nicht früher" erhalten, das letzte Drittel spätestens Anfang September. Dann heißt es weiter in jenem Briefe: „Sie machen sich verbindlich, das Werk zur Michaelismesse zu liefern, auf gutem Druckpapier, in großem Format, mit scharfen Lettern schön gedruckt. Sie versprechen in einem Kontrakt allerhöchstens 800 Exemplare zu drucken und begeben sich förmlich aller Ansprüche auf eine 2te Auflage. Sie versprechen mir auf Ehre und Gewissen, jeden Bogen 3 Mal und das letzte Mal von einem wirklichen von mir genehmigten Gelehrten, der das MS zur Hand hat, auf das Sorgfältigste korrigiren

zu lassen. Sie bezahlen mir das kaum nennenswerte Honorar von einem Dukaten für den gedruckten Bogen, und zwar gleich bei Ablieferung des MS: denn ich reise, sobald ich es übergeben, nach Italien ab, welche Reise ich bloß dieser Arbeit wegen um 2 Jahre verschoben habe. Sie lassen mir endlich 10 Exemplare auf schönem Papier zukommen." Zuletzt setzte Schopenhauer dem Verleger sozusagen die Pistole auf die Brust, indem er ihm erklärte: „Ihre gefällige ganz entschiedene Antwort erbitte ich mir ohne Aufschub, weil, falls Sie meinen Antrag nicht annehmen, ich Jemandem, der nach Leipzig geht, auftragen werde, mir dort auf der Messe einen Verleger zu suchen."

Und das Merkwürdige geschah: Brockhaus erklärte sich trotz der abstoßenden Form des Anschreibens und der sehr scharfen Bedingungen Schopenhauers zur Übernahme des Verlags der „W. a. W. u. V." bereit! Von verschiedenen Seiten ist die Vermutung ausgesprochen worden, das Hauptverdienst trage wohl indirekt die Mutter des Philosophen, die damals nach ihrem ersten Erfolge, ihrem Buche über Fernows Leben, als Roman- und Reiseschriftstellerin in Mode gekommen war. Brockhaus habe von der Bedeutung der Mutter auf die Originalität des Sohnes geschlossen und sich daher über die Form seines Antrages hinweggesetzt. Das mag vielleicht nicht ganz unzutreffend sein; anderseits aber geht aus dem Antwortschreiben des Verlagsbuchhändlers Brockhaus an den Freiherrn von Biedenfeld hervor, daß Schopenhauer jenem bereits als ausgezeichneter Kopf und als selbständiger Denker bekannt war. Jedenfalls hat Johanna Schopenhauer nicht das mindeste für das Bekanntwerden des Hauptwerkes ihres Sohnes und seiner späteren

Schriften getan, obwohl ihr dies bei ihren vielfachen literarischen Beziehungen, namentlich zu dem Verleger Cotta, ein leichtes gewesen wäre. Vermutlich hat sie die Schriften Arthurs überhaupt nicht einmal gelesen.

Schopenhauer war aufrichtig erfreut über die Annahme seines Verlagsantrages, bestand aber darauf, daß ein formeller Kontrakt abgeschlossen wurde. Erneut auch erinnert er seinen Verleger daran, daß ihm keineswegs das Honorar die Hauptsache sei, „das doch in gar keinem Verhältniß zum Werthe des Werks oder auch nur zur darauf verwandten Zeit und Arbeit steht" — sondern vielmehr „die genaue Erfüllung der übrigen Bedingungen in Hinsicht auf Druck und Korrektur." Nur dann könne er in Ruhe seine Reise nach Italien antreten. Auch die Möglichkeit, daß das Werk die Zensur werde passieren müssen, faßte Schopenhauer in seinen Briefen an Brockhaus ins Auge, doch glaubte er, in dieser Beziehung keinen Schwierigkeiten zu begegnen, da nichts darin enthalten sei, das die Politik beträfe oder gegen die guten Sitten verstieße; auch habe er die Kirche nirgends „direkt angegriffen." Freilich stehe in seinem Buche „die ganze vorgetragene Philosophie mit den Dogmen der Jüdisch-Christlichen Glaubenslehre in einem zwar nirgends ausgesprochenen, aber sich stillschweigend unleugbar ergebenden Widerspruch." Indes könne er sich zu Abänderungen an dem Werke nicht entschließen. Schlimmstenfalls stünde es Brockhaus ja frei, das Werk in Jena oder Merseburg drucken zu lassen. „Übrigens ist bekanntlich ein Verbot für ein Buch gar kein Unglück", meinte Schopenhauer noch in seinem Briefe vom 3. April 1818 an den Verleger

Dieser teilte ihm daraufhin mit, die technische Herstellung des Werkes werde in Altenburg erfolgen. Das war Schopenhauer sehr recht, und er erklärte: „Die Altenburger Censur glaube ich durchaus nicht fürchten zu dürfen, da unter einem so geistreichen Fürsten die Pfaffen unmöglich viel einzuwenden haben können. Auch würde ich mich im schlimmsten Fall an den Herzog wenden, der mir ganz gewiß darin allen Vorschub thun würde."

Es erwuchsen dem Autor indes ebensowenig wie dem Verleger irgendwelche Beanstandungen durch die Zensur, wohl aber ergaben sich für beide Teile unangenehme Folgen aus dem Schopenhauer zu langsam dünkenden Tempo des Setzens seines Werkes und aus seinem auch Brockhaus gegenüber zum Ausdruck kommenden Mißtrauen. (Vgl. Griseb. Sch.-Br. S. 31 ff.) Insbesondere verdroß es den Verfasser, daß anstatt dreißig Zeilen fünfunddreißig auf der Seite gedruckt wurden, sowie daß die Korrektur nicht sorgfältig genug geschah usw. Er seinerseits hatte „gearbeitet wie ein verhungerter Abschreiber", um die beiden Ablieferungstermine pünktlich einzuhalten. Nun empfand er all diese an sich recht unbedeutenden Zwischenfälle und Verzögerungen, die teilweise mehr in seiner Einbildung bestanden, deshalb doppelt unangenehm, weil er vor Sehnsucht brannte, seine Reise nach Italien anzutreten. Am 31. August 1818 schreibt er in höchst ärgerlicher Stimmung an Brockhaus: „Es ist nichts schrecklicher für mich, als mit Leuten zu thun zu haben, deren Worte keinen Glauben verdienen. Ich weiß nicht, woran ich bin, und werde es nicht wissen, nach Allem was Sie mir jetzt auch schreiben mögen: denn wie soll ich Ihren Worten trauen?"

Vorher schon hatte der Autor immerfort gedrängt und getrieben, weil er befürchtete, das Buch würde zur Messe nicht fertig vorliegen. Brockhaus suchte ihn in dieser Beziehung zu beruhigen und verwies ihn speziell darauf, daß die Buchhändlermesse ja mit der allgemeinen Messe nicht zusammenfalle. Als Schopenhauer aber schließlich damit drohte, ihn durch einen Rechtsanwalt in Leipzig zur pünktlichen Erfüllung des Vertrages anhalten zu wollen, und als er Brockhaus gegenüber sogar die Wendung gebrauchte, er höre von mehreren Seiten, daß er mit Bezahlung des Honorars meistens warten ließe, ja wohl überhaupt seinen Verpflichtungen in dieser Hinsicht nicht nachkäme — da hatte auch die Langmut des Verlegers ein Ende. Brockhaus erklärte ihm entrüstet: „Wenn Sie anführen, daß Sie allgemein dort hörten, ich lasse auf das Honorar (doch gegen Kontrakt) warten, so werden Sie mir erlauben, daß, so lange Sie mir nicht wenigstens einen einzigen Autor namentlich anführen, den ich darüber zur Rede stellen kann, ich Sie für keinen Ehrenmann halte. Das Allgemeine will ich Ihnen ersparen." Schopenhauer beauftragte nunmehr einen Dr. Wiesand mit der Fortführung der Verhandlungen Brockhaus gegenüber, und an diese Mittelsperson wurde dann auch am 18. September 1818 das Honorar in Höhe von vierzig Dukaten gezahlt. Als dann der Verfasser am 22. September dem Verleger mitteilte, er „reise im Vertrauen auf das Wort des Druckers, Ende Oktober ganz fertig sein zu wollen", und als er in diesem seinem Schreiben mit keinem Wort auf den zwischen ihnen schwebenden Differenzpunkt einging, da schrieb ihm Brockhaus, daß er ihn von nun an für keinen Ehrenmann halte. Der Schluß-

passus des Brockhausschen Briefes lautete: „Ich hoffe nur, daß meine Befürchtung, an Ihrem Werk bloß Makulatur zu drucken, nicht in Erfüllung gehen werde.“ Der Brief ist Schopenhauer, der sich bereits auf der Reise nach Italien befand, nachgesendet worden. Er hat aber nicht darauf geantwortet und überhaupt nie wieder eine Zeile an Friedrich Arnold Brockhaus gerichtet. (Dieser starb 1823.)

Daß Schopenhauer bei der ganzen höchst unerquicklichen Angelegenheit die Hauptschuld trifft, und daß ihn sein hitziges Temperament und das ihm innewohnende Mißtrauen ins Unrecht versetzten und ihm eine so schwere Niederlage beibrachten, hat ihn zweifellos aufs empfindlichste geschmerzt. So manche bittere Stellen in seinen späteren Schriften weisen durch ihre subjektive Färbung unverkennbar auf den „Fall Brockhaus“ zurück.

Auf die Entstehungsgeschichte seines Hauptwerkes bezieht sich übrigens auch ein Brief Schopenhauers vom 23. Juni 1818 an Goethe, der damals in Karlsbad weilte. Unter anderem heißt es da: „Nach mehr als vierjähriger Arbeit hier in Dresden, habe ich das Tagewerk meiner Hände vollbracht und so vor's erste das Ächzen und das Krächzen abgethan .... Mein Werk, welches nun zu Michael erscheint, ist die Frucht nicht nur meines hiesigen Aufenthaltes, sondern gewissermaßen meines Lebens. Denn ich glaube nicht, daß ich je etwas Besseres oder Gehaltvolleres zu Stande bringen werde. Der Titel des Buches, den bis jetzt außer dem Verleger und mir noch kein Mensch weiß, ist: ‚Die Welt als Wille und Vorstellung, vier Bücher nebst einem Anhange, der die Kritik der Kantischen Philosophie enthält.‘ — Brockhaus erhält den Auftrag, Ewr. Excellenz ein schönes Exemplar zu übersenden. Ich kann, nach unseren einstigen philosophischen Dialogen, nicht umhin, mir viel Hoffnung auf Ihren Beifall zu machen, falls Sie noch die Geduld haben, sich in einen fremden Gedankengang hineinzulesen. Es werden wenigstens vierzig Bogen.“

Tatsächlich betrug der Umfang des Werkes nach seiner Fertigstellung mehr als siebenundvierzig Bogen, und zwar war dies darauf zurückzuführen, daß Schopenhauer namentlich an der zweiten Hälfte des Manuskriptes doch weit mehr Zusätze vorgenommen hatte, als ursprünglich von ihm geplant war. Das ganze Buch, ein mächtiges Compendium, enthielt nicht weniger als 726 Seiten in Oktav. Bei der Abreise Schopenhauers nach Italien waren erst zwölf Bogen davon gedruckt. Sein Freund Quandt in Dresden übernahm die Nachsendung der noch fehlenden Aushängebogen an ihn nach Rom, sowie die Verschickung der ihm zugesagten Autorexemplare auf Velinpapier. Anstatt zur Michaelismesse 1818, wie vereinbart, erschien das fertige Werk erst Ende Dezember desselben Jahres. Schopenhauer vergaß über der Freude, endlich das Buch, an dem er solange gearbeitet, in so schöner Ausstattung vor sich zu sehen, den Ärger über die Verzögerung des Druckes.

Schopenhauers erste italienische Reise. — Die Affäre Muhl.

Am 23. September 1818 war Schopenhauer von Dresden nach Italien aufgebrochen. Er besuchte Venedig, Bologna, Florenz und Rom. Mit der deut-

schen Künstlerkolonie in der Siebenhügelstadt geriet er alsbald infolge seines aller Schwärmerei abholden Wesens in schwere Konflikte. Durch Vermittlung seines Jugendfreundes Quandt trat er von Italien aus auch wieder in brieflichen Verkehr mit seiner Schwester Adele, der die Mutter anfänglich jede Korrespondenz mit dem Bruder untersagt hatte. Seine Briefe an die Schwester sind leider nicht mehr erhalten, wohl aber die Antworten der letzteren, und diese lassen interessante Rückschlüsse auf die sehr intimen Mitteilungen des jungen Privatgelehrten über seine Erlebnisse in Italien zu. Ein Exemplar seines Hauptwerkes ließ er durch den eben genannten Quandt seiner Schwester zukommen, ebenso eins dem Altmeister Goethe. Dieser vertiefte sich in das Studium des Werkes mit großem Interesse, sprach sich über die Hauptgedanken des Buches sehr anerkennend aus und legte einem der Briefe Adelens ein Blatt bei, auf dem er einige Stellen notiert hatte, die seinen besonderen Beifall gefunden.

Goethe hatte Schopenhauer vor Antritt der Reise einige empfehlende Zeilen an Lord Byron übermittelt, der sich damals ebenfalls in Italien aufhielt. Schopenhauer hat es später bitter beklagt, daß er es unterlassen habe, von dieser Empfehlung des deutschen Dichterfürsten an den genialen englischen Poeten, der von ihm hochgeschätzt wurde, Gebrauch zu machen. Der Grund der Unterlassung war ein ganz eigentümlicher, charakteristisch für Schopenhauers mißtrauische Denkungsart. Er hatte damals ein Verhältnis mit einer ebenso schönen, wie vornehmen und reichen Venetianerin. „Mit meiner Geliebten ging ich auf dem Lido spazieren" — berichtete Schopenhauer im

Alter einem seiner Anhänger — „als meine Dulcinea in der größten Aufregung aufschrie: ‚Ecco il poeta inglese!' Byron sauste zu Pferde an mir vorüber, und die Donna konnte den ganzen Tag diesen Eindruck nicht loswerden. Da beschloß ich, Goethes Brief nicht abzugeben. Ich fürchtete mich vor Hörnern. Was hat mich das schon gereut!!"

In seinen Werken und Briefen hat Schopenhauer Lord Byron, den er den subjektivsten unter den neueren Dichtern und den größten englischen Dichter nach Shakespeare nennt, sehr oft zitiert und insbesondere dessen zahlreiche pessimistischen Aussprüche beifällig hervorgehoben. Interessant ist auch eine spätere gelegentliche Bemerkung Schopenhauers: die drei bedeutendsten Pessimisten der neueren Zeit — der Engländer Lord Byron, der Italiener Giacomo Leopardi, und er, der Deutsche Schopenhauer — hätten sich damals zu gleicher Zeit auf italienischem Boden befunden, und es sei merkwürdigerweise keinem von ihnen beschieden gewesen, des anderen persönliche Bekanntschaft zu machen. Schopenhauer hätte jenes Verzeichnis noch erweitern können, denn noch ein vierter hervorragender Pessimist, das Haupt der damaligen französischen Romantik, Chateaubriand, weilte zu jener Zeit in Italien.

Aus den Briefen Adelens wissen wir ferner, daß Schopenhauer selbst unter dem ewigblauen Himmel Italiens wieder von sehr trüben Stimmungen befallen wurde; er habe sich sogar mit Todesgedanken getragen. Die Schwester spricht ihm neuen Lebensmut ein und bittet ihn insbesondere, sein Mißtrauen gegen jedermann fallen zu lassen und namentlich nicht durch rücksichtsloses Betonen seiner persönlichen Ansichten

und durch Bekämpfen aller anderen Meinungen das Urteil der Leute herauszufordern. In dem von Grisebach zum ersten Male vollständig veröffentlichten Briefe Adelens, der diese Mahnungen enthält, findet sich folgende ergreifende Stelle: „Halb scherzend berührst du den üblen Ruf, den du nach Rom gebracht und dort leider reisend hinter dir ließest. Es ist mir ein unaussprechlicher Schmerz, wenn ich etwas der Art höre. Im Notfall tritt das Urteil mit Füßen; aber ich beschwöre dich, mache dir's nicht zur Lust.... Nie kann ich mit dir darin übereinstimmen, daß du dir aus der Verachtung der Menschen nichts machst: reiße wie du willst an der Lebenskette, die uns Alle verknüpft, du reißest dich doch nicht los, und es ist eine große Frage, ob nicht Stunden kommen, wo du die Menschen brauchst, über die du dich jetzt stolz erhebst. Gesetzt aber, es wäre dann möglich gewesen zu vollbringen, was du für nötig fandest, ohne diesen Haß auf dich zu laden, es fände sich gar, daß diese kleinen Mißhelligkeiten, die zu großen führen, mit deinem Werk in gar keiner Verbindung ständen? wie dann? Ich bin fest überzeugt, der Übermut, den die innere Kraft auch mir zuweilen giebt, der ist's, der dich treibt, immer mehr und mehr gegen dich zu stellen; je größer der feindliche Haufe, je größer der Sieg, je größer der Stolz — aber am Ende, war's der Mühe wert? ist etwa der ganze Sieg unnötig und kämpfest du mit Windmühlen, die zu umgehen viel leichter, sicherer und klüger war? — — Dein Schimpfen über Teutschland sollte mir geläufige Sprache sein: die meisten geistreichen Männer unserer Zeit führen sie; ich aber hafte zu fest am vaterländischen Boden, um etwas anderes als immer wachsenden

Schmerz zu empfinden. Mein Freund, zur Ruhe kommst weder du noch einer der Anderen, so bald wenigstens." — Die tiefgehende Verschiedenheit der religiösen Ansichten bildete auch einen Differenzpunkt zwischen Bruder und Schwester. Wie Schopenhauer über die damals tonangebende christlich-deutsche Richtung in der Kunst dachte, geht aus einer Anekdote hervor, die der in jener Zeit ebenfalls in Rom anwesende Karl Witte — mit Schopenhauer seit Göttingen bekannt — mitteilt: Im Café Greco, wo die deutschen Künstler mit ausgeprägt religiös-patriotischem Programm verkehrten und auch Schopenhauer ab und zu vorsprach, habe dieser eines Tages betont, es sei für die antike Kunst von großem Vorteil gewesen, daß der Kreis der olympischen Götter die Möglichkeit gegeben habe, für die verschiedensten Charaktere den angemessensten Ausdruck zu finden. Der Bildhauer Eberhard habe demgegenüber erklärt, die zwölf Apostel hätten für die christliche Kunst zu dem nämlichen Zweck mindestens den gleichen Wert. Schopenhauer aber entgegnete: „Gehen Sie mir doch mit Ihren zwölf Philistern aus Jerusalem."

Es kam schließlich zu einem völligen Bruch zwischen den Angehörigen der deutschen Künstlerkolonie in Rom und Schopenhauer; die Gerüchte hierüber drangen selbst in die deutsche Heimat, und anderseits wieder knüpften sich allerhand Klatschereien unter seinen Landsleuten in der Fremde an das inzwischen bekannt gewordene Zerwürfnis Schopenhauers mit seiner Mutter. Dieser selbst aber setzte sich über all solches Gerede hinweg und studierte, indem er sich immer mehr von dem Umgang mit den deutschen Künstlern zurückzog, um so eifriger die Reste der Antike und

der Renaissance, sowie das bunte, vielgestaltige Volksleben in Italien. In seinen späteren Universitätsvorlesungen, sowie in seinen Briefen und Gesprächen finden sich namentlich auch in letztgenannter Hinsicht sehr interessante Bemerkungen. Mit Vorliebe suchte Schopenhauer in Italien den Umgang mit Engländern.

Nach längerem Aufenthalt in Rom ging er nach Norditalien zurück. — Das Verhältnis zu seiner schönen Venetianerin war wohl infolge der beiderseitigen Erkenntnis der zwischen ihnen bestehenden nationalen und sonstigen Unterschiede in die Brüche gegangen. Wir wissen nur, daß die Dame Theresa mit Vornamen hieß, und daß Schopenhauer noch nach vielen Jahren ihre wunderbare Schönheit und die Glut ihrer Neigung in intimen Gesprächen betonte.

Er weilte in Mailand und dachte nunmehr allen Ernstes daran, sich bleibend in Italien niederzulassen, ganz seinen Studien, seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen zu leben. — Da warf ein Brief seiner Schwester alle diese Vorsätze über den Haufen und veranlaßte ihn, schnellstens nach Deutschland zurückzukehren. Adele machte ihm nämlich Mitteilung davon, daß das Danziger Handelshaus Ludwig Abraham Muhl & Co., bei dem ihr und ihrer Mutter Vermögen angelegt war und dem, wie oben erwähnt, auch Schopenhauer mehrere Tausend Taler gegen bloße Wechselunterlage geliehen hatte, bankerott geworden war. (Aus dem ihm zugefallenen Erbteil von seinem 1813 gestorbenen Oheim Michael Andreas Schopenhauer hatte Arthur im Jahre 1817 auf Veranlassung seines Pathen Soermans derselben Firma noch zweitausend Taler gegen gute Zinsen geliehen.)

Schopenhauer schrieb der Schwester, er sei bereit, „das Wenige, was ihm geblieben, mit ihr und der Mutter zu teilen". Er werde im übrigen unter den veränderten Umständen gezwungen sein, sich nach einem bürgerlichen Erwerb umzusehen, und zwar hoffe er, daß es ihm gelingen werde, in der akademischen Laufbahn in Deutschland festen Fuß zu fassen.

Er ging zunächst nach Heidelberg, ohne daß es ihm trotz der Bemühungen seines Jugendfreundes E. A. Lewald, der dort lehrte, beschieden war, daselbst einen ihm zusagenden Wirkungskreis zu finden.

Mutter und Schwester waren inzwischen nach Danzig gefahren, um zu versuchen, durch persönliche Einwirkung auf die Hauptschuldner möglichst viel von ihrem gefährdeten Vermögen zu retten. Schopenhauer ging schließlich nach einmonatigem Aufenthalt in Heidelberg über Weimar nach Dresden zurück.

Er hatte es während seines kurzen Verweilens in Weimar nicht unterlassen, Goethe zu besuchen, der über seine plötzliche Rückkehr nach Deutschland sehr erstaunt war und sich anfänglich ihm gegenüber recht kühl und ablehnend benahm. Offenbar wirkte die Mißstimmung über Schopenhauers Verhalten in Sachen der Farbenlehre in ihm noch nach. Als Goethe dann aber erkannte, wie tief ihn der junge Forscher verehrte und wie schmerzlich dieser von dem gleichgültigen Empfange berührt war, da legte der Dichter seine majestätische Würde ab, umarmte seinen Besucher, sprach mit ihm herzlich und eingehend über dessen Studien, Reisen und ferneren Pläne und stellte in seiner Gegenwart auch wieder mehrere Experimente an, die sich auf die Farbenlehre bezogen.

Über Goethes Charakter urteilte Schopenhauer in Erinnerung an seine verschiedenen Begegnungen mit ihm Frauenstädt gegenüber in späteren Jahren: „Ein Egoist ist dieser Goethe gewesen, das ist wahr." Ein andermal erklärte er, Goethe habe am liebsten das ganz Unbedeutende gelobt und in seinem persönlichen wie brieflichen Verkehr, trotz des ihm zur zweiten Natur gewordenen feinen hofmännischen Wesens, derbe, ja zynische Ausdrücke angewendet.

Über jenen letzten Besuch Schopenhauers bei ihm im Jahre 1819 berichtet Goethe in den „Tag- und Jahresheften": „Ein Besuch Dr. Schopenhauers, eines meist verkannten, aber auch schwer zu kennenden, verdienstvollen jungen Mannes, regte mich auf und gedieh zur wechselseitigen Belehrung."

Bereits einige Jahre früher hatte sich Goethe in vertraulicher Weise Karl Ludwig von Knebel gegenüber wie folgt brieflich über den Eindruck ausgesprochen, den Schopenhauer auf ihn gemacht: „Der junge Schopenhauer hat sich mir als ein merkwürdiger und interessanter Mann dargestellt; du wirst weniger Berührungspunkte mit ihm finden, mußt ihn aber noch kennen lernen. Er ist mit einem gewissen scharfsinnigen Eigensinn beschäftigt, ein Paroli und Sixleva in das Kartenspiel unserer neuern Philosophie zu bringen. Man muß abwarten, ob ihn die Herrn vom Metier in ihrer Gilde passiren lassen; ich finde ihn geistreich, und das Übrige lasse ich dahingestellt."

Von Dresden aus betrieb Schopenhauer mit aller Energie die Wahrnehmung seiner Interessen im Falle Muhl. Dabei trennte er sich in seinem Vorgehen von der Haltung seiner Mutter und Schwester in derselben Angelegenheit. Insofern befand er sich allerdings im Vorteil, als ihm, wie gesagt, zur Sicherheit jederzeit kündbare Wechsel überlassen waren, während seine Angehörigen ihre Kapitalien seinerzeit dem Danziger Handelsherrn lediglich auf Schuldschein geliehen hatten. Diese Unvorsichtigkeit fällt zweifellos Johanna Schopenhauer zur Last, und ebenso das noch viel größere Risiko, fast ihr gesamtes eigenes Vermögen und das ihrer Tochter an einer Stelle anzulegen. Schließlich kam es zu einem Akkord von dreißig Prozent, sodaß also Johanna und Adele unter Einrechnung der ihnen erwachsenen Kosten etwa Zweidrittel ihres Vermögens verloren. Arthur dagegen hat infolge seiner entschiedenen Haltung und unter kluger Ausnutzung der ihm zustehenden Chancen sein ganzes Kapital nebst den allerdings etwas ermäßigten Zinsen zu retten verstanden. Seine sämtlichen Briefe an Muhl sind in „Schopenhauers Briefe" S. 44—54 der Grisebachschen Ausgabe abgedruckt, ebenso dort auch S. 42ff. ein charakteristisches Schreiben von ihm in der Angelegenheit an Senator Soermans. Schopenhauer beharrte dabei, sich dem Akkord nicht anzuschließen, ihn aber auch nicht zu stören. Zu gelegener Zeit, so erklärte er, werde er seine Wechsel kündigen, doch suche er keineswegs Leuten, die seinen Nachteil nicht wollten, Schaden zu bereiten. Allenfalls wolle er sich mit siebzig Prozent seiner Gesamtforderung begnügen, doch müßte diese Summe dann auf der Stelle gezahlt werden. Der Schuldner suchte, nachdem der Akkord zustande gekommen war, Schopenhauer gegenüber doch mehr für sich herauszuschlagen, machte auch allerhand Winkelzüge, wobei er von Soermans unterstützt wurde. Dies hatte indes nur zur Folge, daß Schopenhauer nunmehr alle Verhandlungen abbrach und im Mai 1821

den ersten Wechsel kündigte. „Es tut mir von Herzen leid“ — schreibt er an den Hauptschuldner — „daß ich Ihnen so lästig fallen muß. Auch kann ich mir denken, daß von Ihrem Standpunkte aus mein Verfahren hart und unbillig erscheinen mag. Aber das ist eine bloße Illusion, welche verschwindet, sobald Sie erwägen, daß ich ja nichts will, als mir nur das nicht nehmen lassen, was mit dem größten und unbestrittensten Rechte mein ist und worauf überdies mein ganzes Glück, meine Freiheit, meine gelehrte Muße beruhen, ein Gut, das auf dieser Welt meines Gleichen so selten zu Theil wird, daß es fast so gewissenlos als schwach wäre, es nicht auf das Äußerste zu vertheidigen und mit aller Gewalt festzuhalten. — Sie sagen vielleicht, daß, wenn alle Ihre Gläubiger so dächten, ich auch schlimm dran wäre. Aber wenn alle Menschen dächten wie ich, so würde überhaupt mehr gedacht, und es gäbe dann wahrscheinlich weder Bankrotte noch Kriege noch Faro-Tische.“

Nach der Kündigung des ersten Wechsels hatte Muhl Stundung um drei bis sechs Jahre gebeten mit dem Hinzufügen, die auf seinem Landgute Uhlkau gezüchteten echten Merinoschafe würden bis dahin auf 2400 Stück gebracht sein und die spätere Befriedigung der Schopenhauerschen Forderung sichern. — Schopenhauer lehnte diesen Vorschlag mit folgenden boshaftwitzigen Worten ab: er finde, „daß, wenn ich mich dazu verstände, ich selbst ein Merino-Schaaf sein müßte, würdig, unter Ihren Herden zu weiden. Sie sprechen mir von Sicherheit, aber Sie zeigen mir keine: ich kenne keine andere Sicherheit als gute Hypotheken, und hätten Sie die, so könnten Sie leicht Geld darauf erhalten und mich damit loswerden.“

Muhl forderte Schopenhauer dann auf, die hohe Lebensversicherung, die jener in Danzig genommen, gewissermaßen als Sicherheit für die erbetene Gestundung zu betrachten. Schopenhauer aber wies auch dies zurück mit den Worten: „Daß Sie leben und daß Sie mich bezahlen, sind zwei ganz verschiedene Dinge. Was hilft mir da die Lebensversicherung? ich werde Sie ja doch nicht totschlagen, um bezahlt zu werden.“ Außerdem deutete der mißtrauische Gläubiger an, es könnte ja sehr leicht sein, daß Muhl auch anderen, die Forderungen an ihn hätten, jene Lebensversicherung verpfändet habe; „mit denen würde ich dann in Kollision gerathen, und es stände wieder schlimm.“ Der Danziger bat schließlich Schopenhauer, zu ihm zu kommen und bei ihm zu wohnen, damit er sich selbst von der Redlichkeit seiner Absichten und von der momentanen Unmöglichkeit, die Wechselsumme aufzubringen, überzeugen möge. Dieser aber schrieb ihm: „Ihre gütige Einladung nach Uhlkau muß ich daher mit Dank ablehnen, so lange Sie noch mein Schuldner sind; denn sonst würde ich, je besser der Empfang wäre, den Sie mir machten, desto mehr mir vorkommen wie der Kaufmann, der den Don Juan im letzten Akt besucht.“ Schopenhauer nahm die Kündigung des Wechsels nicht zurück und erzielte es auch, daß er prompt bezahlt wurde. „Von der Bezahlung des den 27. August (1821) fälligen Wechsels können weder Menschen noch Götter Sie retten: das steht unwiderruflich beschlossen.“ Er werde sich stets von ganzem Herzen freuen, zu vernehmen, wenn es Muhl und dessen Kompagnon wieder gut ginge; „nur darf Ihr Glück nicht auf den Trümmern des meinen erbaut seyn. Ihre Kinder werden mir noch hier in brillanten

Equipagen vorbeifahren, während ich als ein alter abgenutzter Universitätslehrer auf der Straße keuche: Glück und Segen dazu, sobald Sie mir nichts schuldig geblieben sind. Aber meine Befriedigung ist das letzte Opfer, das Sie zu bringen haben, ehe Sie Ihr neues Wohlseyn begründen: dann mögen Ihnen Himmel und Erde günstig seyn."

Um sich selbst zu einer strikten Einhaltung des einmal vorgenommenen Programms zu ermuntern und namentlich bei der Kündigung des Wechsels zu bleiben, hatte Schopenhauer sich folgenden Gedankengang in seinen Selbstbekenntnissen notiert: „Ne quid detrimenti Respublica capiat! Res agitur summa! Gehn wird es, aber es muß forcirt werden. Läßt du dich auf's Complimentenmachen ein, so kommst du zu Schaden: denn das Ganze ist ja ein forcirter Ausweg: also muß man consequent und im Ton bleiben. Er ließ mich meine Stellung nicht einnehmen aus Gutwilligkeit noch auch weil er dagegen irgend ein heimliches Mittel wußte, sondern ganz und gar gezwungen, wider Willen, par force, weil er sonst seine ganze Rettung hätte aufgeben müssen. Er versuchte Alles, pessima fide, dagegen; weil er voraussah, was ich nachher thun müßte und jetzt thue, bot er siebenzig Prozent und drohte, daß ich sonst gar nichts erhalten würde. There is the humour of it. Der forcirte Geist des Ganzen muß bleiben und durchgeführt werden bis ans Ende: ich muß nun, wenn er meinen Stoß parirt, die Parade forciren." Auf den Brief mit den oben erwähnten Vorschlägen Muhls setzte Schopenhauer die Randglosse:

„Den Teufel halte wer ihn hat,
Er wird ihn nicht zum zweitenmale fangen."

Mit der Empfangsanzeige des Geldes für den ersten Wechsel kündigte Schopenhauer den zweiten Wechsel, und als auch dieser pünktlich eingelöst wurde, den dritten, der ebenfalls honoriert ward — und so kam er ohne Einbuße zu seinem Gelde. Friedrich Paulsen bemerkt zu dieser ganzen Handlungsweise Schopenhauers: „Ob die Art, wie er sein Recht erzwang, noch innerhalb des kaufmännisch Anständigen liegt, vermag ich nicht zu beurteilen; aber sehr begreiflich würde ich es finden, wenn jenes Handlungshaus zu seinem Namen die Bemerkung gefügt hätte: er sei ein Mann, mit dem man sich vorsehen müsse, er lasse seinen Vorteil nicht ungenutzt." Anderseits muß aber selbst Paulsen zugeben, daß für Schopenhauer die Gewöhnung an ein behagliches äußeres Dasein Lebensbedingung war, und daß ihn Dürftigkeit überhaupt gebrochen und seine Fähigkeit zur Produktion vernichtet haben würde.

Unserem Empfinden nach kann man aber Schopenhauer im vorliegenden Falle nicht einmal besonderer Härte zeihen, namentlich, wenn man die Größe des Objekts, das für ihn auf dem Spiele stand, und die fragwürdigen Charaktere Muhls und Soermans in Betracht zieht. „Sie sehn, daß man wohl ein Philosoph sein kann, ohne deshalb ein Narr zu sein," — in diese Worte faßt Schopenhauer die Quintessenz seiner Handlungsweise dem Danziger Kaufmann gegenüber zusammen — und die Erfahrung hat ihm, wie gezeigt, recht gegeben.

Paulsen macht Schopenhauer ferner einen Vorwurf daraus, daß dieser sein oben erwähntes Anerbieten, das, was ihm geblieben, mit Mutter und Schwester teilen zu wollen, nicht wiederholt habe. Tat-

sächlich übersieht er aber dabei, daß Johanna sowohl als Adele auf jenes Anerbieten auch nicht mit einem Wort eingegangen sind. Außerdem aber mußte sich Schopenhauer sogar verletzt darüber fühlen, daß Mutter und Schwester auch nicht einmal den Versuch machten, ihn zur Wahrung ihrer Interessen aufzufordern. Höchstwahrscheinlich würde Arthur für Mutter und Schwester mehr herausgeschlagen haben als jene dreißig Prozent, mit denen sich beide auf Grund ihres schnellen Anschlusses an den Akkord begnügen mußten.

Adelens wiederholte eindringliche Vorstellungen von Danzig aus an ihren Bruder, er möge doch auch dem Vergleiche beitreten, sollten dann der Anlaß zu einem tiefgehenden Zerwürfnis zwischen ihr und dem Bruder werden. In einem seiner Briefe scheint er in der ihm eigenen mißtrauischen Weise darauf angespielt zu haben, als wenn vielleicht gar die Mutter durch Sonderversprechungen Muhls ein Interesse daran gewonnen habe, daß jener Akkord zustande käme. Tiefverletzt antwortete ihm die Schwester: „Du fühlst meine entsetzliche Lage; verarge mir also nicht, wenn ich jetzt außer Stande bin, mehr zu schreiben. Gieb mir bald Nachricht von dir — doch bitte ich dich ernstlich, reize mich jetzt nicht durch Mißtrauen. Ich bin so wund, gedrückt und habe so verschiedene schmerzliche Losreißungen mit mir selbst in der Stille abzumachen, daß ich nichts weiter ertragen kann. Argwohn hat noch nie zu dem gehört, was ich erduldet, auch die leiseste Andeutung tritt scheidend zwischen uns. Ich habe deine Festigkeit, aber ich habe auch deinen Stolz, das vergiß nicht.“ Der Bruder setzte ihr darauf in einem ausführlichen Briefe nochmals die Gründe auseinander, die ihn zu seiner Haltung im Falle Muhl bewogen, doch antwortete ihm die Schwester auf dieses Schreiben überhaupt nicht. Viele Jahre lang unterblieb darauf jeder weitere Verkehr zwischen den Geschwistern; Adele hat aber später selbst bekannt, daß sie die Schuld an dieser beiderseitigen Verstimmung trug.

Der ungünstige Ausgang der Muhlschen Angelegenheit nahm Adele auch die Aussicht, sich standesgemäß zu verheiraten. Die Mutter hielt wohl durch fleißige und auch ertragreiche Schriftstellerei eine Art Scheinwohlstand aufrecht; die Tochter aber fühlte sich unter den Verhältnissen im mütterlichen Hause höchst unglücklich. Daß besonders die fragwürdigen Beziehungen ihrer Mutter zu Gerstenbergk und anderen der reifen Tochter nicht zusagen konnten, wenngleich Adele in den von ihr herausgegebenen Memoiren der Mutter die letztere in Schutz zu nehmen sucht, ist selbstverständlich.

In ihrer äußeren Erscheinung, in ihrer übergroßen Gestalt, in den eckigen Gesichtszügen, in den vorquellenden Augen und den starken Händen und Füßen scheint Adele übrigens sehr ihrem Vater Heinrich Floris geglichen zu haben. Das schriftstellerische Talent und die Neigung zu künstlerischer Betätigung — Eigenschaften, die sie mit dem Bruder gemein hatte — waren offenbar ein Erbteil der schöngeistigen Mutter. In dem Briefe, in dem Schopenhauer Goethe seine Absicht, nach Italien zu gehen, mitteilt und bedauert, „bekannter Mißverhältnisse“ wegen seinen Weg nicht über Weimar nehmen zu können, wo er gern noch seine Schwester gesehen hätte, sagte er von ihr, „sie müsse ein außerordentliches Mädchen geworden sein“, wie er nach ihren Briefen

urteile „und nach ausgeschnittenen Figuren mit poetischem Text", die ihm Graf Pückler mit Ekstase gezeigt habe.

Schopenhauers akademische Lehrtätigkeit in Berlin 1820—1822. — Geringer Erfolg derselben. — Der Fall Marquet.

Das Hauptmotiv, das Schopenhauer veranlaßte, die akademische Laufbahn einzuschlagen, war in seinem Wunsche zu suchen, in geregelten Bahnen, von einer gesicherten bürgerlichen Position aus auf die weitesten Kreise zu wirken. Am 13. Dezember 1819 schrieb er an Professor Lichtenstein in Berlin, er werde sich schon ein Auditorium schaffen; „übrigens fällt es mir nicht ein, vom Ertrage meiner Vorlesungen leben zu wollen. Ich habe bis jetzt immer von den Zinsen meines Erbteils höchst bequem und anständig gelebt. Durch einen Bankerott in Danzig werden diese jetzt beträchtlich geringer werden: jedoch werden sie für das eigentlich Nötige noch hinreichen. Sollte der Ertrag meiner Vorlesungen mir den eingetretenen Abgang ersetzen, so ist das Alles, was ich wünsche; wo nicht, so müßten nötigenfalls die Kapitalien herhalten, und das können sie eine sehr lange Weile."

Um dieselbe Zeit fragte er auch bei Professor Blumenbach in Göttingen an, ob sich ihm dort vielleicht günstige Aussichten für die akademische Laufbahn böten. Er motivierte diese Anfrage in demselben Sinne, wie Lichtenstein gegenüber. Auch an seinen Schul- und Universitätsfreund Lewald in Heidelberg wendete er sich in der gleichen Angelegenheit.

Schließlich wählte er doch Berlin, als ihm Lichtenstein und der Dekan Boeckh eröffneten, daß die Fakultät seinen Eintritt als Privatdozent gutheißen würde. Die geringe Entfernung Berlins von Dresden wurde von Schopenhauer wegen des Transportes seiner Bücher und Effekten angenehm empfunden. Dann hoffte er auch, in die durch den Tod Solgers entstandene Lücke eintreten zu können, und namentlich rechnete er darauf, daß unter dem geistig reiferen Studentenmaterial und bei der höheren Geisteskultur, die „nirgends so sehr und so allgemein zu Hause ist, als gerade in Berlin", ein regeres Interesse für spekulative Philosophie vorhanden oder doch zu erwecken sein werde, zumal er sich bewußt sei, nicht nur sachlich, sondern auch in der Form Hervorragendes zu leisten. Auch später hat er wiederholt betont, daß er sich eines „eindringlichen Vortrages" erfreue, die „viva vox" in hohem Maße beherrsche. Soweit sich aus den Mitteilungen der Schüler und Anhänger Schopenhauers in der zweiten Hälfte seines Lebens ein Urteil fällen läßt, war die rednerische Begabung des Philosophen in der Tat eine außergewöhnliche. Selbst der Greis hat es noch verstanden, in freier Rede, ohne jede besondere Vorbereitung, auf seine Zuhörer erhebend und erschütternd einzuwirken.

Wieviel mehr mußte dies der Fall sein, als er im Vollgefühl seiner Kraft, getragen von den schönsten Hoffnungen, im 32 Jahren endlich die Möglichkeit erlangt hatte, als akademischer Lehrer sein ganzes reiches Können vor einem verständnisvollen Auditorium zu entfalten.

Das lateinische Gesuch an die Fakultät und das schon mehrfach angezogene, sehr ausführliche „Vitae

Curriculum Arthurii Schopenhaueri, Phil. Doct." sind im VI. Bande der Grisebachschen Ausgabe der Werke Schopenhauers S. 193 f. u. 247—262 veröffentlicht. Daß den Mitgliedern der philosophischen Fakultät der sehr selbständige Ton dieser Eingabe aufgefallen ist und Schopenhauer dadurch von vornherein in kein besonders günstiges Licht bei den maßgebenden Kreisen der Universität gestellt wurde, geht aus den Akten der Hochschule hervor. So schreibt der Dekan Boeckh zu der Aufforderung, sich über die Zulassung des Gesuchstellers zu äußern: „Ungeachtet der nicht geringen Anmaßung und außerordentlichen Eitelkeit des Herrn S., welche aus allem Beiliegenden hervorgeht, halte ich doch dafür, daß in Rücksicht auf die Qualifikation desselben nichts gegen seine Habilitation eingewandt werden kann." Schopenhauer hatte namentlich auch darum gebeten, daß er schon vor Abhaltung der vorgeschriebenen öffentlichen Disputation und vor der eigentlichen Habilitationsrede als Privatdozent in das Lektionsverzeichnis aufgenommen werde. Es wäre ihm sonst das Sommersemester für seine Universitätskarriere verloren gegangen. Hegel stimmte dem Ersuchen zu; die Professoren v. Raumer und Erdman waren dagegen nicht für eine solche Ausnahme; ebensowenig Prof. Weiß, der seine ablehnende Haltung folgendermaßen begründete: „Ich gestehe, daß mich die ausnehmend große Anmaßlichkeit des Herrn S. wenig geneigt macht, mich für irgend eine besondere Begünstigung desselben von Seiten der Fakultät zu erklären. Indeß zweifle ich ebensowenig, daß seine Prästationen genügen werden." Schließlich wurde Schopenhauers Wunsch mit sieben gegen die drei erwähnten Stimmen erfüllt.

Am 13. März 1820 verließ Schopenhauer Dresden; am 23. März hielt er seine Probevorlesung „Über die vier verschiedenen Arten der Ursachen" — dasselbe Thema also, das er in seiner Doktordissertation behandelt hatte. Die Genehmigung zur Wahl dieses Themas war ihm, wie Schopenhauer selbst mitteilt, von Hegel „mit der größten Bereitwilligkeit" gegeben worden. In der sich an diese Vorlesung anschließenden Disputation geriet Schopenhauer indes mit dem den ganzen Akt leitenden berühmten Philosophen in einen scharfen Zusammenstoß. Viele Jahre später gab Schopenhauer einem seiner jüngeren Anhänger folgende Darstellung des Vorfalles: „Hegel stellte, um mich in Verlegenheit zu setzen, die Frage: wenn ein Pferd sich auf der Straße hinlege, was da Motiv sei. Ich antwortete: der Boden, den es unter sich finde, im Zusammentreffen mit seiner Müdigkeit, einer Gemütsbeschaffenheit des Pferdes. Stünde das Pferd an einem Abgrunde, so würde es sich nicht niederlegen." Hegel warf ein: „Sie rechnen die animalischen Funktionen gleichfalls zu den Motiven? also der Schlag des Herzens, der Blutumlauf u. s. w. erfolgen aus Anlaß von Motiven?" Da zeigte sich Monsieur Nichtwisser! Ich mußte ihn belehren, daß man nicht *diese* Erscheinungen, sondern die bewußten Bewegungen des tierischen Leibes animalische Funktionen nenne. Ich berief mich dabei auf Hallers Physiologie. Hegel entgegnete: „Ach, das versteht man nicht unter animalischen Funktionen." Da stand unter den anwesenden Professoren ein Mediziner von Fach (Lichtenstein) auf und unterbrach Hegel mit den Worten: „Sie verzeihen, Herr Kollege, wenn ich mich hier ins Mittel legen und dem Herrn Dr. Schopen-

hauer in diesem Falle recht geben muß: unsere Wissenschaft bezeichnet allerdings die in Rede stehenden Funktionen als die animalischen."

Trotz dieses Zwischenfalles wurde die Habilitation Schopenhauers als gelungen angesehen. Wie bei solchen Anlässen damals üblich, war die in diesem Falle deutsche Habilitierungsrede nicht bis zu Ende gehalten worden. Das zweite Erfordernis, den Vortrag einer lateinischen „Declamatio", hat Schopenhauer dagegen voll erfüllt. Sie bestand in einer Lobrede auf die Philosophie unter Zurückweisung gewisser ungünstiger Zeitströmungen. In dieser „declamatio", deren Wortlaut vom Dekan Boeckh genehmigt worden war, wandte sich Schopenhauer in sehr scharfer Weise gegen die „Sophisten", die durch ihre schwülstigen Salbadereien die Philosophie seit Kant auf schlimme Abwege geführt hätten. Der mißachteten „Königin der Wissenschaften" aber werde ein Rächer erstehen und sie wieder zu Ehren bringen.

Daß er in sich selbst diesen Rächer sah, und daß er mit dieser offenen Fehdeerklärung an Hegel — Fichte und Schleiermacher kamen da erst in zweiter Linie in Betracht — das größte Aufsehen bei den Mitgliedern der philosophischen Fakultät erregen mußte, ist klar. Hegel hat seinen jungen Gegner offenbar unterschätzt, und daß er sich auch später gegen dessen direkte und indirekte Angriffe überhaupt nicht rührte, ja, daß er mit dieser Ignorierung seines Widersachers gewissermaßen dessen Unbedeutendheit dartun wollte, hat diesen erst recht in eine feindselige Stellung ihm gegenüber hineingedrängt.

Jedenfalls war das ganze Auftreten des jungen Privatdozenten nicht geeignet, seinen Verbleib im Lehrkörper der Universität zu sichern, zumal Hegel als erster Ordinarius der Fakultät den stärksten Rückhalt beim Ministerium hatte, und seine „Staatsphilosophie" damals jenen glänzenden Siegeszug antrat, in dessen Verlaufe sie die philosophischen Katheder fast sämtlicher deutschen Universitäten mit ihren Vertretern besetzte. Diese Vorherrschaft dauerte allerdings nur etwa drei Jahrzehnte, aber während dieses Zeitraumes war sie, bezw. ihre Weiterbildung durch Schelling allmächtig. Die Tragödie in Schopenhauers Leben und Wirken sowohl als akademischer Lehrer wie später als freier Schriftsteller bestand eben darin, daß er gegen dieses herrschende System nicht aufkommen konnte. In den letzten Lebensjahren Schopenhauers zeigte es sich freilich, auf welch tönernen Füßen der ganze schimmernde Bau der Hegelschen Dialektik und Ideologie ruhte. Die Nachwelt hat bekanntlich dem Gegner Hegels recht gegeben. Schopenhauer ist schließlich als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen; diesen Erfolg aber mußte er mit dem Verzicht auf Anerkennung bei den Mitlebenden bezahlen. Das eigenste, letzte Motiv bei der Bekämpfung der Hegelschen „Afterlehre", wie sie Schopenhauer bezeichnete, war für ihn natürlich nicht Originalitätssucht oder übertriebene Eitelkeit, sondern lediglich der ihm innewohnende Trieb, der Wahrheit, dem für richtig Erkannten freie Bahn zu schaffen. Bis zu welcher Bitterkeit er durch die Verkennung der Wahrheit, durch den „Sieg des Schlechten" getrieben wurde, dafür finden sich in seinen Werken und Briefen unzählige Stellen. Eine der charakteristischsten ist der § 40 der „Neuen Paralipomena": „Wenn ein Tabulettkrämer den Herren Haarnadeln und den Damen Pfeifenköpfe

anbietet, so lacht man über seine Dummheit; — aber wie viel toller ist der Einfall des Philosophen, der die Wahrheit zu Markte trägt, und sie an die Menschen abzusetzen hofft: die Wahrheit — für die Menschen!!" In Betracht kommen hier ferner besonders die subjektiv gefärbten Auslassungen, in denen sich Schopenhauer resigniert und doch wieder voll stolzen Selbstbewußtseins über den Mißerfolg seiner akademischen Tätigkeit und überhaupt hinsichtlich seiner Ignorierung seitens der Machthaber ausspricht. Er sei entschlossen, — erklärte er unter anderem einmal — trotzalledem „den feilen Philosophastern, welche den Regierungen nach dem Maule philosophiren, den Markt zu verderben und den Kredit zu entziehn." Zusammenfassend bekennt er schließlich, indem er einen Rückblick auf sein Wirken als Universitätslehrer und die sich daran anknüpfende jahrzehntelange Isolierung wirft: „Mich haben die Unterrichtsministerien nicht brauchen können: und ich danke dem Himmel, daß ich kein solcher bin, den sie brauchen könnten. Sie können eigentlich nur Solche brauchen, die sich brauchen lassen."

Daß Schopenhauer übrigens selbst ein gut Teil Schuld an dem Fiasko seines Wirkens trug, daß er sich von vornherein in eine schiefe Stellung zu dem bedeutendsten Vertreter der Fakultät brachte und seinem Standpunkt sogar einen direkt persönlich feindlichen Charakter gab, haben wir bereits angedeutet.

Mit den übrigen Privatdozenten, die gleich ihm über philosophische Themata lasen, wußte er sich (mit einer einzigen Ausnahme, vgl. S. 162) leidlich zu stellen; ja auf einzelne Vorlesungen derselben, wenn

sie sich nicht inhaltlich mit seinen eigenen Kollegien deckten, verwies er selbst seine Hörer.

Schopenhauer kündigte in seinem ersten (Sommer-) Semester als Vorlesung „Die gesamte Philosophie, d. i. die Lehre vom Wesen der Welt und vom menschlichen Geist" an, und zwar fand das Kolleg an jedem Wochentage nachmittags von 5—6 Uhr statt. An sich wäre daran nichts Auffälliges gewesen, wenn nicht gerade dieselben Stunden von dem jungen unbekannten Privatdozenten gewählt worden wären, in denen Hegel sein Hauptkolleg über „Logik und Metaphysik" las. Daß dieses Zusammenfallen der Vorlesungen zweier Rivalen für den Schwächeren von beiden nur von Nachteil sein konnte, ist ohne weiteres klar. Hegels Ruhm begann sich damals auszubreiten; der Besuch seiner Vorlesungen war für das Bestehen der Prüfungen, bei denen er selbst den Vorsitz führte, unerläßlich. So war es unvermeidlich, daß die Zuhörerzahl Schopenhauers nur eine sehr schwache war, ja sich sogar in der Folge noch weiter verringerte, da Schopenhauer mit merkwürdiger Hartnäckigkeit daran festhielt, seine Vorlesungen auf den nämlichen Zeitpunkt zu verlegen, an dem die Hegelschen angesetzt waren.

Im Winter-Semester 1820/21 kündigte Schopenhauer ein Kolleg über Allgemeine Philosophie, und zwar fünfstündig, an — in denselben Stunden las Hegel über Ästhetik; im Sommerhalbjahr 1821 wiederholte sich der Vorgang. Seitdem begnügte sich Schopenhauer mit der bloßen Bekanntgabe, ein zweistündiges Kolleg über die Theorie des Erkennens lesen zu wollen — einmal noch schlug er die Ankündigung seines sechsstündigen Kollegs über Philosophie am

Schwarzen Brett der Universität an, doch scheint es ihm nicht mehr Ernst mit der Sache gewesen zu sein, denn in keinem Falle erfolgte die genauere Angabe der Zeit, wann diese Vorlesungen stattfinden sollten. Im ersten Semester seiner Tätigkeit war er mit dem gewaltigen Stoffe seines Themas nicht fertig geworden. Von da an hat er aus Mangel an Zuhörern tatsächlich überhaupt keine Vorlesung mehr gehalten. Das Manuskript der Schopenhauerschen Universitäts-Kollegien befindet sich jetzt in vier starken Pappkartons, eigenhändig von ihm in saubersten Weise niedergeschrieben, auf der Königl. Bibliothek in Berlin. Es umfaßt 352 numerierte Folio- und zahlreiche dazwischengelegte Quartbogen. Inhaltlich stellen diese Vorlesungen eine populäre, auf den mündlichen Vortrag berechnete Bearbeitung des Hauptwerkes des Philosophen — der „Welt als Wille und Vorstellung" (I. Bd.) — dar. Der I. Teil, Bogen 1—140, umfaßt die „Theorie des gesammten Vorstellens, Denkens und Erkennens"; der II. Teil, Bogen 141—202, die „Metaphysik der Natur"; der III., Bogen 203—238, die „Metaphysik des Schönen"; und der IV. Teil, Bogen 239—352, die „Metaphysik der Sitten". Einzelne Partien daraus sind im II. und IV. Bande des Schopenhauerschen Nachlasses von Grisebach veröffentlicht worden. Die große, von Paul Deussen besorgte Ausgabe sämtlicher Werke des Philosophen (München, R. Piper & Co; 1911 ff.), die es sich zur Aufgabe gestellt hat, alle „Inedita" Schopenhauers chronologisch zu veröffentlichen, bringt in Band VIII den ersten vollständigen Abdruck auch dieser Vorlesungs-Manuskripte. Damit geht ein jahrzehntelang gehegter Wunsch aller Anhänger der

Schopenhauerschen Philosophie in Erfüllung. Für das Zustandekommen des II. Bandes der „W. a. W. u. V." und für die Genesis auch der kleineren selbstständigen Abhandlungen Schopenhauers sind die Vorlesungen von großem Werte. Dasselbe gilt auch für das Charakterbild namentlich des jungen Philosophen, dem es besonders zu Beginn seiner akademischen Lehrtätigkeit sehr ernst mit seiner Aufgabe war. Es geht ein warmer, fast herzlicher Zug der Anteilnahme an dem geistigen, sittlichen und leiblichen Wohl seiner Zuhörer durch diese Vorlesungen, die in allgemein verständlicher Form einen reichen philosophischen Gedankeninhalt und viele subjektive Momente nicht minder fesselnder Art aufweisen.

Es ist wohl als ein Moment des Selbstbewußtseins Schopenhauers anzusehen, daß er es verschmähte, durch Halten von Publice-Vorlesungen neben seinen Privatkollegs in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Dergleichen erschien ihm würdelos, und zugleich auch widersprach ein solches Gratisgewähren geistiger Gaben, deren Aneignung ihm viel Mühe, Zeit und Geld gekostet hatte, seinen ökonomischen Ansichten. Er „hatte es ja auch nicht nötig", mit unermüdlicher Zähigkeit einen wirtschaftlichen Erfolg seiner akademischen Lehrtätigkeit herbeizuführen, so gern er diesen allerdings gesehen hätte. Viel schwerer als das finanzielle Manko seines Wirkens an der Alma mater empfand er den Mißerfolg in ethischer Beziehung. Die Verdüsterung und die Reizbarkeit seines Gemütes wuchsen dadurch immer mehr. Aus dieser galligen Stimmung heraus erklärt sich wohl auch, wenigstens zum Teil, sein überaus scharfes, rücksichtsloses Vorgehen in einer literarischen Differenz gegen den damals zweiundzwanzig

Jahre alten Friedrich Eduard Beneke, der ein Semester lang selbst zu seinen Hörern gezählt und sich dann als Privatdozent, ebenfalls in der philosophischen Fakultät, in Berlin habilitiert hatte — sowie ferner Schopenhauers Verhalten in der Affäre Marquet (vgl. S. 168ff.).

Im Dezember 1820 hatte die „Jenaische Allgemeine Litteraturzeitung" eine 27 Spalten lange Rezension der „W. a. W. u. V." gebracht. Nach einer die geistreiche Darstellung des Werkes voll anerkennenden Einleitung wandte sich der Kritiker, der seine Besprechung nur mit den Buchstaben „F. E. B." unterzeichnet hatte, gegen die Schopenhauerschen „Verirrungen" unter Zitierung einer großen Anzahl Stellen mit Anführungszeichen aus dem Buch. Tatsächlich aber waren diese Zitierungen nur zum kleinsten Teile wortgetreu; vielfach enthielten sie Auslassungen, Verdrehungen und gaben nur den Sinn wieder, den der Rezensent in die Ausführungen des Autors gelegt hatte. Eine solche Behandlung empörte den Philosophen aufs tiefste, zumal nachdem er erfahren, wer der Verfasser jener gehässigen und oberflächlichen Kritik war. An den Redakteur des genannten Blattes — den Geheimen Hofrat Eichstädt, denselben, der ihm seinerzeit bei der Promotion in Jena großes Entgegenkommen gezeigt hatte, — sandte er die (im VI. Band der Grisebachschen Ausgabe von Schopenhauers Werken S. 263—266 abgedruckte) „Nothwendige Rüge erlogener Citate", die durch ihre bärenmäßige Grobheit und pikante Ironie eines der interessantesten Stücke in der Geschichte der polemischen Literatur bildet. Schopenhauer bestand darauf, daß diese seine Entgegnung nicht etwa als „Antikritik", sondern

unter jenem charakteristischem Titel erschiene. Als Motto setzte er die Stelle: Sprüche Salomos 30,6: „Tue nichts hinzu zu seinen Worten, damit er dich nicht strafe und du zum Lügner werdest" — seinen Ausführungen voran. In diesen bekämpfte er nicht das Recht, an seinen Schriften abfällige Kritik zu üben, wohl aber den Unfug, ein mit Autornennung erschienenes Buch anonym zu besprechen und Zitate daraus zu erfinden, bezw. zu fälschen. Für den Fall, daß Eichstädt sich weigern sollte, diese Einsendung zu veröffentlichen — die Druckkosten erbot sich Schopenhauer zu bezahlen — drohte er, sie zugleich mit dem Wortlaut der Eichstädtschen Weigerung in sechs anderen literarischen und politischen Blättern abdrucken zu lassen. „Sie werden wohltun, sich nicht zum complice des Falsarius zu machen", schließt dann ein weiteres Schreiben Schopenhauers an Eichstädt, als sich die Veröffentlichung verzögerte, nachdem dieser Beneke aufgefordert hatte, sich zu der „Rüge" zu äußern. Die Veröffentlichung wurde darauf seitens der Expedition Schopenhauer zugesagt, und dieser bat Eichstädt nunmehr um Verzeihung für die ihm in die Feder geflossenen harten Ausdrücke. Die „Rüge" erschien in der Jenaischen Litteraturzeitung vom Februar 1821. Jetzt meldete sich auch der darin so empfindlich abgeführte Beneke. Auch er wählte zum Motto seiner Verteidigung eine Stelle aus den „Sprüchen Salomos" nämlich 30,32: „Warst du thöricht im Übermuth und sannest Böses, so lege die Hand auf den Mund."

In seinen Darlegungen, die einen recht gewundenen Eindruck machen, suchte Beneke sich den Vorteil der bona fides zu sichern — es habe ihn lediglich der

Gedanke, die Schopenhauerschen Irrtümer von einem „höheren Standpunkte“ aus zu widerlegen, geleitet — und es sei „in allen Rezensionen Sitte“, selbst da, „wo man eines Verfassers Gedanken mit ganz andern Worten anführe“, diese Stellen durch Gänsefüßchen zu bezeichnen.

Eine kläglichere und unzutreffendere Entschuldigung als diese, die den Gepflogenheiten einer jeden sachlichen, ehrenhaften Kritik direkt Hohn spricht, läßt sich kaum denken. Schopenhauer hatte also einen vollständigen Sieg über seinen Gegner davongetragen.

Unbegreiflich ist es, daß Gwinner bei Besprechung der Angelegenheit, bei der das gute Recht unverkennbar auf seiten des so schwer angegriffenen Schopenhauer lag, sich zu der Wendung versteigt, die von Beneke im vorliegenden Falle beobachtete Manier sei „im heimischen Rezensententum bekanntlich hergebracht“, während doch das Gegenteil in der besseren Tages- und Fachpresse der Fall ist. Prof. Paulsen tadelt Schopenhauer, weil dieser den wiederholten Versuch des „harmlosen Beneke“, durch persönliche Rücksprache das Ärgernis beiseite zu schaffen, „mit größter Schroffheit zurückgewiesen“ habe. Die „Harmlosigkeit“ des Genannten erscheint doch in einem sehr bedenklichen Lichte.

Merkwürdigerweise stand auch Eichstädt, der doch den Hergang der Sache auf das genaueste kannte, auf seiten Benekes. Es geht dies aus Eichstädts Antwort vom 27. November 1822 auf eine offizielle Anfrage über Beneke hervor, als dessen Berufung in eine philosophische Professur nach Jena erwogen wurde. In jenem Briefe heißt es: er kenne zwar Beneke nicht genauer, doch habe er von ihm mehrere Briefe und

auch die von ihm verfaßten Bücher zugesendet erhalten. Seine Briefe verrieten einen Mann, „dem es Ernst um die Wissenschaft ist.“ Der Briefschreiber fügt diesen Worten hinzu: „Auch in seiner Streitigkeit mit dem Dr. Schopenhauer (ebenfalls einem jungen Docenten in Berlin, dem Sohne der Weimarischen Schriftstellerin) hat er sich, meines Bedünkens, offen und rechtlich benommen.“

Es läßt sich begreifen, wie sehr Schopenhauer in seinem Vorurteil gegen die akademischen Vertreter der Philosophie und gegen die literarischen Machthaber überhaupt durch das Erlebnis mit Beneke bestärkt werden mußte. Noch jahrzehntelang hat die Erinnerung an diesen Fall in ihm nachgewirkt. Als ein Vierteljahrhundert nachher eine Schrift Frauenstädts über Schopenhauers Philosophie von Prof. Fortlage abfällig beurteilt und der Meister selbst unter Heranziehung des Falles Beneke indirekt angegriffen wurde, da gab Schopenhauer seinem jungen Anhänger folgende bezeichnende Darstellung des ganzen Vorganges: „Fortlage beruft sich, zum Weißbrennen der Philosophieprofessoren, auf eine Rezension von Beneke, welchen armsäligen Pinsel er einen ‚Kernbeißer‘ nennt und mich mit ihm parallelisirt. Diese Rezension von 1820 war ein boshaftes Machwerk, eine Entstellung und Parodie meiner Philosophie, voll erlogener und mit Gänsefüßen bezeichneter Citate. Dies bewog mich, nicht eine Antikritik, sondern eine ‚notwendige Rüge erlogener Citate‘ der Redaktion der Jena'schen Litteraturzeitung einzusenden. Diese übersandte sie erst dem Beneke zur Beantwortung. Der kam zwei Mal zu mir, um die Sache mündlich beizulegen. Als er aber zum zweiten Mal vernahm ‚ich

sei zu Hause, aber nicht zu sprechen', — berichtete mir die Magd ‚der arme junge Mann sei ganz blaß geworden.' — Er hatte anonym rezensirt, ich aber hatte ihn so sicher erkannt, daß ich besagter Rüge hinzufügte: ‚Die Rezension sei von einem 22jährigen Dr. Beneke, der noch im letzten Semester als Student meine Vorlesungen besucht hatte.' Jetzt half sich der lügenhafte Lump dadurch, daß er es dem Setzer in die Schuhe goß: ‚Der hätte Gänsefüße gemacht, die nicht im Manuskript ständen.' Credat Judaeus Apella. Er hatte sich soeben habilitirt und wollte durch die Rezension mich unterminiren."

Gegen Fortlage hatte Schopenhauer übrigens schon zwei Jahre vor der eben erwähnten Auslassung an Frauenstädt — die aus dem Jahre 1854 datiert — Front gemacht, und zwar wegen der Art, wie der genannte Verfasser in seiner „Genetischen Geschichte der Philosophie seit Kant" mit seiner Person und seinem System umgegangen war. (Vgl. Schop. Briefe, ed. Grisebach, S. 196.) Besonders ärgerte es ihn, daß ihn Fortlage „gar noch verglichen, ja ähnlich gefunden mit dem erbärmlichen Beneke." Auf letzteren wende er das Xenion an:

„Armer empirischer Teufel, du weißt es nicht, wie du so dumm bist,
Denn du bist, sei es geklagt, ach a priori so dumm."

Charakteristisch für Schopenhauers Art, selbst über das Grab hinaus zu hassen, und ganz besonders für die unauslöschliche Erbitterung seinem einstigen Konkurrenten und Neider Beneke gegenüber ist schließlich ein Passus in seinem Briefe vom 9. Mai 1854 an Frauenstädt. Ein junger Anhänger seiner Lehre —

Dr. Lindner, früher Privatdozent in Breslau, dann gemaßregelt und aus der akademischen Laufbahn hinausgedrängt, — hatte Schopenhauer den Nekrolog übersandt, den die „Vossische Ztg.", deren Redakteur er geworden, beim Ableben Benekes diesem widmete. (Sein Tod war vermutlich auf Selbstmord zurückzuführen.) Schopenhauer schrieb darauf an Frauenstädt, er sei Dr. Lindner für jene Zusendung sehr dankbar, und fügte hinzu, es habe ihn „interessirt, die Laufbahn dieses Sünders (d. i. Benekes) zu sehn. Ich glaube, er hat es schließlich dem Empedokles gleich thun wollen und ist in Gott weiß welches Loch gesprungen, wo ihn der Teufel finden kann. Statt der ehernen Pantoffeln wird wohl einmal die goldene Brille ausgeworfen werden. Frägt sich, ob ein Dérangement seiner ‚Angelegtheiten', oder seiner Angelegenheiten ihn dazu bewogen hat." (Schop. Briefe, S. 262.)*)

Im Anschluß an eine Bemerkung Frauenstädts über mehrere damals in Berlin vorgekommene sensationelle Selbstmordfälle schreibt Schopenhauer dann: „Viel Selbstmord in Berlin? Glaub's; ist physisch und moralisch ein vermaledeites Nest."

Auch abgesehen von der gedrückten Stimmung, die sich Schopenhauers durch den Mißerfolg seiner akademischen Lehrtätigkeit unverkennbar bemächtigt hatte, behagte es ihm eben überhaupt nicht in Berlin.

*) Die Leiche Benekes wurde im Schiffahrtskanal bei Charlottenburg gefunden. Beneke, geb. 1798 in Berlin, machte als freiwilliger Jäger den Feldzug von 1815 mit, studierte seit 1816 in Halle und Berlin, habilitierte sich, wie oben erwähnt, in letzterer Stadt, wurde wegen materialistischer Gesinnung suspendiert, wirkte von 1824—27 in Göttingen als Privatdozent, kehrte 1827 nach Berlin zurück und erhielt dort 1832 nach Hegels, seines Hauptgegners, Tode eine außerordentliche Professur der Philosophie. — Vgl. Schwegler: Gesch. d. Phil., S. 472 bis 474. (Univers.-Bibl. Nr. 2541—45.)

Viele Jahre später spricht er von dem „miserablen Berlin“ und fügt hinzu: es sei ihm „stets ein verhaßter Aufenthalt gewesen“. In seinen Selbstbekenntnissen faßt er das Urteil über die preußische Hauptstadt in folgender abfälliger Weise zusammen: „Man lebt in Berlin wie auf einem Schiff: alles ist rar, theuer, schwer zu haben, die Comestibeln ausgetrocknet und dürr; die Spitzbübereien und Betrügereien jeder Art sind dagegen ärger, als im Land, wo die Citronen blühen. Sie legen nicht nur uns selber die lästigste Behutsamkeit auf, sondern bewirken oft, daß, die uns nicht kennen, einen Verdacht gegen uns hegen, den wir uns nicht träumen lassen, und uns eigentlich als filous behandeln, bis es zur fatalen Explosion kommt.“ Das empfindliche, reizbare Gemüt des damals dreiunddreißigjährigen, teils aus Neigung, teils durch die Verhältnisse zur Einsamkeit veranlaßten Privatdozenten wurde zu dieser Verallgemeinerung seines negativen Urteils durch die höchst unliebsamen Folgen eines an sich unbedeutenden Vorfalles gebracht, der sich am 12. August 1821 unmittelbar vor seiner Wohnung abspielte. Es ist dies die berüchtigte „Affäre Marquet“. Diese Angelegenheit hat den Gegnern des Philosophen reichen Stoff zur Verdächtigung seiner Person geliefert. Wie sich indes aus den von Gwinner und Grisebach mitgeteilten aktenmäßigen Veröffentlichungen ergibt, kann man bei dem ganzen Falle wohl von einer in der Übereilung, in der Erregung begangenen Unvorsichtigkeit Schopenhauers reden, dagegen nicht von einem eigentlichen moralischen oder gar kriminellen Verschulden. Wenn er schließlich in der Angelegenheit doch den kürzeren gezogen hat, so lag dies vornehmlich in der Unzulänglichkeit des damaligen juristischen Verfahrens, das eine freie Beweiswürdigung im modernen Sinne nicht kannte, ferner in einer unverkennbaren Lässigkeit, mit der sein Rechtsbeistand, ein überlasteter Anwalt, seine Sache führte, und in anderen, mehr äußerlichen Umständen, namentlich in der mehrjährigen Abwesenheit Schopenhauers gerade während der kritischen Epoche des Prozesses.

Der Tatbestand war der folgende: In dem Vorraum zu seiner Wohnung — er hatte in einem Hause auf der Niederlagsstraße gegenüber dem Universitätsgebäude ein Studier- und ein Schlafzimmer inne — traf er am 21. August 1821 drei Frauenspersonen, die dort nichts zu suchen hatten. Seiner Aufforderung, den Vorsaal zu verlassen, kamen nur zwei derselben nach; die dritte, eine siebenundvierzig Jahre alte Näherin Karoline Marquet, die bei Schopenhauers Wirtin ein Hinterstübchen gemietet hatte, behauptete, ein Recht zum Verweilen in dem Raume zu haben. Der junge Gelehrte hatte schon einmal, wenige Wochen vorher, die Wahrnehmung machen müssen, daß sich vor dem Eingang zu seinen Zimmern weibliche Wesen aufhielten. Auf seine Beschwerde hierüber gab ihm seine Wirtin die Versicherung, daß dies nicht mehr vorkommen solle. Schopenhauer war um so ärgerlicher über diesen erneuten Fall weiblicher Neugier, als er jeden Augenblick Besuch erwartete. Er erklärte daher der Marquet, er hoffe, sie nicht mehr vorzufinden, wenn er aus seiner Wohnung wieder herauskäme. Jene aber setzte sich nun erst recht dicht an seine Türe und versicherte höhnisch, es falle ihr gar nicht ein, seiner Aufforderung nachzukommen. Vergeblich klingelte Schopenhauer nach seiner Wirtin —

sie war ausgegangen. Als er nun beim Heraustreten die Zudringliche noch immer vorfand, da machte er von seinem Hausrecht Gebrauch. Vor Gericht hat die Marquet angegeben, sie sei von ihm mit der Faust und mit einem Stock geschlagen, auf den Boden hingeworfen und mit Füßen getreten worden; auch habe er ihr die Haube abgerissen. Gegenüber diesen maßlosen Übertreibungen gab Schopenhauer dem Gericht nachfolgende Erklärung des Vorganges, deren Wahrheit er beschwören wollte: „Nach einer Weile kam ich wieder heraus. Hier muß ich die malitiöse Insinuation der Klägerin rügen, daß ich mit einem Stock herausgekommen. Es war mein Spazierstock, den ich in der Hand hielt, sowohl vorher, als ich in mein Zimmer ging, als nachher, da ich herauskam, indem ich sogleich wieder auszugehen gedachte, wie ich denn auch gethan habe: ebenso hatte ich beide Male den Hut auf dem Kopf. Ich forderte nun abermals die Klägerin auf, zu gehen, und bot ihr meinen Arm, um sie herauszuführen, wie die Zeugen bestätigen werden. Sie beharrte darauf, bleiben zu wollen. Endlich drohte ich, sie herauszuwerfen, und da sie mir Trotz bot, geschah dieses, jedoch nicht so, daß ich sie mit beiden Händen an den Hals gefaßt, was sich nicht einmal denken läßt, sondern ich faßte sie, wie es zweckmäßig war, um den ganzen Leib und schleppte sie hinaus, obgleich sie sich aus Leibeskräften wehrte. Draußen schrie sie, daß sie mich verklagen wolle, und schrie auch nach ihren Sachen, die ich ihr dann schleunigst nachwarf: aber da ein Stückchen Zeug liegen geblieben, das ich nicht gesehen, so mußte dieses als Vorwand dienen, daß sie die Verwegenheit hatte, schnell wieder abermals in die Entrée zu kommen:

nun warf ich sie nochmals hinaus, obgleich sie sich auf das Heftigste wehrte und aus allen Kräften kreischte, um womöglich das ganze Haus in Alarm zu bringen. Wie ich sie zum zweitenmale aus der Türe warf, fiel sie hin, wie ich glaube, absichtlich. Denn es ist die Art solcher Leute, daß, wenn sie sehen, daß sie mit dem aktiven Widerstand nicht durchkommen, sie sich nun auf die passive Seite werfen, um so viel als möglich zu leiden und nun recht viel zu klagen zu haben, und ihr schon vorher erhobenes Geschrei, sie wolle mich verklagen, deutet ganz dahin.

Nun aber erkläre ich für gänzlich falsch und erlogen die Angaben, daß ich der Klägerin die Haube abgerissen, daß sie ohnmächtig geworden und vollends, daß ich sie mit Füßen getreten und mit der Faust geschlagen. Davon ist kein Wort wahr, und wer mich nur in etwas kennt, wird a priori einsehen, daß eine solche brutale Roheit bei meinem Charakter, Stande und Erziehung sich gar nicht denken läßt. Ich bin bereit, die Falschheit dieser Angaben eidlich zu versichern."

In der Erregung über das unerhörte Verhalten der Marquet entschlüpfte Schopenhauer indes ein Schimpfwort. Wegen dieser Äußerung und der angeblich erlittenen „Mißhandlungen" reichte die Marquet gegen ihn nunmehr die Klage auf wörtliche und thätliche Beleidigung ein, ließ sich auch von einem Arzt ein Zeugnis ausstellen, daß sie blaue Flecke am Arme davongetragen habe, und ihr eine Warze am Halse abgerissen worden war; auch habe sie infolge des Geschehenen „ein inneres Übelbefinden" gehabt.

Schopenhauer hatte sofort nach dem geschilderten häßlichen Vorgange die Wohnung gekündigt, die er

1½ Jahre innegehabt, und die darüber erboste Wirtin stand nun in ihren Aussagen ihrer Freundin Marquet bei; dasselbe taten auch die beiden Frauenspersonen, die Schopenhauer mit der letzteren zugleich fortgewiesen hatte. Am 1. März 1822 indes wies das Hausvogteigericht die Marquet mit ihrer Injurienklage ab und legte ihr auch die sämtlichen Prozeßkosten auf, da die Unwahrheit ihrer Angaben auf der Hand lag.

Die Marquet reichte daraufhin Appellation beim Kammergericht ein. Im Bewußtsein seines Rechtes nun und im Vertrauen auf die Erklärung des Dezernenten, daß eine Bestätigung des ersten Urteils zweifellos sei, ließ sich Schopenhauer vom Antritt seiner (zweiten) Reise nach Italien nicht abhalten. (Vgl. S. 176 ff.) Vorher aber noch sandte er eine sehr ausführliche „Appellationsbeantwortung" ein und wies darin die Unrichtigung der neuerdings von der Klägerin vorgebrachten Behauptungen nach, machte auf den Widerspruch zwischen den Aussagen der Wirtin vor Gericht aufmerksam — diese hatte dort nämlich angegeben, sie habe der Marquet das Recht der Benutzung einer Kommode in dem bewußten Vorraum zugestanden, während sie andererseits die ausschließliche Abtretung dieses Vorraumes an ihren Mietsherrn als „Spaß" hinstellen wollte usw. Auch gegen die Angabe, die fünfundsechzigjährige Wirtin sei „geistesschwach", wendet sich der Appellant, — sie sei vielmehr eine „sehr lebhafte und dabei vollkommen besonnene, ja kluge Frau"; die erste Instanz habe ja auch kein Bedenken getragen, sie zum Eide zuzulassen. Nur die Freundschaft zu der Marquet und die Besorgnis vor den Folgen eines Meineids hätten jetzt die Zweideutigkeit ihrer neuerlichen Aussagen hervorgebracht. Unzutreffend seien ferner die Angaben der Klägerin, daß sie ohnmächtig hingefallen sei und Kontusionen am ganzen Körper erlitten habe.

Charakteristisch für Schopenhauers Beurteilung nicht nur der vorliegenden Affäre, sondern der Berliner Verhältnisse im allgemeinen ist noch besonders der Schluß seiner Eingabe, worin er darlegt, der Richter erster Instanz habe durchaus zutreffend den Gesichtspunkt erfaßt, „daß hier in Berlin die Leute vom Stande der Klägerin keinen Anstand nehmen, uns Anderen, deren Beschäftigungen viel wichtiger sind, als sie ermessen können, bei jeder Gelegenheit mit größter Keckheit sich in den Weg zu stellen, und, wenn wir endlich einmal sie thätlich bei Seite schieben, nun glauben, nur mit Injurienklagen zu den Gerichten laufen zu dürfen, um diese als Werkzeuge ihrer Rache und Stützen ihrer Hartnäckigkeit gebrauchen zu können, daß es aber sehr weise ist, ihnen bei guter Gelegenheit das Gegenteil zu zeigen."

Jene Appellation der Marquet sollte jedoch Erfolg haben. Am 25. April 1822 nämlich erkannte das Kammergericht „wegen geringer, ohne merkliche Beschädigung abgelaufener Realinjurien" auf eine Geldbuße von zwanzig Thalern gegen Schopenhauer. Auf dieses Erkenntnis hin erhob die Marquet nunmehr „Entschädigungsansprüche" im Zivilprozeß. Sie behauptete, infolge jenes Renkontres mit ihm hätten sich nachträglich Lähmungserscheinungen an ihrer rechten Seite eingestellt; ihr Arm werde häufig von einem Zittern befallen und sei zu anhaltender Arbeit nicht mehr fähig. Dadurch auch, daß Schopenhauer sie damals gegen die Kommode gedrückt

habe, hätte sie Beschädigungen am Unterleib davongetragen.

Über letztere Behauptung trat das Kammergericht in eine Beweisaufnahme ein. In dieser stellte sich, nach genauer Untersuchung, die Grundlosigkeit der Angabe heraus. Ein solches Ergebnis hätte doch das Gericht auch gegen ihre übrigen Behauptungen mißtrauisch machen sollen! Sie blieb indes bei ihrer Erklärung vom Zittern des Armes und erhöhte ihre „Alimentationsansprüche" sogar von fünf auf acht Taler im Monat, verlangte außerdem Ersatz der „Kurkosten" und bis zu fünfsechstel auch der Prozeßkosten.

Schopenhauer erfuhr erst im November 1822 in Florenz die ungünstige Wendung der Sache, erhielt auch damals erst Kenntnis von dem Entscheid des Kammergerichts, und zugleich teilte ihm das Bankhaus, bei dem er sein Vermögen deponiert hatte, mit, es sei auf Betreiben der Marquet mit Beschlag belegt worden. Das Bankhaus gab weiter an, es habe den Justizkommissar Kunowski mit der Vertretung seiner Angelegenheit betraut. Schopenhauer sandte diesem schleunigst eine ausführliche Instruktion und forderte ihn auf, in der allerenergischsten Weise gegen die Marquet, diese „höchst verschmitzte und boshafte Person", vorzugehen. Kunowski aber ließ es offenbar an dem erforderlichen Eifer fehlen, war namentlich mehrfach bei den Vernehmungen der Zeugen der Gegenpartei nicht anwesend, so daß deren Aussagen unbestritten in die Akten gelangen konnten und die Situation für seinen Mandatar sich immer ungünstiger gestaltete. Die Marquet leistete schließlich — im März 1826 — den ihr vom Gericht auferlegten Eid „auf den ganzen Komplex der angeblichen Tätlichkeiten",

und das Geheime Obertribunal, an welches der Prozeß in letzter Instanz gelangt war, bestätigte das verurteilende Erkenntnis der früheren Instanz. Schopenhauer wandte sich daraufhin an den preußischen Justizminister, um die Gründe dieses Erkenntnisses der obersten Justizbehörde zu erfahren, und zugleich legte er gegen das erste ihm ungünstige Erkenntnis Revision ein. (Der Wortlaut des Urteils war ihm erst nach drei Jahren zugestellt und seinerzeit die Strafe von zwanzig Talern ohne sein Wissen bezahlt worden.) Er hatte aber mit dieser Revision keinen Erfolg, und so mußte er nach Erschöpfung aller Rechtsmittel den Kampf aufgeben. Mehrere hundert Taler hatte er für die Prozeß- und „Kurkosten" zu opfern, und vierteljährlich (vom 12. August 1821 an) der Marquet fünfzehn Taler „Alimentationsgelder" zu zahlen. Zwanzig Jahre lang, bis zu ihrem Tode, hat die raffinierte Simulantin diese Summe bezogen. Das Zähneknirschen des dem Unrecht auf dem Wege Rechtens Unterliegenden hört man aus allen Verteidigungsschriften Schopenhauers heraus. Wie da Paulsen in seiner Abhandlung über „Arthur Schopenhauer — seine Persönlichkeit und seine Philosophie" sagen kann, es möge dahingestellt bleiben, ob ihm so Unrecht geschehen sei, wie er selbst überzeugt war, ist schwer verständlich. Zweifellos ist Schopenhauer im Falle Marquet, bei dem es von juristischen Fehlgriffen und schiefen Urteilen wimmelt, das Opfer eines Justizirrtums geworden, und er hat diese Niederlage bei seinem ausgeprägten Rechtsgefühl bis ans Ende seines Lebens nicht verwinden können. Die ungünstige Färbung seiner Ansichten über das weibliche Geschlecht, dem er sehr bedenkliche

charakterologische und intellektuelle Mängel vorwirft, — namentlich zeiht er es der Lüge und Verstellung — ist zweifellos zum Teil auf die erwähnten trüben Erfahrungen in der Sache Marquet zurückzuführen.

Schopenhauers zweite italienische Reise 1822—23. — Rückkehr nach Deutschland. — Erkrankung in München. — Aufenthalt in Dresden. — Wiederaufnahme der akademischen Tätigkeit in Berlin.

Am 27. Mai 1822 trat Schopenhauer seine zweite Reise nach Italien an, versehen mit einem Paß auf mehrere Jahre und mit einem langfristigen Kreditbrief. Er reiste durch die Schweiz nach Mailand und von da über Genua nach Florenz. In ausführlichen Briefen an seinen Freund Osann hat Schopenhauer sehr fesselnd über die Erlebnisse auf dieser Reise berichtet. Er scheint damals viel von seiner Menschenscheu verloren zu haben. Charakteristisch ist unter anderem ein von ihm selbst erzählter Vorgang, wonach er in Mailand seiner schönen, jungen Wirtin in fröhlicher Tafelrunde auf Grund von Gedankenübertragung zwei der Nummern richtig angab, die sie in der Lotterie gesetzt hatte. Bei Nennung der dritten Nummer aber passierte ihm ein kleiner Irrtum, da er in der Sammlung seiner Gedanken von der lärmenden Tischgesellschaft gestört worden war. Vom September 1822 bis Mai 1823 blieb er in Florenz, und zwar brachte er auch diese Zeit nach seinen eigenen Worten „äußerst angenehm" zu. Des weiteren schreibt er über diese Periode: „Das heiterste Logis von der Welt und sehr bequem: viel Bekanntschaft, besonders mit Fremden, die auch eben dort ihr Leben genießen, meistens Engländer, dabei doch noch einiger Musendienst, machten mein Leben so genußreich als möglich. Ich war so gesellig, wie lange nicht; kam sogar in die große, und mitunter in die vornehme Welt, und merkte allmählich einen solchen Zuwachs von Erfahrung und Menschenkenntnis, daß ich jene Zeit für sehr nützlich zugebracht halte. Sehen und Erfahren ist so nützlich als Lesen und Lernen... Die florentinischen Kunstwerke habe ich recht mit Muße studirt, und das italienische Volk hat mir viel Stoff zu Bemerkungen gegeben. Es war eine schöne Zeit, an die ich stets mit Freuden zurückdenken werde."

Rom und Venedig besuchte er damals nicht. Im Mai 1823 finden wir ihn schon auf der Rückreise in Trient. Der ungünstige Verlauf seines Prozesses mit der Näherin Marquet bewog ihn zur Heimkehr, und außerdem vielleicht körperliches Übelbefinden. Ende Mai 1823 traf er in München ein. Hier erkrankte er ernstlich und mußte beinahe ein ganzes Jahr im Zimmer verbringen. Noch im Februar 1824 fühlte er eine lähmende Mattigkeit in den Gliedern, schlief oft am Tage ein, war im höchsten Maße nervenschwach und konnte vor Zittern in den Händen nur mit größter Mühe schreiben. Das Gehör auf dem rechten Ohr verlor er gänzlich. In dieser schweren Zeit fand er in dem ihm aus seiner Studienzeit in Göttingen bekannten Hofrat Thiersch und in dessen Gattin, sowie in dem ihn behandelnden Münchner Arzt Grossi hilfreiche Freunde. Noch nach Jahren war er den Genannten dafür dankbar. Über die Art der Krankheit Schopenhauers in dieser Periode sind die Ansichten der Forscher geteilt. Der namentlich

von Iwan Bloch vertretenen Behauptung, der Philosoph habe damals schwer an Syphilis gelitten — in seinem Nachlaß gefundene ärztliche Verordnungen machten eine solche Vermutung wahrscheinlich — ist neuerdings von ebenfalls fachmännischer Seite entschieden widersprochen worden. Vom 25. Mai bis 20. Juni 1824 weilte Schopenhauer zur Kur in Gastein, und er fühlte sich darauf wunderbar gekräftigt. Am 27. Juni verließ er München und reiste über Stuttgart und Heidelberg nach Mannheim. Hier verweilte er bis Ende August. An seine Schwester Adele, die durch Osann eine Annäherung an den Bruder gesucht hatte, schrieb er von dieser Stadt aus. Die Schwester weilte mit der Mutter, die einen schlagartigen Anfall erlitten hatte, zur Kur in Wiesbaden. Die Geschwister planten auch eine persönliche Zusammenkunft in Frankfurt a. M., doch ist eine solche nicht zustande gekommen, und die beiderseitige Korrespondenz stockte dann erneut auf Jahre.

Schopenhauer nahm nunmehr seinen Aufenthalt abermals in Dresden, und hier trat er zu Ludwig Tieck, dessen Werke er schon als Jüngling mit großem Interesse gelesen hatte, in nähere persönliche Beziehung. Bald aber überwarf er sich mit ihm, und zwar, wie Holtei berichtet, bei Gelegenheit einer Erörterung über philosophische Systeme. Die Diskussion kam auf Jakobi und auf das religiöse Gebiet, und als Tieck da von Gott als einer gewissermaßen feststehenden Tatsache gesprochen habe, sei Schopenhauer, „wie von einer Tarantel gestochen", aufgesprungen, habe gerufen: „Was, Sie brauchen einen Gott?!" und sei fortgestürmt. Seitdem hörte jeder Verkehr zwischen Tieck und Schopenhauer auf.

Eine große Freude bereitete es dem Philosophen in dieser Zeit, daß kein Geringerer als Jean Paul der „Welt als Wille und Vorstellung" eine sehr empfehlende Besprechung zuteil werden ließ. Auf den buchhändlerischen Erfolg des Werkes hatte freilich auch diese günstige Kritik keinen Einfluß.

Schopenhauer gab schließlich den Plan, dauernd in Dresden zu bleiben, wieder auf und kehrte nach Berlin zurück. Im Wintersemester 1826/27 kündigte er zum ersten Male wieder eine Vorlesung an, und zwar abermals für die Stunden, in denen auch Hegel las. Dasselbe geschah, wie erwähnt, regelmäßig bis einschließlich des Wintersemesters 1831/32.

Dem Gedanken, sein Heil an einer anderen Hochschule zu versuchen, trat er zweimal näher, doch blieb es bei einer bloßen Anfrage seinerseits im September 1827 bei Thiersch wegen Würzburgs und im März 1828 bei einer ähnlichen Erkundigung wegen Heidelbergs bei dem Dekan der dortigen philosophischen Fakultät, Friedrich Creuzer. Die Antworten beider Gelehrten lauteten sehr ungünstig.

Aus der von Gwinner (Biogr. Schop. 2. Aufl. S. 338 f.; 3. Aufl. S. 209) mitgeteilten Erwiderung Creuzers geht hervor, daß dieser es überhaupt ablehnte, etwas für Schopenhauer in der Angelegenheit bei der Heidelberger Universität oder der badischen Regierung zu tun. Friedrich Thiersch indes hat sich für Schopenhauers Berufung nach Würzburg interessiert und sie zu ermöglichen gesucht. Warum seine Bemühungen völlig erfolglos bleiben mußten, ist Schopenhauer nicht bekannt geworden; die Nachwelt aber ist darüber aufgeklärt. Karl Alexander v. Müller

hat nämlich im Bayrischen Geheimen Staatsarchiv zu München in noch ungeordneten Akten der Bayrischen Gesandtschaft in Berlin authentische Zeugnisse dafür gefunden, welchen Rufes sich der Philosoph damals bei den Behörden und dem Publikum erfreute. Diese Zeugnisse sind als kulturhistorische Dokumente im höchsten Maße interessant, ungemein charakteristisch insbesondere als Beiträge zur deutschen Gelehrtengeschichte. In dem ersten Aktenstück läßt das bayrische Staatsministerium des Kgl. Hauses und des Äußeren „auf allerhöchsten Befehl" bei der Berliner Gesandtschaft Erkundigungen einziehen über „Schopenhauers wissenschaftliche Bildung, Lehrfähigkeit, Charakter und sonstige Verhältnisse". Der Bescheid des Gesandten, Grafen von Luxburg, lautete nach dem eigenhändigen Konzept desselben vom 3. April 1828 wörtlich folgendermaßen: „Der hier privatisirende Gelehrte Dr. Schoppenhauer, Sohn eines Bürgermeisters und ehemals sehr reichen Banquiers von Danzig und der bekannten in Weimar lebenden Schriftstellerin dieses Namens, hat keinen Ruf irgend einer Art, weder als Schriftsteller, noch als Lehrer. Er soll hier in einen unangenehmen Prozeß verwickelt seyn (mit der Näherin Luise Marquet, von 1821 bis 1827), was seinen Wunsch einer Versetzung allerdings hinreichend begründet. Ich begnüge mich im Allgemeinen zu der alleruntertänigsten Bemerkung, daß an besagtem Schoppenhauer, der sich früher einige Jahre in Dresden herumtrieb und dessen Äußeres mir als wenig anziehend wohl bekannt ist, für die Universität zu Würzburg kein großer Gewinn entstehen dürfte, ich ihn folglich dazu nicht begutachten kann."

Daß keine Regierung nach einer solchen ungünstigen Auskunft ihres obersten Vertreters daran denken konnte, dem so abfällig Beurteilten ein akademisches Lehramt anzuvertrauen, ist ohne weiteres klar. Selbst der große Einfluß des dem Bewerber günstig gesinnten Thiersch vermochte demgegenüber nichts auszurichten.

Schopenhauers Leben verlief auch fortan ganz in der bisherigen ruhigen Weise. Im Jahre 1825 begann er mit dem Studium der spanischen Sprache, um namentlich den Calderon und den Don Quixote im Original lesen zu können. Bald brachte er es mit diesem neuen Sprachstudium so weit, daß er an die Übersetzung eines ihm ebenfalls sehr sympathischen spanischen Werkes, des „Criticon" von Balthasar Gracian, herantreten konnte. Vergebens aber bot er, unter Beilegung eines Teiles dieser Übersetzung, das Werk dem Brockhausschen Verlage an. Er hat das Buch dann später in Frankfurt endgültig für den Druck hergestellt und wandte sich wegen des Verlages an den Hofrat Keil in Leipzig. Es kam indes, wie hier gleich bemerkt sei, nicht zur Herausgabe, da Schopenhauer zu scharfe Bedingungen stellte. Nach sieben Jahren verlangte der Autor das Manuskript zurück, und es ist erst nach dem Tode Schopenhauers von Frauenstädt herausgegeben worden, und neuerdings in textkritischer Bearbeitung, mit Einleitung und Erläuterungen durch Eduard Grisebach als I. Band von „Schopenhauers Handschriftlichem Nachlaß" („Gracians Handorakel", Univ.-Bibl. 2771/72).

Schopenhauer wohnte bis 1829 in Berlin auf der Dorotheenstraße Nr. 30 und später auf der Behrenstraße Nr. 70. Zu Mittag aß er regelmäßig im „Russischen Hof" am Schinkelplatz. Einen schweren

Verlust erlitt der Philosoph im Jahre 1826, indem er sich durch den Baron von Lowtzow dazu verleiten ließ, einen Teil seines Vermögens in auswärtigen Staatspapieren anzulegen, die bald darauf schlecht wurden. Schopenhauer scheint mit dem Baron an der Mittagstafel im „Russischen Hof" bekannt geworden zu sein, und bald verknüpfte beide ein aufrichtiges Freundschaftsverhältnis. Noch nach dreißig Jahren, als er die Kunde vom Tode des Barons erfuhr, gedachte Schopenhauer mit Betrübnis seines Kapitalverlustes, und zugleich gab er ein interessantes Charakterbild des alten Freundes, der lustig gelebt hatte und im Elend gestorben war. „Leid tut er mir sehr, und ich werde ihn nie vergessen. Er war der treueste, aufrichtigste Freund, den ich je gehabt habe, und überhaupt ein sehr guter Mensch," so lauten des Philosophen eigene Worte. (Vgl. Grisebach, „Schop. Briefe" S. 400f.)

Außer mit den früher schon genannten Berliner Professoren unterhielt Schopenhauer mit Alexander v. Humboldt und mit Adalbert v. Chamisso in diesen Jahren gute Beziehungen, ebenso mit dem Berliner Mesmerianer Christian Wolfart. Dieser führte ihn in das Studium des animalischen Magnetismus ein und gab ihm Gelegenheit, in den Schlafsälen der Somnambulen auf der von ihm geleiteten Station praktische Beobachtungen auf dem vielumstrittenen Gebiet der Hypnose, der Gedankenübertragung, des Fernsehens usw. zu machen. Schopenhauer war, wie gleich hier bemerkt sei, ein überzeugter Anhänger des Spiritismus, des Tischrückens, des „zweiten Gesichts" usw., hat später in Frankfurt den Sitzungen des Magnetiseurs Regazzoni, den Experimenten des Hypnotiseurs Brunet de Balan beigewohnt und sein linkes

Ohr von diesem magnetisch gegen die zunehmende Taubheit behandeln lassen — freilich ohne Erfolg. Für Regazzoni nahm er sogar in einer sehr geharnischten öffentlichen Erklärung gegen die Mehrzahl der Frankfurter Ärzte Partei. Hierher gehören auch des Philosophen geistvolle Abhandlungen über die „Anscheinende Absichtlichkeit im Schicksal des Einzelnen" und der „Versuch über das Geistersehen". Diese Schriften hängen aufs engste mit der Willensmethaphysik zusammen, die in Schopenhauers System eine so bedeutsame Rolle spielt. Auch im IV. Band des Nachlasses finden sich eine große Anzahl bemerkenswerter Auslassungen des Pessimisten über Mystik und Magie, über sympathetische Kuren und Träume. Besonders wichtig ist dort § 194 mit folgendem Wortlaut: „Und um der Wahrheit in jeder Gestalt und bis an den Tod zu dienen, schreibe ich auf, daß ich in der Neujahrsnacht zwischen 1830 und 1831 folgenden Traum gehabt, der auf meinen Tod in gegenwärtigem Jahre deutet. — Von meinem 6ten bis zu meinem 10ten Jahre hatte ich einen Busenfreund und steten Spielkameraden ganz gleichen Alters, der hieß Gottfried Jänisch, und starb, als ich, in meinem 10ten Jahr, in Frankreich war. In den letzten 30 Jahren habe ich wohl höchst selten seiner gedacht. — Aber in besagter Nacht kam ich in ein mir unbekanntes Land, eine Gruppe Männer stand auf dem Felde und unter ihnen ein erwachsener schlanker, langer Mann, der mir, ich weiß nicht wie, als eben jener Gottfried Jänisch bekannt gemacht worden war; der bewillkommnete mich." Zur Erläuterung dieser Auslassung bemerkt Schopenhauer in einer Note unter dem Text, dieser Traum habe viel dazu beigetragen, ihn zum Verlassen Berlins

bei Ausbruch der Cholera im Jahre 1831 zu bewegen. Der Traum „mag von hypothetischer Wahrheit, also eine Warnung gewesen sein, d. h. wenn ich geblieben wäre, wäre ich an der Cholera gestorben."

Schopenhauer verließ im August 1831 Berlin und ist dorthin auch nicht wieder zurückgekehrt.

Angebracht erscheint es hier, eines Umstandes zu gedenken, der auch für die Persönlichkeit des Philosophen charakteristisch ist: nämlich der Tatsache, daß Schopenhauer während der letzten Jahre seines Aufenthaltes in Berlin ernstlich mit dem Gedanken an eine eheliche Verbindung umgegangen war. Zärtliche Beziehungen fesselten ihn an ein Fräulein Medon, die der Berliner Hofbühne angehörte. Näheres über die Dame ist bis jetzt nicht ermittelt worden; es scheint, als wenn Schopenhauer die Briefe, die er von ihr empfangen, vernichtet hat. Für die Stärke seiner Neigung zu ihr spricht es wohl, daß er ihrer nach dreißig Jahren mit einem bedeutenden Legat gedacht hat.

Übersiedlung Schopenhauers von Berlin nach Frankfurt a. M. — Vorübergehender Aufenthalt in Mannheim. — Rückkehr nach Frankfurt. — Vorschläge für ein Goethe-Denkmal in Frankfurt a. M. — Tod der Mutter und der Schwester des Philosophen. — Schopenhauer und Richard Wagner.

Schopenhauer war dreiundvierzig Jahre alt, als er in Frankfurt Wohnung nahm. Für die Wahl dieses Ortes war in erster Linie der Umstand ausschlaggebend, daß die Stadt für „cholerafest" galt; außerdem war für den Philosophen die Tatsache mitbestimmend, daß er sich hier an der Geburtsstätte des von ihm so hoch verehrten Goethe befand, und schließlich mochte er auch glauben, die republikanische Verfassung dieses Gemeinwesens, die derjenigen seiner Vaterstadt Danzig sehr ähnlich war, ein gewisser internationaler Zug, der über der bedeutenden Handelsmetropole lag, würden es ihm ermöglichen, unbehelligt von behördlichen Schikanen ganz freier Forschung zu leben. In diesen Erwartungen sah er sich auch nicht getäuscht: Im großen und ganzen hat man Schopenhauer an seinem neuen Wohnort ungestört das Dasein eines Privatgelehrten führen lassen, abgesehen von einigen Angriffen der Geistlichkeit in späteren Jahren gegen seine Person, als er in seinen Schriften begeistert für den Buddhismus eintrat, und abgesehen von dem Konflikt, in den ihn seine Parteinahme für den Spiritismus, das Tischrücken usw. mit den Frankfurter Ärzten brachte. (Vgl. S. 183).

Er selbst berichtet in seinem Nachlaß, er habe gleich nach seiner Ankunft in Frankfurt „eine vollkommen deutliche Geistererscheinung" gehabt; es wären seine Eltern gewesen, und zwar habe der bekanntlich vor langen Jahren schon gestorbene Vater ein Licht in der Hand gehalten. Der Philosoph deutete diese Erscheinung dahin, daß er die damals noch lebende Mutter überleben werde.

Während der ersten Monate seines Frankfurter Aufenthaltes erkrankte er wieder schwer, fand aber trotzdem Zeit, die oben erwähnte Übersetzung des Balthasar Gracian zu vollenden. Außerdem knüpfte er den Briefwechsel mit seiner Schwester Adele wieder

an. Diese hatte mit der Mutter, nachdem sich die Vermögensverhältnisse beider verschlechtert hatten, im Juli 1829 Weimar verlassen. Beide Frauen lebten ganz in der Nähe Schopenhauers, und zwar während des Sommers in Unkel bei Bonn, im Winter in letzterer Stadt selbst. Die Schwester antwortete dem Bruder ausführlich und in sehr liebevoller Weise, schilderte ihre veränderten Vermögensverhältnisse, kam darauf zu sprechen, daß mit dem Tode Goethes und der herzoglichen Familie, sowie nach dem Wegzug vieler Freunde ihnen der Aufenthalt in Weimar nicht mehr behagt habe; auch das Klima dort sei der Mutter nicht zuträglich gewesen. Zugleich teilte sie dem Bruder mit, daß sie an einer Frau Sibylle Mertens-Schaafhausen eine treue Freundin gefunden habe.

Der Bruder ermächtigte die Schwester darauf, der Mutter Mitteilung von der Wiederaufnahme ihrer beiderseitigen Korrespondenz zu machen. Als dann noch ein geschäftlicher Anlaß hinzukam, — der Verwalter der Schopenhauerschen Grundstücke in Ohra bei Danzig war mit Hinterlassung eines Kassendefizits gestorben — da schrieb Schopenhauer nach einem Zeitraum von 18 Jahren zum ersten Male wieder an die Mutter. Sie erwiderte ihm in versöhnlichem Tone, und der Briefwechsel zwischen ihnen nahm auch in den folgenden Jahren einen allerdings nicht regen Fortgang.

Vermutlich in der Annahme, daß seiner Gesundheit der Aufenthalt in Mannheim besser bekommen würde, entschloß sich Schopenhauer nach einigen Monaten, in jene Stadt, in der es ihm seinerzeit sehr gut gefallen hatte, überzusiedeln.

Auf dem Deckel eines alten Rechnungsbuches findet sich von Schopenhauers Hand nachstehende vergleichende Darstellung der Licht- und Schattenseiten beider Städte. Die eingeklammerten Bemerkungen stammen, dem Inhalt und dem Schriftcharakter nach, aus späterer Zeit:

Frankfurt.

Gesundes Klima.
Schöne Gegend.
Annehmlichkeiten großer Städte.
Abwechslung großer Städte.
Besseres Lesezimmer.
Das Naturhistorische Museum.
Besseres Schauspiel, Oper und Konzerte.
Mehr Engländer.
Bessere Kaffeehäuser.
Kein schlechtes Wasser.
Die Senckenbergische Bibliothek.
Keine Ueberschwemmungen.
Weniger beobachtet.
Die Freundlichkeit des Platzes und seiner ganzen Umgebung.
Du bist uneingeschränkter und weniger mit Gesellschaft behelligt, die der Zufall, nicht deine Wahl dir gibt, und hast die Freiheit, dir mißliebigen Umgang abzuschneiden und zu meiden.
Ein geschickter Zahnarzt und weniger schlechte Aerzte.
Keine so unerträgliche Hitze im Sommer.
Das Physikalische Kabinet.

Mannheim.

Günstige Witterungsverhältnisse (unerträgliche Hitze).
Stille und kein Gedräng (Gedräng im Theater und bei Tisch).
Mehr respektiert.

Besserer Buchhändler für ausländische Literatur.
Die Harmonie und ihre Bibliothek.
Die Heidelberger Bibliothek.
Ein wahrhaft geselliger Verein.
Bessere Bäder im Sommer.
Große Ersparnis an Büchern.
Weniger Diebsgefahr.
In späteren Jahren ein Diener zu halten.
Nichts ist vielbegehrt (das Theater).
Ein besserer Tisch für spätere Jahre.
Ein sehr gutes Lokal zum Abendessen.

Von verschiedenen Seiten hat man auf Grund dieser systematischen Gegenüberstellung an sich doch nur äußerlicher Umstände und auch in Anbetracht so mancher sonstiger Erwägungen Schopenhauers darüber, wie sich sein Leben möglichst angenehm gestalten ließe, den Vorwurf erhoben, es sei ihm mit seinen pessimistischen Darlegungen gar nicht Ernst gewesen; er habe das Dasein eines Epikuräers geführt und nur mehr oder weniger geistreich als Zyniker über die kleinen und großen Widerwärtigkeiten der menschlichen Existenz abfällig geurteilt. Eine solche Auffassung der Persönlichkeit und des Wirkens Schopenhauers ist natürlich ebenso einseitig und unzutreffend, wie das entgegengesetzte Bemühen, aus ihm jenen Idealtypus des Heiligen, des ganz in der Verwirklichung seiner Lehre aufgehenden Reformators auf intellektuellem, ästhetischem und moralischem Gebiete machen zu wollen. Eine solche Erscheinung ist Schopenhauer weder in der ersten mehr aktiven, noch in der zweiten kontemplativen Hälfte seines Lebens gewesen. Die oben wiedergegebene Zusammenstellung wird bei jener ersten Auffassung übrigens wohl zu schwer gewürdigt; für

die Öffentlichkeit war sie ja nicht bestimmt, sondern sozusagen nur ein fixiertes Selbstgespräch Schopenhauers, dem es eben nicht gleichgültig war, auf welchem Schauplatz er seine individuelle Existenz unter tunlichster Schonung seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen und unter möglichster Vermeidung störender Zufälligkeiten zu verbringen sich genötigt sah. Der erfahrene Lebenspraktiker, der Sprößling aus gutem Hause, der „viele Menschen und Länder" gesehen, und zugleich der nüchtern in die Wirklichkeit blickende Philosoph, dem selbst das kaufmännische Rechnungswesen nicht fremd war — diese verschiedenartigen Faktoren vereinigten sich auch in dem vorliegenden Falle, und aus dem merkwürdigen Konglomerat heraus muß eben auch die zunächst etwas befremdlich anmutende obige Zusammenstellung betrachtet werden.

In Mannheim trat er der „Harmoniegesellschaft" bei und war anfänglich mit den Verhältnissen in jener Stadt sehr zufrieden. Seine Manuskripte und Bücher ließ er sich von seinem Freunde Lowtzow aus Berlin an seinen neuen Aufenthaltsort nachsenden. Lowtzow war übrigens herzlich froh, die Sachen loszuwerden, denn der mißtrauische Philosoph hatte ihn wiederholt auf das eindringlichste ermahnt, sorgfältig über sein Eigentum zu wachen und besonders darauf zu achten, daß ja niemand daran käme und etwa Titel oder Gedanken daraus entwende.

Ein förmliches Entlassungsgesuch scheint Schopenhauer bei der Universität Berlin nicht eingereicht zu haben. Tatsächlich hatte er ja, wie erwähnt, schon seit Jahren aufgehört, Vorlesungen zu halten. Er kehrte der akademischen Laufbahn, in der ihm der

Erfolg versagt geblieben war, in seiner Verbitterung einfach den Rücken. Vielleicht aber wäre es ihm gerade damals doch noch beschieden gewesen, dort festen Fuß zu fassen, denn sein Hauptwidersacher, Hegel, starb am 14. November 1831 an der Cholera. Sein Konkurrent Beneke war hartnäckiger als er: jener bewarb sich um eine freigewordene außerordentliche Professur und erhielt sie auch (vgl. S. 167 Anm.), während Schopenhauer, wie gesagt, keinerlei Anstalten gemacht hatte, in die Lücke einzutreten.

Nach Jahresfrist kehrte Schopenhauer nach Frankfurt zurück, und zwar bezog er dieselbe Wohnung wieder, die er schon bei seinem ersten Verweilen dort innegehabt hatte — Schlesingergasse Nr. 32 (heute Nr. 16). Im Jahre 1836 zog er nach dem Schneidewall Nr. 10 parterre (jetzt Untermainkai Nr. 2). Bis zu seinem zweiundfünfzigsten Jahre hat der Philosoph stets „möbliert" gewohnt; dann aber schaffte er sich eigene Möbel an und richtete sich seine Wohnung bequem, aber keineswegs luxuriös ein. Im April 1840 zog er nach der Neuen Mainzer Straße Litt. I, III a (jetzt Nr. 16), und zwar wiederum parterre. Vom 2. März 1843 an wohnte er an der den Main entlang gehenden Straße „Schöne Aussicht" Nr. 17, und natürlich ebenfalls im Erdgeschoß. Gwinner hat angegeben, die Besorgnis vor den Gefahren einer Feuersbrunst habe den Philosophen veranlaßt, sein Domizil möglichst nahe dem Erdboden aufzuschlagen. Wer die unzureichenden Feuerlöscheinrichtungen jener Zeit kennt, wird diese Ansicht für durchaus begründet halten; dazu kommt noch die den einsamen Denker auch in späteren Jahren häufig aufsuchende allgemeine Angststimmung. In seinen kleineren Schriften und in

seinen Briefen finden sich hierüber zahlreiche Bemerkungen. Besonders interessant ist die längere Auslassung S. 186 f. in den überhaupt an persönlichen Momenten reichen „Aphorismen zur Lebensweisheit". Dort erklärt er, der Charakter der ersten Lebenshälfte sei „unbefriedigte Sehnsucht nach Glück"; der der zweiten „Besorgnis vor Unglück". In einer Anmerkung führt er diesen Gedanken weiter aus: „Im Alter versteht man besser, die Unglücksfälle zu verhüten; in der Jugend, sie zu ertragen." In der Jugend denke man, „in der Welt sei Wunder was für Glück und Genuß anzutreffen"; im Alter dagegen wisse man, „daß da nichts zu holen ist;" man genieße daher eine erträgliche Gegenwart und könne sogar an Kleinigkeiten Freude haben. „Wenn in meinen Jünglingsjahren es an meiner Tür schellte, wurde ich vergnügt: denn ich dachte, nun käme es. Aber in späteren Jahren hatte meine Empfindung, bei demselben Anlaß, etwas dem Schrecken Verwandtes: ich dachte: „da kommt's". — A. a. O. S. 188 meint er weiter, offenbar auch hier wieder aus eigener Erfahrung schöpfend: „jeder irgend vorzügliche Mensch, jeder, der nur nicht zu den von der Natur so traurig dotirten $^5/_6$ der Menschheit gehört, wird, nach dem vierzigsten Jahre, von einem gewissen Anflnge von Misanthropie schwerlich frei bleiben." In der zweiten Hälfte des Lebens beginne die Lebenskraft zu ebben, der Lebensmut zu sinken; der Gedanke an den Tod gewinne immer mehr an Deutlichkeit. Und im späteren Alter errege jeder verlebte Tag eine Empfindung, welche der verwandt sei, die bei jedem Schritt ein zum Hochgericht geführter Delinquent habe. Feinfühlenden Personen errege besonders jedes neue Gesicht

„meistens eine dem Schreck verwandte Empfindung", indem es in neuer und überraschender Kombination das Unerfreuliche darbiete. Einzelne gäbe es sogar, auf deren Gesicht eine „so naive Gemeinheit und Niedrigkeit der Sinnesart, dazu so tierische Beschränktheit des Verstandes ausgeprägt ist, daß man sich wundert, wie sie nur mit einem solchen Gesichte ausgehn mögen und nicht lieber eine Maske tragen." Ja, es gäbe Gesichter, „durch deren bloßen Anblick man sich verunreinigt fühlt". Man könne es daher solchen, „denen ihre bevorzugte Lage es gestattet", nicht verdenken, wenn sie sich zurückzögen und die Gelegenheit, neue Gesichter zu sehen, sorgfältig vermieden.

Durch solche Betrachtungen, zu denen sich noch zahlreiche andere Belegstellen aus seinen Werken anführen ließen, suchte Schopenhauer offenbar vor sich selbst seine übertriebene Menschenscheu, die ihn zeitweilig befallende, in seiner Konstitution begründete Besorgnis vor allem, selbst dem oberflächlichsten Verkehr mit der Außenwelt theoretisch zu rechtfertigen. Diese krankhafte Angstdisposition ging nach den Mitteilungen seines Biographen so weit, daß er, wenn in der Nacht Lärm entstand, vom Bette auffuhr und nach Degen und Pistolen griff. Letztere habe er stets geladen neben seinem Bett hängen gehabt. Seine Furcht vor Dieben habe ihn dazu geführt, die Zinsabschnitte seiner Wertpapiere in alten Briefen und Notenheften aufzubewahren, die Originale von Pfandbriefen usw. in Pappkästen mit der Aufschrift: „Ärztliche Rezepte"; schwere Goldstücke verbarg er als Notpfennig unter dem Tintenfaß in seinem Schreibpult. In späteren Jahren wurde er ein eifriger Raucher, und zwar bevorzugte er die Pfeife

vor der Zigarre. (Vgl. S. 216 unf. Darst.) Um vor Ansteckung bewahrt zu bleiben, hätte er die Spitzen und Köpfe seiner Tabakspfeifen nach jedesmaligem Gebrauche unter Verschluß genommen; ferner habe er stets ein ledernes „Schiffchen" bei sich getragen, aus dem er in öffentlichen Lokalen Wasser zu trinken pflegte. Im übrigen aber war Schopenhauer durchaus kein Abstinenzler: mittags und abends trank er regelmäßig zum Essen im „Schwan" und später im „Englischen Hof" seine Flasche Rotwein, und sein Appetit war von jeher sehr groß.

Aus der Feder des bekannten französischen Staatsmannes Foucher de Careil besitzen wir einen höchst interessanten Bericht über das Wesen des Philosophen in dessen Alter: „Als ich Schopenhauer zum ersten Male im Jahre 1839 an der Table d'hôte im ‚Englischen Hofe' zu Frankfurt sah" — so erzählt Careil — „war er bereits ein Greis. Sein blaues, lebhaftes Auge, seine dünne Lippe, welche ein feines, sarkastisches Lächeln umspielte, seine weite, von zwei weißen Haarlocken eingerahmte Stirne drückten der von Geist und Boshaftigkeit sprühenden Physiognomie das Siegel des Adels und der Vornehmheit auf. Seine Kleider, seine Spitzenkrause und weiße Kravatte erinnerten an einen Greis aus dem Ende des Zeitalters Ludwig XV.; seine Manieren waren die eines Mannes aus der guten Gesellschaft. Sehr zurückhaltend und von einem oft bis zum Mißtrauen gehenden Naturell, verkehrte er bloß mit seinen intimsten Freunden oder den Frankfurt besuchenden Fremden. Seine Bewegungen erreichten in der Konversation oft eine außerordentliche Lebhaftigkeit. Er haßte die eitlen Wortgefechte, dafür aber wußte er

um so mehr den Reiz eines gründlichen und geistvollen Gespräches zu würdigen. Er beherrschte und sprach mit gleicher Fertigkeit vier Sprachen: das Französische, Englische, Deutsche, Italienische und so ziemlich auch das Spanische. Wenn er sprach, verbrämte er den etwas rauhen deutschen Kanevas mit seinen glänzenden lateinischen, griechischen, französischen, englischen und italienischen Arabesken. Sein Gespräch sprudelte nur so von witzigen Einfällen, Citaten und interessanten Details und ließ die Stunden vergessen; manchmal lauschten ihm seine intimen Freunde bis Mitternacht, ohne daß sie ein Augenblick der Müdigkeit überkam oder das Feuer seines Blickes erlosch. Seine ausdrucksvollen Worte fesselten die Zuhörer, sie malten und analysierten zugleich; ein Hauch von Empfindsamkeit vermehrte noch das Feuer seiner Beredsamkeit. Vor allem zeichnete sich sein Gespräch durch eine seltene Klarheit aus. Ein Deutscher, der viel in Abessynien gereist war, war ganz erstaunt, als ihm Schopenhauer die verschiedenen Krokodilarten so detailliert geschildert hatte, daß er anfangs glaubte, es mit einem alten Reisegefährten zu tun zu haben.

Glücklich diejenigen, denen es gegönnt war, diesen letzten der Kauseure aus dem Zeitalter des vorigen Jahrhunders zu hören! Er war in dieser Hinsicht ein Zeitgenosse Voltaires, Diderots und Chamforts."

Im sechsten Kapitel der „Aphorismen zur Lebensweisheit" macht Schopenhauer die feinsinnige psychologische Bemerkung, er habe gefunden, „daß der Charakter fast jedes Menschen Einem Lebensalter vorzugsweise angemessen zu sein scheint; so daß er in diesem sich vorteilhafter ausnimmt. Einige sind liebenswürdige Jünglinge, und dann ist's vorbei; andere kräftige, tätige Männer, denen das Alter allen Wert raubt; manche stellen sich am vorteilhaftesten im Alter dar, als wo sie milder, weil erfahrener und gelassener sind.... Die Sache muß darauf beruhen, daß der Charakter selbst etwas Jugendliches, Männliches, oder Altliches an sich hat, womit das jedesmalige Lebensalter übereinstimmt oder als Korrektiv entgegenwirkt."

Von den hier entwickelten Gesichtspunkten aus, die aufs deutlichste subjektiven Charakter tragen, läßt sich nur sagen, daß das ursprünglichste, eigenste Wesen des Philosophen erst in den Jahren seines Frankfurter Aufenthaltes zum vollen Ausdruck gekommen ist.

Unverkennbar gewährt die zweite Lebenshälfte Schopenhauers einen anderen, befriedigenderen Anblick als die erste. Die Stürme der Leidenschaften, namentlich der „Eros", sind allmählich zur Ruhe gekommen, und mit dem zunehmenden Alter entwickelte sich Schopenhauer immer mehr zum Weltweisen, zum abgeklärten, ruhigen Beobachter alles Geschehens.

Will man eine Vorstellung von dem allmählichen Wandlungsprozeß im ganzen Wesen Schopenhauers seit Beginn seines Frankfurter Aufenthaltes gewinnen, so lese man die am subjektivsten gefärbten Ausführungen des Pessimisten über den „Unterschied der Lebensalter" in den „Parergis und Paralipomenis". Aus diesen Darlegungen, die zum Reifsten und Besten gehören, was Schopenhauer geschrieben, sieht überall die Physiognomie des welterfahrenen, unbestechlichen, tiefgründigen Gelehrten und geistreichen Plauderers hervor. Vom Standpunkt des „Eudämonismus" aus geschrieben, unverkennbar beeinflußt von Chamfort und Lawrence Sterne, zeigt dieses Kapitel, sowie der

ganze Abschnitt der „Paränesen und Maximen", ein wahres Brillantfeuerwerk von geistreichen Aussprüchen und scharfen Beobachtungen; es ist alles mitten aus dem Leben heraus geschöpft und für das Leben selbst berechnet, dabei persönlich gefärbt, individuell gehalten und nicht selten von erschütterndem Ernst, noch häufiger freilich von köstlichem Humor. In diesen Ausführungen haben wir gewissermaßen einen Ersatz für die uns fehlende genauere Kenntnis seines inneren und äußeren Lebens während der ersten beiden Jahrzehnte seines Frankfurter Aufenthaltes; weiteres Material oft intimster Art liefert das schon mehrmals erwähnte, höchst wertvolle Manuskript „*εἰς ἑαυτόν*".

Die kaustische, sarkastische Stimmung gewann häufig bei ihm auch persönlich die Oberhand, namentlich wenn es galt, sich mit den Unzuträglichkeiten und Unbequemlichkeiten des täglichen Lebens abzufinden. Nicht selten konnte er Neugierigen und sonstigen unberufenen Elementen gegenüber, die sich ihm in den letzten Jahren besonders aufdrängten, von einer geradezu verblüffenden Grobheit werden, und wenn er vollends auf die „Philosophieprofessoren" zu sprechen kam, so lief ihm stets die Galle über — im allgemeinen aber genoß er mit einer beinahe epikuräischen Bonhommie die kaleidoskopartig an seinem Auge vorüberziehenden Tragikomödien des Lebens. Seine zunehmende Taubheit, die er oft bitter beklagte — er sah sich zuletzt gezwungen, im Theater nur Possen, „wo laut gesprochen wurde", und Opern zu besuchen — hielt ihm so manche Zudringlichkeit vom Leibe; oft auch half er sich durch absichtliches Schweigen lästigen Anzapfungen gegenüber, und wen dann sein wunderbar klarer, durchdringender Blick traf, wen er

voll stiller Verachtung und kühler Abweisung von oben bis unten maß, der wagte es wohl nicht ein zweites Mal, dem Sonderling zu nahe zu kommen. Als die Schriftstellerin Amely Bölte — übrigens eine zu ihrer Zeit vielgelesene Dame — sich ihm im „Englischen Hof" zu nähern suchte, offenbar um die Bekanntschaft mit ihm dann literarisch zu verwerten, da wies er alle ihre Liebenswürdigkeit in schroffster Weise zurück. Schriftstellerinnen waren ihm eben — wohl noch in Erinnerung an den Salon seiner Mutter in Weimar — aus tiefster Seele zuwider, und die Autorin „rächte" sich darauf durch eine sehr abfällige Beurteilung seiner Person in einem Unterhaltungsblatte. Schopenhauer kommt in mehreren Briefen an seine Anhänger auf diesen Zwischenfall zurück und gibt seinem Verdacht darüber unverhohlen Ausdruck, daß es jene von vornherein darauf abgesehen hatte, aus den Interviews mit ihm das Kapital zur Bezahlung ihrer Hotelrechnung herauszuschlagen. Auch für die schriftstellerischen Leistungen seiner Schwester hatte Schopenhauer kein Wort der Anerkennung; ja, er geht selbst auf die von ihr berührten literarischen Themata, obwohl Adele sich als sehr belesene, gewandte Autorin zeigte, mit keiner Silbe ein. Über alle solche mehr oder minder dilettantenhaften Versuche fühlte er sich weit erhaben. In seiner Unterhaltungslektüre beschränkte er sich auf die eigentlichen Romane von Weltruf, unter anderem auf den „Gil Blas" und den „Hinkenden Teufel" von Lesage, auf Goethes „Wilhelm Meister", den er besonders hochschätzte, auf „Tristram Shandy" von Lawrence Sterne, auf den „Don Quixote" von Cervantes und Manzonis „Verlobte", die er beide wiederholt im Original gelesen

hat. Außerdem kannte er neben zahlreichen Tragödien Victor Hugos auch dessen „Notre Dame de Paris", den „Grafen von Monte-Christo" von Dumas, den „Ewigen Juden" von Sue, und dessen „Geheimnisse von Paris." Aus der älteren französischen Literatur interessierten ihn namentlich die Novellen und Romane von Voltaire, der Erziehungsroman „Emile" von Rousseau; aus der älteren englischen Swift und Fielding. Gegen das übertriebene Romanlesen und die vorwiegend schöngeistige Beschäftigung der Jugend hat er sich häufig mit aller Entschiedenheit ausgesprochen — er mochte dabei wohl den schädlichen Einfluß solcher Lektüre aus seinen eigenen Jünglingsjahren im Auge haben.

Daß er die „Times" und auch große französische Blätter regelmäßig las, haben wir bereits früher erwähnt. Er gehörte zu den eifrigsten Besuchern des Lesesaales der Frankfurter Kasino-Gesellschaft, deren Mitglied er sofort nach seiner Übersiedelung nach der Mainstadt geworden war. Als einmal der Antrag gestellt wurde, ein literarisches Fachblatt abzuschaffen, stimmte er energisch dagegen, da er es regelmäßig läse. Später trat er auch der Lesegesellschaft „Bürgerverein" bei. Die Sammlungen der „Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft" und das Kabinett des „Physikalischen Vereins" boten ihm reiche Gelegenheit, sich über die Fortschritte der empirischen Wissenschaften zu unterrichten. Andauernd brachte er überhaupt allen Vorgängen und Entdeckungen auf physiologischem, zoologischem und botanischem Gebiete reges Interesse entgegen. Köstlich ist unter anderem die Schilderung, wie er zum ersten Male einen Orang-Utan sah. Er hebt die Menschenähnlichkeit des

Affen hervor und gibt seiner Freude darüber Ausdruck, daß ihn der Orang-Utan — umarmt habe.

Hierher gehört auch Schopenhauers Zuneigung zu Pferden und Hunden. Er hielt sich regelmäßig einen Pudel, den er „Atma" benannte, der ihn auf allen seinen Spaziergängen begleitete, und den er nach dessen Ableben sofort durch einen neuen ersetzte. Bilder der verschiedenen Pudel — schwarze, weiße und braune — schmückten die Wände seines Arbeitszimmers. Gegenüber der Schlechtigkeit der Menschen pries er die Anhänglichkeit der Hunde, deren treuen Blick und Intelligenz. In seinem Testament bestimmte er sogar ein Kapital von dreihundert Gulden für die Verpflegung seines Hundes. Dieses Geld sollte zuerst seiner alten Haushälterin Margarethe Schnepp angeboten werden. Wenn diese das Tier nicht an sich nehmen wolle und es auch mehrere namhaft gemachte Freunde des Erblassers ablehnten, für den Pudel zu sorgen, dann solle das Geld „irgend einem Ehrenmanne" zufallen, „der mein Andenken ehrt und meinen Hund zu sich nehmen will." Tatsächlich hat Schopenhauers letzter Pudel an Margarethe Schnepp eine treue Pflegerin gefunden. Sie zog mit ihm nach ihrem Geburtsort Heidelberg und verzehrte dort die ihr von dem Philosophen wegen „ihrer langen und treuen Dienste" ausgesetzte jährliche Leibrente von dreihundertfünfzehn Talern. Als mehrere Jahre nach Schopenhauers Tod der mit ihm befreundet gewesene Stadtrat Beck aus Frankfurt nach Heidelberg kam, lief ihm plötzlich aus einer Seitengasse ein alter Pudel nach, sprang an ihm in die Höhe und wußte sich vor Freude nicht zu lassen. Bald erschien auch die greise ehemalige Haushälterin, begrüßte den Stadtrat und sagte: „Sehen Sie

nur das Vergnügen von dem Tier! Der kennt Sie noch.“ Dann erging sie sich in beweglichen Klagen darüber, wie einsam sie sich nach dem Tode Schopenhauers fühle, und weinte im Andenken an ihren „guten Herrn“. Leicht hatte sie es bei seinen Lebzeiten übrigens nicht gehabt. Sie wußte sich aber in seine Launen und die Heftigkeit seines Charakters zu fügen und erklärte einmal demselben Stadtrat Beck, Schopenhauer schreie sie wohl manchmal fürchterlich an, aber er meine es nicht böse.

Auch sonst finden sich namentlich aus dem zweiten und dritten Jahrzehnt des Aufenthaltes Schopenhauers in Frankfurt so mancherlei Mitteilungen von Persönlichkeiten, die mit dem Philosophen häufig oder vorübergehend in Berührung gekommen sind. Zweifellos gehörte der Pessimist zu den Originalen der Stadt Frankfurt. Er war eine der markantesten und interessantesten Erscheinungen im Rahmen des republikanischen Gemeinwesens: reich, völlig unabhängig, ohne Ehrgeiz nach kommunalen Ämtern, beinahe überall zu finden, wo es etwas zu schauen oder zu hören gab, und dabei sich doch nie mit dem Volke gemein machend, sondern stets von vornehmer Reserviertheit, im Kreise ihm zusagender Männer gesprächig, witzig und geistreich, im allgemeinen aber verschlossen, zynisch und nicht selten, wie erwähnt, unbefugter Neugier gegenüber von schreckenerregender Grobheit.

Für die Schärfe und Aufrichtigkeit der Selbstbeobachtung Schopenhauers, namentlich aber auch für das Bewußtsein seines inneren Wertes ist besonders nachfolgendes Bekenntnis bedeutsam: „Schon in früher Jugend habe ich an mir bemerkt, daß, während ich alle Anderen nach äußeren Gütern streben sah, ich

mich nicht darauf zu richten hätte, weil ich einen Schatz in mir trug, der unendlich mehr Werth hatte als alle äußeren Güter, und daß es nur darauf ankäme, diesen Schatz zu heben, wozu geistige Ausbildung und volle Muße, mithin Unabhängigkeit die ersten Bedingungen waren. Das Bewußtsein hiervon, im Anfang dunkel und dumpf, wurde mir mit jedem Jahre deutlicher, und war alle Zeit hinreichend, mich vorsichtig und ökonomisch zu machen, nämlich meine Sorgfalt auf die Erhaltung meiner selbst und meiner Freiheit zu richten, nicht auf irgend ein äußeres Gut. Der Natur und dem Rechte des Menschen entgegen habe ich meine Kräfte dem Dienste meiner Person und der Förderung meines Wohlseins entziehen müssen, um sie dem Dienste der Menschheit zu schenken. Mein Intellekt hat nicht mir, sondern der Welt angehört. Die Empfindung dieses Ausnahmezustandes und der durch ihn herbeigeführten schweren Aufgabe, zu leben, ohne meine Kräfte für mich selbst zu verwenden, hat mich stets gedrückt und noch besorglicher und ängstlicher gemacht, als ich schon von Natur war; aber ich habe es durchgeführt, die Aufgabe gelöst, meine Mission vollbracht. Aus diesem Grunde bin ich auch berechtigt gewesen, sorgfältig darauf zu wachen, daß mir die Stütze meines väterlichen Erbtheils, die mich so lange hat tragen müssen und ohne welche die Welt nichts von mir gehabt hätte, auch im Alter bleibe. Kein Amt in der Welt, keine Minister- oder Gouverneurstelle hätte mich entschädigen können für meine freie Muße, wie sie mir von Haus aus ottroyirt worden war.“

Ein Zeitgenosse von ihm, der ihn oft gesehen, gibt von ihm folgende Beschreibung: „Schopenhauer war

ein feingebauter und — nur nach etwas veraltetem Schnitt — stets feingekleideter mittelgroßer Mann mit kurzem Silberhaar, mit fast militärisch zugestutztem Backenbart, im übrigen immer sauber rasiert, mit rosiger Gesichtsfarbe und mit lichtem, meist vergnügt vor sich hinschauendem, ungemein verständigem, blaugesterntem Auge. Sein nicht gerade schönes, aber geistvolles Angesicht hatte öfter einen ironisch-lächelnden Ausdruck. Er zeigte aber gewöhnlich ein in sich gekehrtes und, wenn er sich äußerte, manchmal fast barockes Wesen, wodurch er der wohlfeilen Satire eines übermütigen Teiles der sonst sehr anständigen, aber betreffs der geistigen Qualitäten sehr gemischten Tischgesellschaft täglich nicht geringen Stoff gab. Und so bildete dieser oft komisch-mürrische, aber eigentlich harmlose, gutmütig-unwirsche Tischgenosse das Stichblatt des Witzes unbedeutender Lebemänner, die ihn regelmäßig — allerdings in nicht arg gemeinter Weise — zum besten hielten."

Durchaus unhistorisch ist die Anekdote, die unter der Überschrift „Schopenhauers Friedrichsd'or" immer wieder auftaucht, obwohl sie bereits von dem Philosophen selbst als erfunden bezeichnet worden ist. Schopenhauer soll nämlich bei der Mittagstafel in seinem Hotel, an der auch viele Offiziere teilnahmen, regelmäßig einen Friedrichsd'or neben seinen Platz gelegt haben. Beim Weggang habe er das Goldstück jedesmal stillschweigend wieder an sich genommen. Endlich darüber zur Rede gestellt, habe er erklärt, er hätte sich vorgenommen, das Goldstück den Armen zu spenden, wenn nur ein einziges Mal unter den Offizieren an seinem Tisch von etwas anderem die Rede gewesen wäre, als vom Dienst, von Pferden und von Frauen. Schopenhauer

hat, als ihm diese Anekdote zu Ohren kam, dazu bemerkt, solches Zeug rede er nicht.

Im übrigen hat schon Friedrich von Matthison in seinen „Umrissen aus Italien" im Jahre 1796 dieselbe Anekdote einem reisenden Engländer zu Innsbruck in den Mund gelegt, und höchstwahrscheinlich geht der Ursprung der kleinen Erzählung noch bedeutend weiter zurück.

„Zugeknöpft" — das war die Devise, nach der Schopenhauer sich lästige Ausfrager und Schwätzer vom Leibe hielt. Köstlich ist des Philosophen schon erwähnte Abneigung gegen die Ehe und ihre Verbindlichkeiten auch in seinen Gesprächen und Briefen häufig zum Ausdruck gekommen. „Matrimony war and want", Ehe ist Krieg und Mangel, — lautete einer seiner Lieblingssätze, und immer wieder kam er darauf zurück, daß derjenige, der sich verheirate, seine Rechte halbiere und seine Pflichten verdoppele. Fast alle echten Philosophen seien ledig geblieben; die großen Dichter dagegen alle verheiratet, und zwar alle unglücklich. In „*εἰς ἑαυτόν*", den schon wiederholt erwähnten intimen Selbstbekenntnissen, versteigt er sich sogar zu der boshaft-witzigen Bemerkung: „Ehemänner sind meistens umgekehrte Papagenos: denn wie diesem sich, mit bewundernswerter Schnelligkeit, eine Alte in eine Junge verwandelt, so ihnen mit bewundernswerter Schnelligkeit eine Junge in eine Alte."

Als sein Anhänger Adam v. Doß Vater geworden, gratuliert er ihm zwar, bemerkt aber zugleich, er hoffe, daß er nicht zu oft zu solcher Gratulation Anlaß haben werde. Ein andermal sagt er, eine Frau möge noch angehen, aber „die Stube voller Kinder", das wäre entsetzlich. Ein Künstler, ein Schriftsteller,

ein Dichter und Philosoph gehe am besten ohne Familie durch die Welt. Der Wert seiner Arbeiten, seine ganze Lebensführung überdies sänken, wenn er für Weib und Kinder zu sorgen habe, und auf je breitere Basis einer sein Lebensglück baue, um so leichter biete er dem Schicksal die Möglichkeit, es zu erschüttern oder zu zerstören.

Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß Schopenhauer, abgesehen von der philosophischen Begründung dieses seines Standpunktes, zu solch' abfälligen Äußerungen durch die Erinnerung an das unerfreuliche Familienleben im eigenen elterlichen Hause und durch die Eindrücke im Hause seiner Mutter nach dem Tode des Vaters veranlaßt wurde. Im Zusammenhang mit diesen Anklängen an eigene Erlebnisse steht wohl auch seine scharfe Verurteilung der modernen Dame und ihrer bevorzugten Stellung in der europäischen Gesellschaft. Er redet immer nur von „Weibern", und kann nicht müde werden im Warnen davor, den Angehörigen des weiblichen Geschlechts die selbständige Verwaltung eines Vermögens anzuvertrauen; etwa die Witwe zur Vormünderin über die Kinder zu bestellen, denen der gestorbene Vater ein Erbteil hinterlassen hat usw. Ganz allgemein behauptet er sogar, die Frauen bedürften selbst stets eines Vormundes: des Mannes in der Ehe, des Bruders oder erwachsenen Sohnes nach dem Tode des Gatten. Es ist klar, daß Schopenhauer mit diesen letzteren extremen Forderungen durchaus subjektiven Erfahrungen Rechnung trägt. Das Unrichtige seiner Ansichten hier liegt nur in der Verallgemeinerung eines Einzelfalles. Tief zu beklagen ist es, daß der Philosoph in seinem ganzen langen Leben

und bei seiner ausgebreiteten Kenntnis aller Gesellschaftsklassen der bestzivilisierten Länder kaum einer einzigen wirklich hochherzigen Frau begegnet ist, keiner, die an Leib und Seele so weit über dem Durchschnitt stand, daß sie den allerdings aufs Äußerste gesteigerten Ansprüchen dieses originellen Denkers genügen konnte. Daß er wohl ausnahmslos im Weib nur die sinnliche Erscheinung, die Eva-Natur sah, war sein Verhängnis. Tief im Innersten hat er es oft bitter genug empfunden, daß ihm die kongeniale weibliche Ergänzung versagt blieb. Für die Schwächen der Eheleute und namentlich der Frauen hatte er dann ein nur zu scharfes Auge. Mit zunehmendem Alter wuchs seine Spottsucht dem weiblichen Geschlecht gegenüber bis ins Maßlose und verleitete ihn wohl zu geistreichen, aber ebenso ungerechten Paradoxen.

Daß Schopenhauer im übrigen persönlich auch Angehörigen des weiblichen Geschlechts gegenüber von großer Liebenswürdigkeit sein konnte, wenn er nur wollte, davon zeugt sein Verkehr mit der genialen Bildhauerin Elisabeth Ney, einer Verwandten des berühmten französischen Marschalls und Schülerin Rauchs. Im Oktober 1859 kam sie nach Frankfurt a. M., um aus eigenem Antriebe eine Büste des im einundsiebzigsten Lebensjahr stehenden Philosophen auszuführen. Schopenhauer war mit dem Resultat ihrer Arbeit aufs höchste zufrieden; er fand die Porträtbüste sprechend ähnlich und viel besser als alle Photographien und Gemälde, die im Laufe der Jahre von ihm hergestellt worden waren. In mehreren Briefen an seine Anhänger kommt er auf die junge Bildhauerin selbst zu sprechen. So schreibt er am 6. Dezember 1859 an Frauenstädt: „Die Ney ist das

liebenswürdigste Mädchen, so mir je vorgekommen." Im Briefe vom 1. März 1860 an den damaligen Gerichtsassessor Adam v. Doß, der ebenfalls zu seinen bewährtesten Anhängern gehörte, gibt er sogar eine eingehende Schilderung des Umgangs mit jener Künstlerin. Dort heißt es: „Im Oktober kam die Bildhauerin Elisabeth Ney, Großnichte(?) des Marschalls, aus Berlin hierher, um meine Büste zu machen. Sie ist 24 J. alt, sehr hübsch u. unbeschreiblich liebenswürdig. Sie arbeitete in einem abgesonderten Zimmer meines jetzigen, viel größeren u. schöneren Logis, Tag für Tag, fast 4 Wochen lang, ließ sich Mittagsessen aus der Restauration, über mir im Hause, holen, u. kam Nachmittags bei mir Kaffee trinken, wenn ich heim kam. Hat mich auch ein Paar Mal auf meinem Spaziergang am Main, über Stock und Stein, begleitet. Wir harmonirten wundervoll. Die Büste ist 14 Tage lang ausgestellt gewesen u. von Allen höchst ähnlich befunden worden, u. sehr schön gearbeitet. Sie sollte nun nach Berlin, um dort vervielfältigt u. so verkauft zu werden; Weihnachten wollte die Ney in Berlin sein; nachdem sie zuvor in Hannover gewesen, den König in Marmorbüste zu machen."

Auch seinem jungen Freunde Dr. Ernst Otto Lindner gegenüber sprach sich Schopenhauer sehr anerkennend über Elisabeth Ney aus: „Vielleicht ist Ihnen die Bildhauerin Ney bekannt; wo nicht, so verlieren Sie viel: ich habe nicht geglaubt, daß es ein so liebenswürdiges Mädchen geben könnte*). Diese also ist

*) Als Schopenhauer die Bildhauerin Elisabeth Ney kennen lernte, eine junonische Gestalt mit lichtem, goldschimmerndem Blondhaar, befand sich diese im Vollbesitz ihrer Schönheit. Sie kleidete sich stets in

Anfangs Oktober aus Berlin hergekommen, um meine Büste zu machen, und hat sie so höchst ähnlich und schön gearbeitet, daß hier Jeder sie bewundert und ein hiesiger Bildhauer gesagt hat, daß keiner der hier lebenden Bildhauer sie so gut hätte machen können. Sie ist jetzt noch im Kunstverein ausgestellt, nämlich der ‚Kern'. Dann wird sie nach Berlin gesandt und dort vervielfältigt usw."

Das Original der Neyschen Büste Schopenhauers befindet sich im Besitz der Open Court Publishing Co. in Chicago. Ein sehr guter Abguß davon, der das Eigentum Schopenhauers gewesen war, ist durch Vermächtnis desselben an die Frankfurter Stadtbibliothek gekommen. Der Abguß ist dort im Lesesaal aufgestellt. Die genannte Bibliothek besitzt auch eine Anzahl

weiße, langschleppende, faltige Gewänder, die lose von einem Gürtel zusammengehalten wurden. Etwas Mystisches, Romanhaftes umschwebte von je ihre Person. Die Meinungen über ihre Herkunft sind geteilt: daß sie eine Verwandte — Enkelin oder Großnichte — des napoleonischen Marschalls war, wird von verschiedenen Seiten angezweifelt. Nach einer Überlieferung soll sie in Berlin, nach einer anderen als uneheliches Kind eines adeligen Großgrundbesitzers in Westfalen geboren sein. Jedenfalls verfügte sie über sehr reiche Mittel, die es ihr gestatteten, ganz ihren künstlerischen Neigungen und Launen zu leben. Die Schranken der Konvention existierten für sie nicht; überall, wo sie sich zeigte, wußte sie die Herzen der Männer zu entflammen. Selbst ein Gottfried Keller soll für das schöne Rasseweib geschwärmt haben. Fast alle Berühmtheiten des neunzehnten Jahrhunderts haben ihr zu Porträtbüsten gesessen, unter anderen außer Schopenhauer Jakob Grimm, der Chemiker Mitscherlich, Garibaldi, Joachim, Bismarck und Ludwig II. von Bayern. Im Jahre 1870 übersiedelte sie von Berlin in das Münchner Königsschloß, und es kursierten über sie und ihr Verhältnis zum Herrscher des Bayernlandes bald die merkwürdigsten Gerüchte. Plötzlich war sie verschwunden, und nach Jahrzehnten erst tauchte wieder eine Kunde von ihr auf: sie lebte auf einer Farm in Texas mit dem amerikanischen Arzt Edmund Montgomery zusammen und widmete sich vornehmlich der Zivilisierung von Negersklaven, wobei sie allerdings keine Erfolge hatte. Ihrer Kunst blieb sie auch in Amerika treu. 1897 kehrte sie vorübergehend nach Deutschland zurück. Wenige Jahre darauf ist sie in Amerika gestorben.

Photographien des Philosophen aus früheren Jahren, doch kann keine derselben nach Schopenhauers eigenem Zeugnis auf wirkliche Ähnlichkeit Anspruch machen. Er sei schwer zu treffen, hat er selbst mehr als einmal erklärt. Charakteristisch für des Philosophen Empfindlichkeit ist die von ihm selbst mitgeteilte Anekdote, daß er auf Drängen seiner Anhänger einst zu dem Frankfurter Photographen gegangen sei, der die besten Apparate in der Stadt besessen habe. Er sei aber wieder davongeeilt, da ihm des Photographen Benehmen im höchsten Maße mißfallen habe. Dieser sei ein „unausstehlicher Klotz und Pflegel" gewesen.

Den Dr. Asher in Leipzig, der gleichfalls zu seinen Anhängern zählte, bittet Schopenhauer, wenn die Büste in Leipzig ausgestellt werde, sie „zu Gunsten der Künstlerin" in den ihm zur Verfügung stehenden Journalen zu besprechen. In gleichem Sinne habe er auch an Dr. Brockhaus geschrieben. Wie man sieht, verstand Schopenhauer also sehr gut, den Wert einer geschickten Zeitungsreklame zu schätzen, wenngleich er für seine Person nie von ihr Gebrauch gemacht hat. Mit Stolz schreibt er am 4. Februar 1854 an Frauenstädt: „Ich habe mein Leben lang mich von allen Kameraderien rein gehalten, und denke es bis ans Ende zu bleiben." Ausdrücklich untersagt er es Frauenstädt, etwa dazu behilflich zu sein, daß die Leipziger Illustrirte Zeitung ein Bild von ihm, dem Philosophen, brächte. „Ich will nicht mit meiner Person" — erklärt er — „dem müßigen Lesepöbel zur Kurzweil dienen. Auch ein Porträt vor Werken geziemt sich erst nach dem Tode des Verfassers. Ich weiß von keinem großen Schriftsteller, daß er es bei Lebzeiten getan." Schließlich aber ließ er sich doch herbei, auf

Bitten der Redaktion jener Zeitung einem Photographen zu sitzen. Doch war er mit der Ausführung des Bildes sehr unzufrieden. Besonders verdroß es ihn, daß der Photograph sein Versprechen, ihm die Aufnahme vor Absendung erst zu zeigen, nicht gehalten hatte. Als das Bild dann erschien, bezeichnet er dasselbe als einen „schändlichen Fratz"; es sei ihm sehr unähnlich. „Die dicke Nase ist Wirkung der zu großen Nähe der Maschine, die Augen schielig, das Maul infam." Mit dem von Frauenstädt verfaßten biographischen Artikel dagegen war er sehr einverstanden.

Mit welch aufrichtiger Dankbarkeit der Philosoph wahrhafte Teilnahme an seiner Person zu erwidern wußte, davon finden sich in seinem Briefwechsel und in den über seine Gespräche noch vorhandenen Berichten zahlreiche Spuren. Besonders wertvoll in dieser Beziehung, auch wegen der darin enthaltenen Erinnerungen Schopenhauers an Männer, mit denen er in seiner Jugend in Verkehr getreten war, ist der Brief vom 2. März 1849 an Dr. Frauenstädt. Dieser war der einzige gewesen, der ihm zu seinem Geburtstage gratuliert hatte. Schopenhauer war darüber „ungemein gerührt" und erklärte: „... offenbar ist ein einziger, aus wahrer Hochschätzung allein entspringender Glückwunsch mehr werth, als hundert, von Interesse, oder bloßer Höflichkeit, oder Heuchelei eingegebene, wie sie den Großen und Reichen dargebracht werden." Dieser Gedanke und die Andeutung, daß, wie Frauenstädt meinte, einst vielleicht mehrere des Geburtstages des Philosophen gedenken dürften, veranlaßte diesen, einen „schönen Vers" Lord Byrons „bestmöglichst" verdeutscht anzuführen:

„In der Wüste ist doch eine Quelle
In der weiten Oede — ein Baum,
Und ein Vöglein, singend so helle,
Belebet den einsamen Raum."

Eine große Freude hatte es Schopenhauer ferner bereitet, daß im Spätsommer des vorhergehenden Jahres „ein 21jähriger, lebhafter, allerliebster junger Baron von Eberstein" zu ihm gekommen war, um ihn zu sehen, nachdem er seine Werke kennen gelernt hatte. „Ich bewillkommnete" — schreibt Schopenhauer — „in ihm den Enkel eines Herrn, der vor 50 Jahren über den Thom. Aquinas und Duns Skotus geschrieben hat."

Mit noch größerer Genugtuung erfüllte Schopenhauer die ganz unerwartete Bekehrung eines seiner ältesten Jugendfreunde, v. Quandt, der, wie wir gesehen, auch seiner Schwester nahe gestanden hatte, wenigstens zu seinen ästhetischen Ansichten. Schopenhauer berichtet darüber mit unverkennbarer Befriedigung: „Ein anderer seltsamer Theilnehmer ist ein urplötzlich dazu gewordener, sonst aber schon seit 32 Jahren mir sehr befreundeter Hr. v. Quandt, ein großer Kunstkenner und sehr reicher Gutsbesitzer in Dresden, der viel über die Kunst geschrieben, auch Reisen in Italien, Schweden, auch Recensionen in der Halle'schen usw., kürzlich war er in Spanien. Er pflegte auf seinen vielen Reisen mich alle 2—3 Jahre hier zu besuchen, machte wohl auch einen Umweg dazu. Aber stets war ihm blos an meiner Person gelegen, gar nicht an meiner Philosophie, deren Erwähnung er geflissentlich zu vermeiden schien, obwohl er schon vor 30 Jahren, da ich in Rom war, zu Hause die Schenkexemplare meiner ersten Auflage empfing und versandte, auch Eins für sich behielt: aber nie hat er auch nur mir den Empfang meiner Ethik erwähnt, die ich ihm doch 1841 gesandt hatte. Denn er war ein Erz-Hegelianer und hat vor etwa 4 Jahren in Dresden Aesthetik für die Künstler vorgetragen, ganz im Hegelschen Sinn, oder vielmehr Unsinn. Eine lange Recension dieser Vorträge habe ich damals gelesen. Der hat nun plötzlich blos den ersten Band meiner neuen Auflage (obwohl ich ihm solche nicht geschickt) durchstudirt und schreibt mir einen, 12 große, sehr vollgeschriebene Seiten langen Brief voll Enthusiasmus darüber: die stärkste Stelle muß ich Ihnen hersetzen: ‚Der Weg, welchen Sie vom Realen zum Idealen gefunden haben, ist eine größere Entdeckung, als die, welche von den Portugiesen gemacht wurde, daß man über das Weltmeer von Europa nach Indien gelangt.' —! Dennoch polemisirt er durchweg gegen mich, vom Standpunkt des Realismus, Pantheismus und Optimismus aus. Der ästhetische Theil hat seinen ungetheilten Beifall, — weil er das versteht. Habe ihm geschrieben, er solle nur den 2ten Band lesen, da würde sich's schon geben: — denn ein Mann wie Becker*) ist er nicht, mit dem ich mich in Controverse einließ. Er ist 63 Jahre alt."

An abfälligen Bemerkungen und scharfen Zurechtweisungen seinen Anhängern gegenüber läßt es Schopenhauer nicht fehlen, wenn einer derselben seiner Meinung nach eine Übereilung oder Unklugheit begangen, besonders ihn falsch zitiert oder Sätze aus seinem System unrichtig gedeutet hat. Aufs entschiedenste verurteilt er alle Halbheiten und Konzes-

*) Vgl. S. 233.

sionen an die Gegner. Nach ihrer Überzeugungstreue und ihrem Eifer für die Ausbreitung seiner Lehre teilt er seine ersten und ältesten Anhänger in „Evangelisten" und „Apostel" und bezeichnet sich selbst als den Kaiser der Philosophie, als denjenigen, der das große Sphinxrätsel der Welt gelöst habe. Eine seiner stolzesten Äußerungen lautet: „Über meine Philosophie kann man wohl in der Breite, nicht aber in der Tiefe hinaus." (Vgl. auch S. 229, 230, 232, 235, 243 f., 250 unserer Darstellung.)

Als ein Ausfluß dieses Bewußtseins seines eigenen inneren Wertes und der Originalität seiner philosophischen Grundanschauung, das ihn wie einen König isolierte, ist eben darum auch seine Abneigung gegen alle Zunftgelehrsamkeit und deren Vertreter anzusehen. Wie weit er in dieser Beziehung ging, und zwar auch noch zu der Zeit, als die Periode des „Sekretierens und Ignorierens" seiner Person seitens der „Philosophieprofessoren" vorüber war, als die Sonne des Ruhmes seinen Lebensabend zu bestrahlen begann, davon finden sich in seinem Briefwechsel eine nicht geringe Anzahl Beispiele. Hier zeigt sich der alternde Philosoph nicht selten wiederum von wahrhaft herzerquickendem Humor erfüllt. Eines der markantesten Erlebnisse dieser Art schildert er selbst in einem Briefe an Frauenstädt am 11. Mai 1854:

„O, eine Farce! — Kommt vor etwa 14 Tagen der Erdmann aus Paris, will Abends gleich weiter von Mainz hier durch, verfehlt aber die Eisenbahn und muß hier übernachten. (Sic narrat et forsitan mentitur.) Fällt ihm, da er an's Einkehren denkt, ein passus Ihres Buchs ein (den ich und Kilzer sehr desapprobiren, der dem aber vielleicht das Interessan-

teste im Buch ist), nämlich vom ‚Englischen Hof' usw. Denkt er, ‚der sitzt vielleicht noch da.' — Komm' ich zum Abendessen, erhebt sich ein Herr und stellt sich mir vor als ‚Prof. Erdmann aus Halle'. Sein Äußeres ist nicht übel: er hat tournure. Aber ein ordentliches zusammenhängendes Gespräch konnte ich nicht auf die Bahn bringen: denn bei jedem Wort fährt er in die Tangente ab, eine Geschichte zu erzählen, die gar nichts damit zu thun hat. Sitzt uns gegenüber ein Quidam ignotus, Cigarre im Maul und Bart unter demselben, horcht erst auf unser Gespräch, und dann mischt er sich gar drein. Ich, nach unwandelbarer Taktik, antworte ihm keine Silbe. Aber der Erdmann geht darauf ein, und der Discurs zwischen den Beiden wird immer lebhafter, so daß man mich zu vergessen scheint. Ich benutze die Zeit, mein halbes Huhn zu verzehren und meinen Schoppen darauf zu gießen, und dann erhebe ich mich plötzlich, mich freuend die Ehre gehabt zu haben, den Herrn Professor kennen zu lernen usw. — Er konnte seine Überraschung und Verlegenheit nicht ganz verbergen, sondern bat um Erlaubniß ‚mich anreden zu dürfen, wenn wir uns wiederträfen'. — !!! — Ich trug ihm meinen Gruß an Sie auf, wenn er nach Berlin käme. Wir sind keine Stunde zusammen gewesen, und meistens habe ich derweilen gegessen. — So benutzt der seine Gelegenheit." —

Als Prof. Harms in Kiel, der Herausgeber einer literarischen Monatsschrift, einen Aufsatz Frauenstädts: „Zur Widerlegung des Theismus" als zuviel beweisend abgelehnt hatte, tröstet Schopenhauer den Verfasser mit den witzigen Worten: „Den Harms kenne ich nicht.. Also Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen."

Von bemerkenswerten Vorfällen aus dem Lebensgange Schopenhauers sind in Ergänzung des früher Gesagten noch zu nennen: Das sehr beachtenswerte „Gutachten über das Goethesche Monument", abgefaßt im Jahre 1837 (vgl. Griseb. Band VI., S. 269—276). Leider blieben des Philosophen wertvolle Anregungen, wie er sich dies von vornherein gesagt hatte, ohne Erfolg.

Im Jahre 1838 hatte Schopenhauer dagegen einen Erfolg, der ihn mit großer Freude erfüllte: es gelang ihm nämlich, den Professor Rosenkranz, den Herausgeber von Kants Sämtlichen Werken, zu bewegen, seiner Ausgabe der „Kritik der reinen Vernunft" die erste Originalform dieses wichtigsten Werkes für die ganze Philosophie zugrunde zu legen.

Der Tod der Mutter Schopenhauers erfolgte in demselben Jahre. Sie war, ohne ihren Sohn wiedergesehen zu haben, nach Jena zurückgekehrt, wo sie vom jungen Herzog eine Pension ausgesetzt bekommen hatte. Bei der Abfassung ihrer Memoiren, wozu sie sich ihre an Arthur gerichteten Briefe von diesem hatte zurückgeben lassen, starb sie am 17. April am Nervenschlag.

Ihre Tochter Adele hat die Memoiren der Mutter, soweit dies nach dem vorhandenen Material möglich war, weiter geführt und herausgegeben. Ob sich Schopenhauer und seine Schwester noch einmal gesehen haben, ist nicht ganz sicher, obwohl wahrscheinlich, und zwar dürfte es im Jahre 1845 gewesen sein, als Adele in Begleitung Ottiliens von Goethe und der Sibylle Mertens nach Italien reiste und dabei wohl Frankfurt berührt hat. Bruder und Schwester blieben auch nachher noch in Briefwechsel. Am 25. August 1849 starb Adele in den Armen ihrer Freundin Sibylle

Mertens. Sie setzte diese zu ihrer Universalerbin ein, bedachte aber den Bruder mit einem Legat und einigen Wertsachen, die sie persönlich in Gebrauch gehabt hatte. Schopenhauer geriet mit Sibylle Mertens wegen dieser Erbschaft in Differenzen, doch einigten sich beide schließlich, ohne die Hilfe der Gerichte anzurufen.

Im Sommer 1845 erhielt Schopenhauer ganz unerwartet den Besuch seines einstigen Jugendfreundes Anthime, der seit dem Jahre 1817 die Korrespondenz mit ihm eingestellt hatte. Dieser kam mit seiner sechzehnjährigen Tochter zu ihm. Die beiden alten Herren aber waren einander im Laufe der Jahre so fremd geworden, daß das Wiedersehen recht unerquicklich verlief.

Im Dezember 1854 übersandte Richard Wagner dem Philosophen den „Ring der Nibelungen" mit einer handschriftlichen Widmung. Schopenhauer aber konnte weder der Wagnerschen Musik noch der Dichtung selbst besonderen Geschmack abgewinnen. Zu dem Text des ihm übersandten Exemplares machte er eine Anzahl sehr kritischer Randglossen.

Der französische Maler Jules Lunteschütz stellte im Jahre 1855 ein Ölporträt von Schopenhauer her, das diesem indes nicht gefiel. Besser sagte ihm das Porträt zu, das der Maler Angilbert Goebel im Februar 1859 von ihm vollendete. (Vgl. S. 233.) Die Radierung nach diesem letzteren Gemälde fand ebenfalls seinen vollen Beifall. Aus diesem Jahre stammt auch die letzte Photographie, die wir von Schopenhauer besitzen.

Nachdem er sechzehn Jahre lang die Wohnung Schöne Aussicht Nr. 17 parterre innegehabt hatte,

zog er am 1. Juli 1859 in das Nebenhaus, Nr. 16, und hier war es auch, wo er der Bildhauerin Elisabeth Ney für seine Porträtbüste saß. (Vgl. S. 205 ff.)

Über die Tageseinteilung des Philosophen sind wir durch seinen Biographen Gwinner und durch zahlreiche Berichte von Personen, die ihm Besuche abstatteten, unterrichtet: Sommer wie Winter pflegte er zwischen sieben und acht Uhr morgens aufzustehen; dann wusch er sich den ganzen Oberkörper mit einem großen Schwamm und tauchte das Gesicht mit offenen Augen in kaltes Wasser. Dies hielt er zur Stärkung des Sehnervs für nützlich. Den Kaffee bereitete er sich selbst zu. Danach arbeitete er zwei Stunden lang, und niemand durfte ihn in dieser Zeit stören. Von elf Uhr an war er für Besuche zu sprechen. Nachdem er dann noch eine halbe Stunde Flöte gespielt hatte, rasierte er sich selbst und zog sich zum Mittagessen an. Zu diesem erschien er im Hotel stets in Frack und weißer Binde. Nach dem Essen schlief er eine Stunde zu Hause, trank dann seinen Nachmittagskaffee und unternahm darauf einen weiten Spaziergang, begleitet von seinem Pudel. Wenn es die Jahreszeit irgend erlaubte, badete er am Nachmittag im Main — er war ein vorzüglicher Schwimmer. Nach der Rückkehr von seinem Spaziergange, auf dem er eine Zigarre immer nur zur Hälfte zu rauchen pflegte, da er den feuchten Rest für schädlich hielt, besuchte er das Kasino oder die Lesegesellschaft, genoß in seinem Hotel eine kalte Fleischspeise und ging dann ins Konzert oder das Theater, falls er es nicht vorzog, den Abend daheim bei leichter Lektüre und einer Pfeife zu verbringen. Er rauchte aus fünf Fuß langen Weichselrohren; der Rauch sollte sich in ihnen gehörig

abkühlen. Sein Schlafzimmer durfte nie geheizt werden; nur in eine leichte Decke gehüllt, schlief er auch im Winter stets bei offenem Fenster.

In der Führung der Korrespondenz war er ungemein sorgfältig und pünktlich. Peinliche Ordnung herrschte überhaupt in allen seinen persönlichen und geschäftlichen Angelegenheiten.

Wie gut er sich auf die letzteren verstand, wie vortrefflich er seinen Vorteil namentlich in Geldangelegenheiten wahrzunehmen wußte, davon zeugen unter anderem nachstehende Erinnerungen eines alten Bankkommis, der mit dem geschäftskundigen Philosophen häufig zu tun hatte. In den anspruchslosen Aufzeichnungen, die seinerzeit in der „Frankfurter Ztg." veröffentlicht worden sind, heißt es:

„Die dem Denker regelmäßig aus Preußen zugehenden Geldsendungen bestanden fast stets aus preußischen Talerscheinen, die er dann an der Kasse unserer, seiner Wohnung nahegelegenen Wechselstube verwertete, um dafür verzinsliche preußische Staatsfonds anzukaufen. Während bei diesen nun der Taler zum festen Verhältnis von 60 Talern gleich 105 süddeutschen Gulden umgerechnet wurde, schwankte der Talerschein als „ausländische" Banknote beständig im Kurse und stand bald unter, bald über 105. Bei einem der ersten Geschäfte, das Schopenhauer mit dem Wechselhause machte, konnten ihm zufällig für seine Talerscheine $105\frac{1}{4}$ vergütet werden. Als man ihn aber auf diesen günstigen Kurs aufmerksam machte, geriet er fast in Zorn und rief:

„Die Banknoten sind Taler des Königs von Preußen und die Staatsfonds nicht minder, Taler ist Taler, ich will daher keine Vergünstigung bei der Be-

rechnung, noch werde ich mir je einen Abzug gefallen lassen!"

Der geschäftskluge Weltweise, der, wie gesagt, in Geldsachen sehr gut unterrichtet war und sein Vermögen vorzüglich zu verwalten wußte, hatte nämlich schon längst bemerkt, daß die preußischen Talerscheine meist unter und nur höchst selten über dem Kurse von hundertfünf notiert wurden. Das Wechselhaus ging bereitwillig auf seinen Wunsch ein und erholte sich wahrscheinlich am Kurse der Staatsfonds von dem, was es an den Talerscheinen verlor.

„Schopenhauer war ein treuer Kunde des Hauses, hauptsächlich weil man ihm, wie er's gern hatte, die Wertpapiere ins Haus schickte. Auf diese Weise erlangte ich, der ich sie ihm mehrfach überbrachte, Eintritt in seine Wohnung, von der ich übrigens nur ein Zimmer zu sehen bekam. Als ich das erstemal in dieses Zimmer trat, musterte er mich mit großer Aufmerksamkeit und sagte dann: ‚Schade, daß Sie keine blauen Augen haben, blaue Augen sind sehr schön! Wenn Sie blaue Augen gehabt hätten, würde ich Sie in meinem Testament mit einem Legat bedacht haben.' Dann hieß er mich warten und ging ins Nebenzimmer, wo er den Gegenwert der überbrachten Staatseffekten holte. Dies gab mir Zeit, mich in dem bürgerlich, aber behaglich eingerichteten Zimmer umzusehen, wo mir die recht zahlreichen Bilder an den Wänden auffielen. Es waren meist Porträts verschiedener Größe, und unter diesen befand sich auch eine Anzahl Abkonterfeiungen von Pudelhunden. Ich vermochte jedoch nicht zu unterscheiden, ob diese Hundebilder einen und denselben Hund oder mehrere schon verstorbene Lieblingshunde des Denkers darstellten,

und den alten Herrn darüber zu befragen, wagte ich nun gar nicht. Auch den Namen des Tiermalers habe ich, wenn ich ihn überhaupt je wußte, wieder vergessen, und gleichzeitig bedauere ich, daß ich, von den Hundeporträts ganz in Anspruch genommen, den Menschenporträts keine größere Aufmerksamkeit widmete. Als ich wieder einmal zu Schopenhauer kam, fand ich ihn in einem nicht sehr modernen Mantel mit etageförmig abfallenden Krägelchen zum Ausgang bereit. Diese Mäntel nannte man im Volksmunde, weil man sie ehedem bei französischen Geistlichen (curé) ähnlich gesehen, verkleinernd „Kürechen". Und ein solches Kürechen pflegte Schopenhauer umzutun, wenn er einen längeren Spaziergang vorhatte, der ihn vorzugsweise den Röderbergweg entlang führte, von wo er den Blick ins Maintal genießen konnte. Hie und da sah ich ihn auch über die Frankfurter Wallstraßen nach der Schönen Aussicht gehen, und ich vermutete, daß er dann, vom Diner im Englischen Hofe kommend, seinen Verdauungsspaziergang machte.

„Nachdem ich meine Lehrzeit in dem Bank- und Wechselhause beendet hatte, sah ich Schopenhauer selten oder fast gar nicht, aber in der Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts traf ich ihn wieder öfters, als ich einen ältern, kränklichen Verwandten aus der Lesegesellschaft am Roßmarkt abholte. Da Schopenhauer um dieselbe Zeit die Leseräume verließ, so kam er einmal gerade hinzu, als mein Verwandter einem armen Teufel in einer zerrissenen Arbeitsbluse eine milde Gabe reichte.

‚Wie können Sie nur,' rief der entrüstete Philosoph, ‚einem solchen Blusenmann ein Geldgeschenk machen! Der hat vielleicht vor einigen Jahren auf

den Barrikaden gestanden und auf die deutschen Truppen geschossen. Das ist schlecht angewandte Mildtätigkeit!'

„Auf unserem Weg aus der Lesegesellschaft am Roßmarkt über die Zeil schloß sich uns auch einmal der Privatier Daems an, der, als er 1856 im zweiundachtzigsten Lebensjahre starb, seine schöne Gemäldesammlung in uneigennützigster Weise seiner Vaterstadt zum Geschenke machte. Dieser wohnte in einem der Liliputhäuschen gegenüber der Liebfrauenstraße auf der Zeil, wo sich seit wenigen Jahren ein stolzer Neubau erhebt, und als wir an sein Häuschen kamen, sahen wir es von einem dichten Baugerüst umgeben.

‚Wie kommt es, Herr Daems,' fragte mein Verwandter, ‚daß Sie jetzt, da Sie bereits achtzig Jahre alt sind, zu bauen anfangen?'

‚Eben weil ich so alt bin, muß ich bauen,' antwortete Daems mit klagender Stimme; ‚ein mir befreundeter Maurermeister hat mich nämlich aufmerksam gemacht, daß, da meine Haustüre und mein Treppenhaus zu eng sind, dereinst mein Sarg nur durch das Fenster heruntergelassen werden könnte. Weil ich nun nach meinem Tode nicht das Gespött der ganzen Stadt werden möchte, wenn ich auf diesem ungewöhnlichen Weg meinen letzten Gang antreten müßte, habe ich mich, wie Sie sehen, zu diesem kostspieligen Umbau entschlossen.'

„Wie lächerlich müssen Schopenhauer die armseligen Sorgen des alten Frankfurters erschienen sein, aber er ließ sich nichts davon merken, und seine Gesichtszüge blieben unbeweglich, während wir unsere aufsteigende Lachlust kaum unterdrücken konnten."

Die hier erwähnte Abneigung Schopenhauers gegen die „Blusenmänner", die Barrikadenkämpfer von

1848, ist charakteristisch für den lediglich mit seinen philosophischen Studien beschäftigten Denker. Das „tolle Jahr" hatte ihn um den Fortbestand seiner unabhängigen Existenz ernstlich besorgt gemacht. Unter seinen Augen waren die Aufständigen mit den Truppen, die in Frankfurt lagen, in offenen Kampf geraten. Schopenhauer gibt davon in einem Briefe vom 2. März 1849 an Frauenstädt nachstehende Schilderung: „... was haben wir erlebt! Denken Sie sich, am 18. September eine Barrikade auf der Brücke und die Schurken bis dicht vor meinem Hause stehend, zielend und schießend auf das Militär in der Fahrgasse, dessen Gegenschüsse das Haus erschüttern: plötzlich Stimmen und Geboller an meiner verschlossenen Stubenthüre: ich, denkend, es sei die souveräne Kanaille, verrammle die Thür mit der Stange: jetzt geschehn gefährliche Stöße gegen dieselbe: endlich die feine Stimme meiner Magd: ‚es sind nur einige Österreicher!' Sogleich öffne ich diesen werthen Freunden: 20 blauhosige Stockböhmen stürzen herein, um aus meinen Fenstern auf die Souveränen zu schießen; besinnen sich aber bald, es ginge vom nächsten Hause besser. Aus dem ersten Stock rekognosziert der Offizier das Pack hinter der Barrikade: sogleich schicke ich ihm den großen doppelten Opernkucker, mit dem Sie einst den Ballon sahen."

Ein andermal bemerkt er, die Revolution habe in Frankfurt neue Hausnummern geschaffen; das sei aber auch das einzige Gute, was von ihr übriggeblieben wäre.

Die Abneigung Schopenhauers gegen die Revolutionsbewegung hat ihren Niederschlag dann einmal in den staatsrechtlichen Partien seiner Werke gefun-

den — er steht durchaus auf dem Standpunkt des vormärzlichen Polizeistaates und will nur hinsichtlich der Handhabung der Zensur größere Freiheit eingeführt wissen — und zweitens hat er noch persönlich in seinem Testament auf das entschiedenste für die Unterdrücker der Aufstandsbewegung Partei genommen. (Vgl. S. 237.)

„Ich habe" — schreibt er am 11. Juni 1848 an Frauenstädt — „diese vier Monate schrecklich leiden müssen durch Angst und Sorge: alles Eigenthum, ja der ganze gesetzliche Zustand bedroht! in meinem Alter wird man von dergleichen schwer afficirt, — den Stab, an dem man das ganze Leben zurückgelegt und dessen man sich werth bewiesen, wanken zu sehen!"

Für die Vorsicht Schopenhauers in Geldangelegenheiten, für sein kluges Rechnungsvermögen sprechen übrigens nicht nur die oben erwähnten kleinen Charakterzüge, sondern zeugt auch die Tatsache, daß er sich in Berlin, Paris und London bei großen Versicherungsgesellschaften sehr ansehnliche Leibrenten gekauft hatte, und daß er, als ihm besonders nach dem Erscheinen der „Parerga und Paralipomena" (1851), nicht unbeträchtliche Honorare zuflossen, diese wieder sehr geschickt anzulegen verstand.

Im übrigen war Schopenhauer von geizigen Regungen weit entfernt. Er ließ sich allerdings nichts abgehen, aß und trank, wie erwähnt, sehr gut — Bier genoß er, nebenbei gesagt, nie; ferner wohnte er fast luxuriös und gab auch große Summen für Bücher und wertvolle Kunstsachen aus. Unter anderem ließ er sich eine echte Buddhastatue über Paris kommen, und auf seine Anordnung wurde diese sogar mit einem Überzug von echtem Golde versehen. Weiter ließ er es

sich viel Geld kosten, einen guten Abguß der Büste Kants zu erhalten. Diese Skulpturen des indischen und des deutschen Philosophen stellte er in seinem Arbeitszimmer auf und widmete ihnen einen beinahe religiösen Kult.

Daß Schopenhauer den ersten Lesegesellschaften der Stadt angehörte und eifrig Theater und Konzerte besuchte, haben wir bereits erwähnt. Im August 1835 machte er eine viertägige Rheinreise, auf der er bis nach Koblenz kam; 1854 fuhr er „mit der neuen Eisenbahn" nach Aschaffenburg, um das Pompejanische Haus König Ludwigs I. von Bayern zu besichtigen. Im Frühjahr machte er regelmäßig Ausflüge in den Taunus, und im Sommer fuhr er öfters des Nachmittags nach Mainz, um die dortigen Militärkonzerte anzuhören und mit dem Kreisgerichtsrat Becker, dem geistig bedeutendsten seiner Anhänger, vertraute Zwiesprache zu halten. Der Philosoph hat also bis in sein höchstes Alter hinein keineswegs das Leben eines weltfremden, menschenscheuen Eremiten geführt. Nur freilich suchte er sich seinen Umgang nach seinem eigenen Geschmack.

In den letzten Jahren, als sein Ruhm die Welt zu erfüllen begann, mehrten sich die Besuche und Anerkennungen, die seiner Person galten, in einer Weise, die ihm nicht selten lästig fiel. Und doch freute er sich wieder über jedes, auch das kleinste Zeichen des Beifalles, wenngleich es auch nicht an bitter schmerzlichen Äußerungen von ihm fehlt, daß seinem Lebenswerke der Erfolg erst so spät, da er mit einem Fuße schon im Grabe stehe, beschieden sei.

Ungemein sympathisch berührt die einwandfrei beglaubigte Tatsache, daß Schopenhauer im stillen

eine umfangreiche Wohltätigkeit geübt hat. In die Öffentlichkeit hat er sich bei mildtätigen Sammlungen und dergleichen nie gedrängt.

Es ist eigentlich verwunderlich, daß eine so ausgeprägte, originelle Kraftnatur, eine solche, mit allen Vorzügen und Schattenseiten des Genies ausgestattete Persönlichkeit, wie diejenige Schopenhauers literarisch so wenig verwertet worden ist. Sieht man von einem verfehlten Versuch Helene Böhlaus ab, den jungen Schopenhauer auf die Bühne zu bringen, so kommen nur zwei Autoren in Betracht, die Schopenhauer poetisch verwertet haben: einmal Heribert Rau, der in verschiedenen Romanen Gedankengänge des alternden Philosophen noch bei dessen Lebzeiten zur Charakterisierung einzelner seiner Gestalten verwendet hat, und dann vornehmlich Wilhelm Raabe. In dem Schaffen des letzteren geht der Humor eine ganz eigenartige Verbindung mit einer durch und durch pessimistischen Lebensauffassung ein, die ihre Wurzeln unverkennbar in Schopenhauers Philosophie hat. Die großen Romane Raabes — „Abu Telfan"; „Die Leute aus dem Walde", hauptsächlich dann der düstere „Schüdderump" und in noch höherem Grade der „Stopfkuchen" — liefern hierfür in ihrer ganzen Anlage eine Fülle unwiderleglichen Materials. Dasselbe gilt aber auch von zahlreichen seiner kleineren Erzählungen, in denen nicht selten, wie in „Ein Frühling", selbst alte, in sich zurückgezogene Gelehrte von barocken Gewohnheiten und sonderbaren Schrullen im Mittelpunkt des Interesses stehen. Persönlich gekannt hat Raabe den Frankfurter Philosophen jedenfalls nicht. Dagegen hat er sich schon früh in dessen System mit Eifer versenkt. Und weiter ist anzunehmen, daß

Raabe während seines langjährigen Aufenthaltes in Süddeutschland bald nach dem Tode des einsamen Denkers häufig Gelegenheit gehabt hat, mit Leuten zusammenzukommen, die Schopenhauer wenigstens in dessen Äußerlichkeiten, in dessen barschem, unnahbarem Wesen, in seinen Seltsamkeiten und Eigenheiten gekannt hatten. Aus solchen Mitteilungen heraus ist offenbar jene Episode entstanden, in der Raabe Schopenhauer selbst handelnd einführt. Sie findet sich in der ungemein bewegten, auf altfrankfurter Boden spielenden, wenig bekannten Novelle: „Eulenpfingsten". Der Autor führt hier einen privatisierenden Legationsrat — auch eine sehr originelle Erscheinung — in wahrhaft köstlicher Weise mit dem großen Pessimisten zusammen. Es heißt da: „Mit Blumenfüßen über Deukalions Flutschlamm wandelte der Legationsrat gerade nicht. Er ging jetzt mit vorgeneigtem Kopfe, krumm, mit den Augen im Staube des Weges, und hätte um ein Haar einen ihm von der Sachsenhäuser Warte her entgegenkommenden Wanderer angerannt, welches Mißgeschick wahrscheinlicherweise von den schlimmeren Folgen für ihn selber begleitet gewesen wäre. Dieser die Straße herabschreitende Spaziergänger war ein alter, frischer Herr mit weißem Backenbart, weißer Halsbinde, im Frack und begleitet von einem braunen Pudel. Er trug gleichfalls ein spanisch Rohr mit einem Goldknopf und wich dem Zusammenstoß mit einem verdrießlichen Grunzlaut aus und zwar nach rechts hin. Da nun aber der Rat sofort nach links fuhr, so standen beide wieder voreinander, und der Alte mit dem Pudel grunzte um ein Bedeutendes grimmiger und sprach dazu leise ein englisches Wort. Mit einer deutschen Entschul-

digung zog der Legationsrat den Hut, und der Alte, seinem Grundsatze: ‚Give the world its due in bows' nach, hob mit wütendster Höflichkeit den seinigen gleichfalls von der breiten Stirn, schritt kurz und schnell weiter dem zornwütigen Sachsenhausen zu und schnurrte das Wort: ‚Bipes!' indem er wie zu seiner Selbstberuhigung und Besänftigung hinzufügte:

‚Die Klötze werden es nicht lernen, nach rechts auszuweichen!'

Der Legationsrat Alexius von Nebelung vernahm im Weitergehen diese Bemerkung ganz wohl; allein er wendete sich nicht, um sich eine Erläuterung auszubitten. Nicht, daß er sein Gift schon völlig verspuckt gehabt hätte, aber, augenblicklich fühlte er die Zähne etwas stumpf und hatte das Wiederzusammenlaufen der Galle abzuwarten. Den klaräugigen Alten im Frack kannte er aber auch zu gut vom Lesezimmer des Casinos und der Table d'hôte im Englischen Hofe her, um sich mit ihm auf dem nämlichen Fuße einzurichten wie mit dem guten Nachbar und braven großherzoglich darmstädtischen Kommerzienrat Florens Nürrenberg.

‚Der hätte meine Schwester Lina heiraten müssen!' sagte der Legationsrat im langsamen Weiter- und Hügelan-Schleifen.' Um die ganze Komik jenes letzten Wunsches des Legationsrates zu erfassen, lese man in der Erzählung selbst die Charakteristik jener Schwester Lina nach, die in den Stürmen des Lebens ungefähr auf denselben Standpunkt der Welt und Menschenverachtung gelangt ist, und die sich ihre Individualität allen Anfechtungen zum Trotz mit derselben Hartnäckigkeit bewahrt hat, wie

der vielverkannte Denker in seiner stillen Studierstube.*)

Ein bis in die kleinsten Einzelheiten getreues Bild Schopenhauers aus seinen letzten Lebensjahren gewinnt man aus dem Bericht des Stadtrats Beck über einen Besuch bei dem Philosophen, nachdem er diesem, den er schon lange verehrte, ein Gedicht und einen Blumenstrauß zu dessen siebzigstem Geburtstag übersandt hatte. Schopenhauer ließ ihn durch seine alte Köchin zu einem Besuch bei sich einladen. „Mit Herzklopfen" — so erzählt Beck — „betrat ich die Schwelle, welches noch gesteigert wurde, als eine Mannesstimme ein kräftiges ‚Herein' donnerte. So stand ich denn endlich dem Hochverehrten gegenüber. Ich nannte ihm meinen Namen; er reichte mir seine Hand und forderte mich auf, mich neben ihn auf ein altes, mit Leder bespanntes Sopha nieder zu setzen. ‚Ihr sehr schönes Gedicht und der Strauß, den Sie mir in dieser winterlichen Zeit schickten, hat mir sehr große Freude gemacht und ich sage Ihnen dafür meinen besten Dank', er sprach diese Worte in einem so herzlichen und warmen Ton, daß alle Angst und Befangenheit bei mir gänzlich verschwunden war. ‚Sie heißen Beck,' fuhr er dann fort. ‚Ich kannte in Weimar eine Schauspielerin gleichen Namens, die, weil sie in den dreizehner Jahren die Blessirten pflegte, das Ehrenkreuz erhielt. Sie war nicht schön, aber eine recht tüchtige Schauspielerin. War dieselbe mit Ihrer Familie verwandt?' Ich verneinte es." Es

*) Auch in Raabes berühmter Erzählung „Zum wilden Mann" — Univ. Bibl. Nr. 2000 — finden sich bemerkenswerte Anklänge an Schopenhauers Philosophie. Die Grundtendenz des ganzen Werkes ist auch hier eine durchaus pessimistische. Dasselbe gilt insbesondere ferner von Raabes größerem Roman „Die Kinder von Finkenrode."

folgte dann die auf Seite 114ff. unserer Darstellung wiedergegebene Auslassung Schopenhauers über die Theaterverhältnisse in Weimar unter Goethes Leitung. Darauf fährt Beck in seinem Berichte fort:

„Ich erzählte ihm nun, daß ich mich schon frühe philosophischen Studien hingegeben, daß besonders Schelling mich gefesselt und ich längere Zeit an den naturphilosophischen Schriften eines Oken und Steffens großes Wohlgefallen gefunden hätte; daß aber später Spinoza mich ganz in seinen Zauberkreis zog, bis ein Bekannter von mir, ein leidenschaftlicher Verehrer Hegels, mich auf die Werke dieses Mannes aufmerksam machte. ‚Hätten Sie dieselben ins Feuer geworfen, statt Ihre edle Zeit damit unnütz zu vergeuden; dieser Charlatan hat mit seinem Hexeneinmaleins das Hirn der ganzen deutschen Jugend vergiftet', sprach er nun im heftigsten Ton, und seine Augen blitzten so unheimlich, daß man sich vor ihm hätte fürchten können. Als ich ihm aber sagte, daß ich mich bald aus dieser ungesunden Atmosphäre losgerungen und mich wieder in den sonnigen Gefilden Platos gesund gebadet, daß ich dann Kant kennen gelernt, es mir da wie Schuppen von den Augen gefallen und eine ganz neue Weltanschauung in meinem Geiste siegend aufgegangen wäre, da nahmen seine Augen wieder den alten freundlichen Ausdruck an. ‚Ja, ja', sagte er, ‚dieser Riesengeist fegt alle den Unsinn weg, den seine sogenannten Nachfolger die Frechheit hatten, der Welt als Ergänzung und Erweiterung der Werke dieses unsterblichen Genies aufzutischen!' Da, fuhr ich nun fort, kam Ihr Werk in meine Hände. Ich war wie berauscht von der mächtigen Wirkung, die es auf mich machte. Es ließ mich nicht mehr los;

ich lebte und webte nur in dem Reichthum der neuen Ideen, die mir nun in einer so klaren und zugleich so blühenden, von einem Hauche der Poesie durchwehten Sprache geboten wurden. Jetzt erst verstand ich das Alles, was mir Anfangs noch dunkel in Kants Werken war, jetzt erst fand ich die Ergänzung zu dem Ding an sich, welches Kant als undurchdringliches, unlösbares Räthsel uns geboten hatte, denn in dem wunderbaren Werke ‚Die Welt als Wille und Vorstellung' war Alles in überzeugendster, harmonischer Weise gelöst. Schopenhauer nickte wohlgefällig mit dem Kopfe. ‚Sie kamen gut vorbereitet an mein Werk. Ich habe weitergebaut an dem Riesenbau, welchen der geniale Kant für alle Ewigkeit gegründet hat, und glaube auch die Ideen des göttlichen Plato ins rechte Licht gebracht zu haben. Lernen Sie nun noch die wunderbaren Schriften indischer Weisheit kennen, die ich Ihnen dringend empfehle, so haben Sie Alles kennen gelernt, was ich zum vollen Verständniß meiner Werke bei meinem Leser voraussetzen möchte.' Ich erzählte ihm nun, daß ich mich eine Zeit lang mit den deutschen Mystikern beschäftigt und versucht hätte, die theilweise glänzenden, aber bisweilen doch recht dunkeln Aussprüche Jakob Böhmes zu verstehen; daß mir Meister Eckehardt, Tauler und die ‚Theologia Deutsch' nicht fremd sei, daß ich die Lebensbeschreibungen der Madame Guion und der Bourignon gelesen hätte und in des Angelus Silesius Cherubinischem Wandersmann manche echte Perle gefunden hätte. ‚Das ist Alles recht schön und gut,' erwiderte er, ‚ich habe sie vielfach in meinen Schriften, besonders das treffliche Buch ‚Theologia Deutsch', erwähnt, aber die Herren sehen doch alle mehr oder weniger durch

die Brille des christlichen Dogmas; in Indien aber ist das Auge noch frei. Ich empfehle Ihnen darum vor allem zu einem eingehenden Studium das Werk der Upanischaden, welches Sie von Anquetil du Perron ins Lateinische übersetzt in unsrer Stadtbibliothek finden können. Sie werden keinen christlichen Heiligen, kein Crucifix bei mir finden, und doch habe auch ich meine Penaten. Ich habe mich lange bemüht, einen alten Buddha zu erhalten, endlich hat der Geheimerat Krüger einen solchen, aus Tibet stammend, in Paris für mich erstanden. Er war ursprünglich schwarz lackirt, ich habe ihn aber bei Junge vergolden lassen und demselben strenge befohlen, nur echtes Gold zu nehmen und daran nicht zu sparen.' Er zeigte mir nun einen Buddha in sitzender Stellung, den er auf einem Consol in der Ecke seines Zimmers angebracht hatte.

„Nun hatte ich Gelegenheit, mich in dem Zimmer umzusehen. Über dem Sofa hing ein Ölbild Goethes, auf dem Schreibpult stand die Büste Kants, viele Porträts, unter andern Shakespeare, Cartesius, Claudius mit Kant auf einem Blatte, schmückten die Wände, auch waren einige Tierstücke in Kupferstich vorhanden, unter welchen ich einen Riedinger zu entdecken glaubte. Als er sah, daß ich sie mit Aufmerksamkeit betrachtete, sagte er: ‚Ich besitze noch eine ganze Collection solcher Stiche, muß sie aber in Mappen aufbewahren. Goethe hatte in seinen Zimmern eine zweckmäßige Einrichtung getroffen. Er hatte große Rahmen angebracht, in welche sein Diener täglich neue Kunstwerke einschieben mußte, so daß, sowohl für Goethe, als seine Besucher die Gelegenheit geboten war, sie längere Zeit und mit größerer Aufmerksamkeit betrachten zu können.

Auf dem Gebiet der Tiermalerei ist für einen tüchtigen Maler noch viel zu leisten. Aber er muß mit dem Auge des Künstlers die scharfe Beobachtungsgabe des Naturforschers verbinden. Er muß die Physiognomie des Tieres in aller Bestimmtheit erfassen, muß es verstehen, das Tier in seinen charakteristischen Situationen, die oft nur einen Moment währen, zu belauschen, in seiner Phantasie festzuhalten und dann in aller Treue wiederzugeben. Die Engländer, die auf andren Gebieten der bildenden Kunst wenig Hervorragendes geleistet haben, sind hier, wie in der Karikatur, die ja oft an die Grimasse der Tiere, besonders des Affen erinnert, Meister. Auch dem sogenannten Seelenleben der Tiere wendet man jetzt wieder eine größere Aufmerksamkeit zu. Welche interessante Beobachtung hat man bei den Ratten gemacht. Schon durch ihre klugen Augen bekunden sie einen ungewöhnlichen Intellekt. Von ihrer List und Schlauheit weiß man viel zu erzählen. Mit welcher Klugheit wissen sie z. B. die Eier in ihre Löcher zu schaffen. Auch ihr Familienleben ist ein inniges. So sah man eine alte Ratte ihr erblindetes Junges an einem Stocke weiter transportieren. Man ist nun endlich auch dem fabelhaften Rattenkönig auf die Spur gekommen. Er wird von einer Anzahl Ratten gebildet, die mit ihren Schwänzen zusammengewachsen sind, was vermutlich bei einem engen Zusammenkauern, um sich vielleicht vor der Kälte zu schützen, geschehen sein mag.' — An der Wand waren viele Daguerrotypen angeheftet, die Schopenhauer in den verschiedensten Stellungen seines Kopfes zeigten. ‚Sie sind nicht gelungen', sagte er. ‚Der Verfertiger war ein Stümper, ich habe ihn aber auch abgefertigt. Diese

da scheint mir und andern, die sie gesehen, die gelungenste zu sein.' — Als ich Kants Büste betrachtete, sagte er: ‚Es ist ein gutes Werk, und es ist mir eine Freude, die Büste des Mannes in meiner Nähe zu haben, der auf mein Leben und Denken einen so mächtigen Einfluß ausgeübt hat. Ich besitze noch eine unschätzbare Reliquie von ihm.' Hierauf brachte er mir ein Buch: ‚Es ist Kants Handexemplar der ‚Kritik der praktischen Vernunft', welches er bei seinen Vorlesungen benutzte, mit Randbemerkungen von seiner eigenen Hand. Ich verdanke diesen Schatz der Gefälligkeit eines Freundes, aber nur leihweise, denn ich mußte ihm versprechen, daß es nach meinem Tode, wieder an ihn, den Eigentümer, zurückgehen müsse.' Er kam dann auf seine eigenen Werke und erzählte, ein Verehrer seiner Philosophie habe ihm geschrieben, er habe diese Werke stets bei sich, sogar auf seinem Nachttisch liegen, und verrichte an ihnen seine Morgen- und Abendandacht. ‚Überhaupt', sagte er mit einem triumphierenden Lächeln, ‚meine Zeit ist gekommen, die ich mit Ruhe und Zuversicht erwarten konnte und deren ich gewiß war. Die Herren Philosophieprofessoren können mich nicht länger todtschweigen, oder hämisch begeifern. In allen Kreisen werde ich gelesen, und von allen Seiten wird mein Porträt verlangt. Suchslandt will mich mit Kant als Pendant auf Einem Blatte stechen lassen. Im Auftrag des Geheimerath Krüger hat mich Hamel gemalt; ich kannte ihn durch das Porträt des Justinus Kerner. Aber mein Porträt ist schlecht gelungen. Es ist gut gemalt, der junge Mann hat Talent, aber es ist nicht ähnlich, ich gleiche eher einem Dorfschulzen. Krüger hat ihn, wie ich höre, schlecht bezahlt. Das ist ein Unrecht. Der Künstler soll sich nach dem Wert seines Bildes bezahlen lassen, das ist ein reeller Verdienst, nicht ein Schwindel wie die Börsenspielerei. Meissoniers kleines Bild ‚Les trois amies' kostete eine horrende Summe, aber man zahlte es gerne, denn es ist ein vortreffliches Bild. Den Geldprotzen gegenüber hatte Rembrandt vollkommen recht, sich für gestorben auszugeben, um den Wert seiner Werke zu erhöhen. Die Maler klagen über Mangel an Absatz, aber sie sind bisweilen auch zu faul, und dann sollten sie mit dem Preis doch auch ein wenig auf die Vermögensverhältnisse ihrer Käufer Rücksicht nehmen. —

‚Ich bin schwer zu malen, ich bin zu mobil. Der Künstler muß mich geistig aufzufassen wissen.

‚Auch Lunteschütz hat mich gemalt. Das Bild wird für gut gehalten, aber ich bin zu sehr idealisiert. Er wollte mir durchaus ein Buch in die Hand geben. Er malte es im Auftrage eines Gutsbesitzers Wiesecke, der ihm 25 Louisd'or dafür bezahlte. Eine Kopie will er für 20 Louisd'or liefern. In meiner Jugendzeit kostete ein Porträt durchgängig 10 Louisd'or; in Dresden forderte selbst ein vorzüglicher Maler nicht mehr als 12 Louisd'or. Nun will mich auch noch der Maler Göbel malen. Das verspricht etwas Gutes zu werden. Ich kenne ein Bild von ihm, welches auf der Ausstellung war und sehr bewundert wurde: eine alte Bäuerin, die in einem Gebetbuch liest. Er ist ein Realist und scheint sich Courbet zum Vorbild genommen zu haben. Courbet ist ein ganz vorzüglicher Künstler, aber das Sozialistische, Aufstachelnde, welches er in seinen Bildern ‚Das Leichenbegängniß' und ‚Der Steinklopfer' zur Darstellung brachte, war

mir zuwider, während sein Porträt eine ganz vorzügliche Leistung war.' Ich frug ihn nun, ob er nicht auch aus seinen jüngeren Jahren ein Porträt besitze. Er zeigte mir nun ein Bild aus dem Mannesalter, das ihn in antikem Kostüm darstellte. Interessant wäre es, meinte ich, wenn Sie ein Bild aus Ihrer früheren Jugendzeit besitzen würden, etwa aus der Zeit, in welcher Sie die ‚vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde' geschrieben haben. ‚Ich besitze ein solches', erwiderte er mir, fast geheimnißvoll, ‚aber ich zeige es ungern, habe es überhaupt nur Wenigen gezeigt.' Dann will ich nicht unbescheiden sein und es zu sehen verlangen. ‚Ihnen zeige ich es,' sagte er darauf und brachte mir ein kleineres, aber sehr schön gemaltes Porträt. Ich merkte, als ich dasselbe betrachtete, wie er mich mit seinen großen Augen forschend ansah, als ob er den Eindruck erkunden wollte, den es auf mich machte. ‚Sie sind frappiert, sind frappiert', sagte er dann hastig, ‚ich weiß auch den Grund: die roten Haare stören Sie.' Allerdings, da ich Sie nur mit weißen Haaren gekannt. — ‚Ich habe nie rote Haare gehabt, nie,' sprach er dann, fast etwas heftig. ‚Ich hatte ein eigentümlich blondes Haar, welches der Maler nur durch ein rotes Untermalen herstellen konnte. Nun hatte ich das Bild während meines Aufenthaltes in Dresden am Fenster hängen, durch welches die warmen Sonnenstrahlen fortwährend auf das Bild wirkten, und zuletzt die obere Lasur gänzlich wegleckten, so daß zuletzt nur das Rot übrig blieb. Das Bild wird auf die Nachwelt kommen; um nun dem Irrtum vorzubeugen, als hätte ich rote Haare gehabt, schrieb ich auf die Hinterseite des Bildes, wie Sie sehen, in lateinischer, deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache: ‚Ich habe nie rote Haare gehabt.' — ‚Welche Werke haben Sie von mir gelesen?', frug er mich nun. Ich erwiderte, vorerst nur die ‚Welt als Wille und Vorstellung'. ‚Sie müssen alle meine Werke, ja, jede Zeile lesen; ich habe mich nie wiederholt, wohl aber einen Gegenstand von den verschiedensten Seiten betrachtet und war immer bestrebt, meinen Lesern das Verständnis schwierigerer metaphysischer Begriffe durch höchst mögliche Klarheit, oft auch durch Gleichnisse zu erleichtern.' Unterdessen war die Zeit herangekommen, zu welcher er gewöhnlich zum Mittagtisch in den Englischen Hof zu gehen pflegte. Ich sah, wie er auf seine Uhr blickte, und sah dieses als ein Zeichen, mich zu empfehlen, an. Er reichte mir sehr freundlich die Hand, und ich dankte ihm aufs wärmste, daß er mir gestattet habe, ihn zu besuchen. Ich hatte noch so manche Frage auf dem Herzen und frug darum schüchtern, ob er mir erlaube, meinen Besuch zu wiederholen. ‚Gern', erwiderte er, ‚aber ich bin morgens oft mit einer Arbeit oder Lektüre beschäftigt, und breche nur ungern das Begonnene ab. Das Beste wäre dann, wenn Sie bei meiner Haushälterin nachfragen und sich bei mir melden lassen würden.' Ich dankte ihm zum wiederholten Male und, als ich das Zimmer verließ, fielen mir die Worte aus Goethes Götz ein:

‚Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen!'"

Ableben Schopenhauers. — Seine Beisetzung. — Sein Testament.

Schon Jahre vor seinem Tode hatte Schopenhauer sein Testament gemacht. Als nun im Jahre 1858 sein Freund Dr. Emden, sein Testamentsvollstrecker, gestorben war, beauftragte er den Frankfurter Stadtrichter Dr. Gwinner (seinen späteren Biographen) mit der Ausführung seines letzten Willens. Seine Hoffnung, hundert Jahre und älter zu werden, sollte sich leider nicht erfüllen. Von einer Lungenentzündung im September 1860 erholte er sich zwar scheinbar, doch wurde er alsbald von Brustkrämpfen befallen, und bei einem derselben, am 20. September, stürzte er zu Boden und verletzte sich an der Stirn. Am 21. September war er aber wie gewöhnlich aufgestanden, hatte seine kalten Abwaschungen vorgenommen und wollte eben, auf dem Sofa sitzend, seinen Kaffee trinken — da sank er zurück — ein Lungenschlag hatte seinem Leben ein schmerzloses Ende bereitet, so, wie er es sich immer gewünscht. Auf seine ausdrückliche Anordnung unterblieb die Sezierung seiner Leiche. „Haben sie vorher nichts gewußt" (nämlich die Ärzte) „so sollen sie auch nachher nichts wissen," hatte er noch kurz vor seinem Ende dem Dr. Gwinner erklärt, als dieser auf das Thema anspielte.

Am 24. September wurde die Leiche Schopenhauers, das gewaltige Haupt mit einem Lorbeerkranz geschmückt, in einem eichenen Sarge öffentlich in der Totenhalle des Frankfurter Friedhofes ausgestellt. Am 26. September erfolgte die Beerdigung; eine Anzahl treuer Anhänger trug den Meister zur letzten Ruhestätte. Sein Grab bedeckt eine mächtige Granitplatte, auf der nach des Philosophen letztwilliger Verfügung nur die Worte stehen: Arthur Schopenhauer.

Die Hinterlassenschaft Schopenhauers belief sich auf mehr als 70000 rheinische Gulden, eine reichhaltige Bibliothek, zahlreiche Kunstgegenstände und das Verlagsrecht seiner Werke. Zum Universalerben setzte der Philosoph den in Berlin errichteten Fonds zur Unterstützung der in den Jahren 1848 und 1849 invalide gewordenen preußischen Soldaten usw. ein. Mit Legaten in Geld bedachte er entfernte Verwandte in Danzig, seine einstige Geliebte, Fräulein Medon in Berlin, seine Haushälterin Margarethe Schnepp, die auch das gesamte Silberzeug und Mobiliar erhielt, und seinen Pudel Atma. (Vgl. S. 199 f. usf. Darstellung.) Das Verlagsrecht seiner Werke und seine wissenschaftlichen Manuskripte selbst vermachte Schopenhauer dem Dr. Frauenstädt, seine Bibliothek dem Dr. Gwinner, seine Porträts usw. der Frankfurter Stadtbibliothek. (Vgl. a. a. O. S. 207/8.) Unter seine ältesten Anhänger verteilte er dann noch letzwillig seine goldene Uhr, seine goldene Brille, sein Petschaft und andere kostbare Gegenstände, die er persönlich im Gebrauch gehabt hatte.

Im Jahre 1895 hat die Stadt Frankfurt dem Philosophen eine Kolossal-Bronzebüste errichtet, zu welcher der Entwurf von dem Bildhauer Schierholz herrührt.

Schopenhauers Schriften nach ihrer Entstehungszeit und ihrem Zusammenhang.

„Non multa, sed multum" — unter diesem Gesichtspunkt wollte Schopenhauer seine gesamte Schriftstellerei betrachtet wissen. Er selbst übte an seinem Schaffen fortgesetzt Kritik und blieb sich stets bewußt, nur der Sache wegen, nie um äußerer Vorteile willen schreiben zu dürfen. Für die Nachwelt, die ihm ein besseres Verständnis entgegenbringen würde als die Mitwelt, bestimmte er seine Werke, und er hat sich in der Voraussicht, daß ihm die Anerkennung der Einsichtigen, wenn auch spät, in vollem Maße zuteil werden würde, bekanntlich nicht getäuscht. Die Werke des Philosophen sind heute in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet; zu einer ganzen Bibliothek ist die Literatur über ihn angeschwollen, und außerordentlich groß ist die Beeinflussung des gesamten Kulturlebens der jüngsten Jahrzehnte durch Schopenhauersche Gedanken gewesen. Über die Vorzüge seiner Werke nach Inhalt und äußerer Gestalt, über die staunenswerte Gelehrsamkeit bei anmutigstem Ausdruck, über die Wahrheit, Rücksichtslosigkeit und Originalität dieser Schöpfungen ist bereits früher ausführlich gehandelt worden. Hier gilt es, in chronologischer und organischer Übersicht das Schaffen Schopenhauers darzulegen:

Daß er schon als Jüngling Tagebücher und philosophische Aufzeichnungen geschrieben hat, wurde bereits erwähnt. Einen literarischen Wert können diese unreifen Ergüsse natürlich nicht beanspruchen. Für den

Fachgelehrten kommen dagegen die selbständigen Bemerkungen in Betracht, die Schopenhauer zu den sorgfältig geführten Niederschriften der von ihm gehörten Kollegien gemacht hat. Auch der Schopenhauer-Biograph findet hier so manches wertvolle Material; in noch höherem Grade gilt dies von dem ausgedehnten Briefwechsel*) des Philosophen und von den Berichten über Begegnungen mit ihm.

Das erste selbständige Werk Schopenhauers war seine Doktordissertation: „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde",**) erschienen 1813; in zweiter verbesserter Auflage 1847; in dritter, noch von Schopenhauer vorbereitet, aber erst nach dem Tode des Philosophen von Frauenstädt herausgegeben 1864.

Hieran schlossen sich:

1816: „Über das Sehn und die Farben."***) (Zweite Auflage 1854. Lat. Bearbeitung: „Theoria colorum" 1830.)

1819: „Die Welt als Wille und Vorstellung." 1. Band.†) (2. Aufl. 1844; 3. Auflage 1859).

1836: „Über den Willen in der Natur."††) (Ergänzung zum 2. Buche des 1. Bandes der „W. a. W. u. V.") 2. Auflage 1854.

*) Eine Übersicht über die Briefpublikationen, die sich auf Schopenhauer beziehen — und zwar knüpfen sie sich an die Namen Becker, Frauenstädt, Lindner, Asher und Schemann —, liefert Ed. Grisebach in der Einleitung zu der von ihm herausgegebenen Hauptkorrespondenz des Philosophen „Schopenhauers Briefwechsel usw. aus den Jahren 1813—1860." (Univ. Bibl. Nr. 3676—80.) Diese Briefe gewähren durch ihre geistreiche Form, durch die Mannigfaltigkeit der darin behandelten Themata und den nicht selten überraschenden Humor eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung und Unterhaltung. Man lernt hier den großen Denker von seinen menschlichsten Seiten kennen. — **) Univ.-Bibl.: Nr. 2801—5. — ***) Nr. 2861—65. — †) Nr. 2761—65. — ††) Nr. 2801—5.

Darauf folgte die am 26. Januar 1839 von der Königl. Norwegischen Societät zu Drontheim gekrönte Preisschrift: „Über die Freiheit des menschlichen Willens;“*)

1840 die von der Königl. Dänischen Societät nicht gekrönte Abhandlung: „Über das Fundament der Moral.“*)

Letztere beiden Schriften gab Schopenhauer 1840 unter dem gemeinsamen Titel: „Die beiden Grundprobleme der Ethik“*) heraus. Von der 2. Auflage der „Grundprobleme der Ethik“ — Brockhaus hatte die neue Auflage in Verlag genommen — kamen die Autorexemplare gerade am Todestage Schopenhauers, 21. September 1860, in Frankfurt an.

1843 erschien der 2. Band der „Welt als Wille und Vorstellung“,**) (zugleich mit der 2. Auflage des 1. Bandes und zwar im Brockhausschen Verlage. Die nächste Auflage des Hauptwerkes, die Schopenhauer auch noch vorbereitet hatte, ist 1859 erschienen).

1851 erschien das letzte Werk Schopenhauers, und dieses lenkte endlich die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf den Philosophen, eine Sammlung kleinerer Abhandlungen, unter dem Titel: „Parerga und Paralipomena“, Band 1 und 2.***)

*) 2801—5.

**) Nr. 2781—85.

***) Univ.-Bibl. Nr. 2821—25 u. 2841—45. Einen Sonderabdruck der wichtigsten Abschnitte daraus, der „Aphorismen zur Lebensweisheit“, hat ebenfalls die Univ.-Bibl. veröffentlicht. (Nr. 5002/3.) Im Vorwort zu dieser Spezialausgabe, die auch mit des Philosophen Porträt und einem Faksimile seiner Unterschrift geschmückt ist, hat der Verfasser der vorliegenden Schopenhauer-Biographie neben verschiedenen bibliographischen Daten auch eine Anleitung zum zweckmäßigsten Studium der Werke des großen Pessimisten gegeben. Zur Ergänzung der oben im Text enthaltenen Mitteilungen und der Ausführungen S. 238 bis 279 unserer Darstellung sei auf diese Einführung verwiesen.

Aus dem Nachlaß Schopenhauers hat Grisebach ferner „Balthasar Gracians Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit“ herausgegeben, die „Anmerkungen zu Locke und Kant, sowie zu nachkantischen Philosophen“; weiter kleine Abhandlungen zur Philosophie, Dialektik usw. und „Neue Paralipomena“.*)

Das Seite 160 f. unserer Darstellung genannte umfangreiche Manuskript der Universitätsvorlesungen Schopenhauers, das sich auf der Königl. Bibliothek in Berlin befindet, gelangt, wie bereits angegeben, im VIII. Bande der großen Schopenhauer-Ausgabe von Paul Deussen zur Veröffentlichung.

Die Manuskriptbücher Schopenhauers — insgesamt zehn große Bände, sorgfältig geordnet und paginiert, — von ihm eigenhändig vom September 1818 bis zum April 1852 niedergeschrieben, sind aus dem Nachlaß Frauenstädts ebenfalls in den Besitz der Berliner Königl. Bibliothek gekommen. Sie führen die Titel:

1. Reisebuch (angefangen im September 1818).
2. Foliant „ „ Januar 1821).
3. Brieftasche „ „ Mai 1822).
4. Quartant „ „ November 1824).
5. Adversaria „ „ März 1828).
6. Cogitata „ „ Februar 1830).
7. Cholerabuch „ „ September 1831).
8. Pandektä „ „ „ 1832).
9. Spicilegia „ „ April 1837).
10. Senilia „ „ „ 1852).

Charakteristisch für die Methode Schopenhauers, für die ganze Art seines wissenschaftlichen Arbeitens

*) Der ganze Nachlaß findet sich in der Univ.-Bibl. unter den Nummern 2771—72; 2919—20; 3002—3 u. 3131—35.

ist eine gelegentliche Äußerung in seinen Selbstbekenntnissen, eine ebenso scharfsinnige wie psychologisch interessante Darlegung seines Wesens. Sich selbst rechnet er auch an jener Stelle zu den Genies: „Dem Treiben eines jeden Genies nun" — so führt er aus — § 657, „Neue Paralip." — liege ein angeborener Kunstgriff, „ein Kniff" zu Grunde, „der die geheime Springfeder aller seiner Werke ist, und dessen Ausdruck man auf seinem Gesicht erblickt." Weiter heißt es dann: „Mein Kniff ist, das lebhafteste Anschauen oder das tiefste Empfinden, wann die gute Stunde es herbeigeführt hat, plötzlich und im selben Moment mit der kältesten und abstraktesten Reflexion zu übergießen und es dadurch erstarrt aufzubewahren. Also ein hoher Grad von Besonnenheit."

Betrachtet man unter einem solchen Gesichtspunkt die Schriften des Philosophen, so gewinnen sie auch rein formell noch an Interesse. Stellenweise artet jener „Kniff" bis zur Manier aus, und es kommen dann die geistreichen, drastischen Paradoxien zustande, die ihrem Urheber lebhafte Bewunderer, aber auch — heftige Gegner erweckt haben.

Das gewissermaßen Lauernde, Abwartende, von dem er hier spricht, das Abpassen des günstigen Momentes, wie ihn der Jäger beobachten muß, kann man wohl auch in der Physiognomie namentlich des alternden Schopenhauer finden. Die oben angezogene Stelle, an der er so kühl und abwägend über sich selbst spricht, sich über sein innerstes Wesen Rechenschaft gibt — eine Veröffentlichung jener Aufzeichnungen *εἰς ἑαυτόν* lag ihm bekanntlich gänzlich fern — ist zugleich wieder ein Beleg für seine rücksichtslose Wahrheitsliebe, für seine Offenheit. Er ist sich selbst sozusagen ein anatomisch-psychologisches Untersuchungsobjekt geworden und notiert den Befund mit ruhiger Gelassenheit.

Besonders ergiebig an Material zur Beurteilung der Methode Schopenhauers, wie reich an subjektiven Momenten sind die Vorreden zur ersten bis dritten Auflage seines Hauptwerkes, der „W. a. W. u. V." In psychologischer Hinsicht liefert namentlich ein Vergleich zwischen der Vorrede zur ersten und derjenigen zur zweiten Auflage, die fünfundzwanzig Jahre auseinander liegen, höchst interessante Anhaltspunkte zur Rekonstruktion des Entwicklungsprozesses im Geistes- und Gefühlsleben des Philosophen. Die dritte Auflage der „W. a. W. u. V." erschien erst weitere fünfzehn Jahre später, — 1859, ein Jahr vor dem Tode des Meisters. Die Vorrede zu dieser Auflage ist viel sachlicher und kürzer, als ihre beiden Vorgängerinnen. An die Stelle der grimmigen Ausfälle gegen die „Philosophieprofessoren", gegen „Georgiasse und Hippiasse", die „windbeutelnden Sophisten", ist hier die knappgefaßte Konstatierung der Tatsache getreten, daß das „Wahre und Echte", seine Philosophie, doch endlich durchzudringen begonnen habe. Freilich beklagt es Schopenhauer schmerzlich, daß die dritte Auflage seines Hauptwerkes erst in seinem 72. Lebensjahre erscheine, während er erst dreißig Jahre zählte, als die erste Auflage herauskam; aber er tröstet sich in abgeklärter Greisenstimmung mit dem Bewußtsein, daß seine Wirksamkeit „einer alten Regel gemäß, in dem Verhältnis lange dauern wird, als sie spät angefangen hat."

Es ist derselbe Grundgedanke, mit dem er die Vorrede zur zweiten Auflage eröffnete. „Nicht den Zeitgenossen, nicht den Landsgenossen, — der Mensch-

heit übergebe ich mein nunmehr vollendetes Werk, in der Zuversicht, daß es nicht ohne Wert für sie sein wird," hatte er dort mit stolzer Würde erklärt. Nur für die Menschheit, nicht für das vorübereilende, mit seinem einstweiligen Wahn beschäftigte Geschlecht — so führt er weiter aus — könne es gewesen sein, daß sein Kopf fast wider seinen Willen, ein langes Leben hindurch seiner Arbeit unausgesetzt obgelegen habe. An dem Wert derselben habe während dieser Zeit auch der Mangel an Teilnahme ihn nicht irremachen können, weil fortwährend das Falsche und zuletzt das Unsinnige, das ist die Hegelsche Philosophie; in allgemeiner Verehrung gestanden habe, während ihm „die erquickende Aussicht auf die Nachwelt" ein Trost gewesen sei. Schopenhauer kommt schließlich zu folgender feingeschliffener Bemerkung: „Wer eine Sache, die nicht zu materiellem Nutzen führt, ernsthaft nimmt und betreibt, darf auf die Teilnahme der Zeitgenossen nicht rechnen." Ergreifend klingt dann auch die Bemerkung am Schluß der Selbstbekenntnisse: „Die Zeit hat auch mir Rosen gebracht, aber weiße." Er endigt diese seine vertraulichen Aufzeichnungen mit der Bemerkung: „Beinahe wäre es mir ergangen wie dem hungernden Kinde im Volksliede:

Und als das Brot gebacken war,
Lag das Kind auf der Todtenbahr!"

Der Aufbau des philosophischen Systems Schopenhauers.

Im Gegensatz namentlich zu der minutiös gegliederten Darstellungsform Kants findet sich bei Schopenhauer eine ähnlich ausgearbeitete, streng systematisch durchgeführte Anordnung seiner Lehren nicht. Für denjenigen aber, der sich mit der Schreibweise des Frankfurter Philosophen, mit seiner Art, Probleme zu behandeln, vertraut gemacht hat, bedeutet dieser „Mangel an Wissenschaftlichkeit" sicher nur einen Vorzug. Ohne des großen Königsbergers unsterbliche Verdienste um die Erneuerung der Philosophie verkleinern zu wollen, wird man Schopenhauer recht geben müssen, wenn er der Darstellungsart Kants etwas euphemistisch nachsagt, sie sei von einer „glänzenden Trockenheit" — ja, oft ist sie, bei aller Tiefe oder vielleicht gerade wegen dieser, mehr trocken als glänzend. Dabei darf man allerdings nicht vergessen, daß die epochemachenden Schriften Kants aus dessen abgeklärtester Altersperiode herrühren, und daß er in einer Zeit die schwierigsten philosophischen Fragen erörtert hat, in der die deutsche Sprache sich noch in jenem Stadium der Ungelenkigkeit und Unbildsamkeit befand, aus dem sie erst allmählich durch unsere klassische Literatur, zunächst besonders durch den nachhaltigen Einfluß von Lessings kritischem Bemühen herausgebracht wurde.

Schopenhauer dagegen verfaßte sein Hauptwerk, als er noch nicht dreißig Jahre alt war, und die Ergänzungen dazu bis zum noch nicht vollendeten vierundfünfzigsten Lebensjahre. Außerdem verfügte

er, wie wir gesehen haben, über ein staunenswertes universelles, an der Antike geadeltes, durch weite Reisen und den Verkehr in internationalen Kreisen geschärftes Wissen. Dann schuf er in völlig freier Unabhängigkeit, ungehemmt von Rücksichten auf Amt und Broterwerb. Überdies hatte die deutsche Sprache durch den Einfluß Schillers und Goethes, Herders und Wielands und deren Epigonen inzwischen jene Vollendung erreicht, die sie zu einem volltönigen, harmonisch abgestimmten Werkzeug, zum klaren, kraftvollen, bezwingenden Ausdruck des Gedankens geeignet machte.

Alle diese günstigen Umstände haben es gefügt, daß Schopenhauers Schriften noch heute, nach mehr als einem halben Jahrhundert seit dem Dahinscheiden ihres Verfassers, lesbar, ja in hohem Grade, ganz abgesehen von ihrem Inhalt, auch in formaler Beziehung fesselnd sind. Wir werden später noch auf diese Vorzüge in der Darstellungsart Schopenhauers zurückkommen. Hier genüge die Konstatierung der Tatsache, daß in der ganzen Geschichte der deutschen Philosophie niemand so spannend und geistvoll, so witzig und andrerseits so erschütternd originell zu schreiben verstanden hat, wie Schopenhauer. Unter seinen direkten und indirekten Schülern kommen nur zwei dem Meister hierin annähernd gleich: Nietzsche und der Dichterphilosoph Hieronymus Lorm. Von seinen Zeitgenossen konnte keiner auch nur entfernt mit ihm in der Kunst der Darstellung wetteifern.

Die Gründe, auf die es zurückzuführen war, daß Schopenhauer jahrzehntelang trotz des Eintretens einzelner hervorragender Persönlichkeiten für ihn jede

Wirkung auf weitere Kreise versagt blieb, sind schon früher auseinandergesetzt worden.

Schopenhauer hat überhaupt — dies muß immer wieder betont werden, — nicht für andere, nicht im Hinblick auf den Eindruck bei seinen Zuhörern philosophiert, sondern er hat — und damit trifft man wohl den Kern seines Wirkens am genauesten — als philosophisches Genie auch bei der Abfassung seines Hauptwerkes, der „W. a. W. u. V.“, immer nur für sich gedacht, ein grandioses philosophisches Selbstbekenntnis abgelegt, sicher, daß es, wenn auch niemals von der großen Masse, doch allmählich von den ihm im Geiste Verwandten erkannt und anerkannt werde.

Kein Glück auf Erden, — sagt er einmal, — komme dem gleich, welches ein schöner und fruchtbarer Geist zur glücklichen Stunde in sich selbst finde; das charakteristische Merkmal der Geister ersten Ranges sei die Unmittelbarkeit aller ihrer Urteile. Die Selbstdenker haben, „gleich den Fürsten, eine Reichsunmittelbarkeit, im Reiche der Geister: die übrigen sind alle mediatisiert; welches schon an ihrem Stil, der kein eigenes Gepräge hat, zu ersehen ist.“ Die Urteile eines solchen Selbstdenkers entsprängen, wie die Beschlüsse eines Monarchen, aus seiner eigenen Machtvollkommenheit; nur das lasse er gelten, was er selbst bestätigt hat. „Das Vulgus der Köpfe hingegen, befangen in allerlei geltenden Meinungen, Autoritäten und Vorurteilen, gleicht dem Volke, welches dem Gesetze und Befehle schweigend gehorcht.“ Schopenhauer teilt überhaupt alle Denker in zwei Klassen ein, nämlich einmal in solche, die zunächst für sich, und in solche, die sogleich für Andere denken. „Jene sind

die echten, sind die Selbstdenker, im zwiefachen Sinne des Worts; sie sind die eigentlichen Philosophen. Denn ihnen allein ist es Ernst mit der Sache. Auch besteht der Genuß und das Glück ihres Daseins eben im Denken. Die anderen sind die Sophisten: sie wollen scheinen, und suchen ihr Glück in Dem, was sie dadurch von Anderen zu erlangen hoffen; hierin liegt ihr Ernst. Welcher von beiden Klassen Einer angehöre, läßt sich bald merken, an seiner ganzen Art und Weise. Lichtenberg ist ein Muster der ersten Art: Herder gehört schon der zweiten an." Im XXIII. Kapitel der „Parerg. u. Paralip. II." führt er diese Betrachtungen in geistreicher Art weiter aus, indem er erklärt, es gäbe dreierlei Autoren: „erstlich solche, welche schreiben, ohne zu denken. Sie schreiben aus dem Gedächtnis, aus Reminiszenzen, oder gar unmittelbar aus fremden Büchern. Diese Klasse ist die zahlreichste. — Zweitens solche, die während des Schreibens denken. Sie denken, um zu schreiben. Sind sehr häufig. — Drittens solche, die gedacht haben, ehe sie ans Schreiben gingen. Sie schreiben bloß, weil sie gedacht haben. Sind selten." Jener Schriftsteller der zweiten Art, der das Denken bis zum Schreiben aufschiebt, sei dem Jäger zu vergleichen, der aufs Geratewohl ausgeht: er wird schwerlich viel nach Hause bringen. „Hingegen wird das Schreiben des Schriftstellers der dritten, seltenen Art einer Treibjagd gleichen, als zu welcher das Wild zum voraus eingefangen und eingepfercht worden, um nachher haufenweise aus solchem Behältnisse herauszuströmen in einen anderen ebenfalls umzäunten Raum, wo es dem Jäger nicht entgehen kann; so daß er jetzt bloß mit dem Zielen und Schießen (der Darstellung) zu tun hat. Dies ist die Jagd, welche etwas abwirft." Im weiteren Verfolg dieser Auseinandersetzung kommt er dann zu dem grimmigen Bekenntnis: „Die denkenden Köpfe, die Menschen von richtigem Urteil und die Leute, denen es Ernst mit der Sache ist, sind alle nur Ausnahmen; die Regel ist überall in der Welt das Geschmeiß: und dieses ist stets bei der Hand und emsig bemüht, das von jenen nach reiflicher Überlegung Gesagte auf seine Weise zu verschlimmbessern." In rückhaltloser Weise pflichtet Schopenhauer ferner Goethes berühmtem Ausspruch bei: „Nur die Lumpe sind bescheiden." Die so oft betonte Aufforderung zur Bescheidenheit sei geradezu ein Kennzeichen der Beschränktheit und Mittelmäßigkeit derer, die sie aussprechen, und könne auch nur für beschränkte und mittelmäßige Köpfe Geltung haben. Der Selbstdenker, zumal in seiner höchsten Steigerung zum Genie, stehe turmhoch über allen solchen kleinlichen Beschränkungen, und es sei selbstverständlich, daß er die Überlegenheit, die Überzeugung von dem Werte seiner Persönlichkeit und seines Schaffens auch seine Umgebung fühlen lasse.*)

*) Als eine interessante, geistreiche Parallelstelle zu den oben angeführten Darlegungen Schopenhauers darf insbesondere auch § 286 der „Parerg. u. Paralip. II." gelten. Da heißt es: „Wenige schreiben wie ein Architekt baut, der zuvor seinen Plan entworfen und bis ins Einzelne durchdacht hat; — vielmehr die Meisten nur so, wie man Domino spielt. Wie nämlich hier, halb durch Absicht, halb durch Zufall, Stein an Stein sich fügt, — so steht es eben auch mit der Folge und dem Zusammenhang ihrer Sätze. Kaum, daß sie ungefähr wissen, welche Gestalt im Ganzen herauskommen wird und wo das Alles hinaus soll. Viele wissen selbst Dies nicht, sondern schreiben, wie die Korallenpolypen bauen: Periode fügt sich an Periode, und es geht wohin Gott will. Zudem ist das Leben der „Jetztzeit" eine große Gallopade: in der Litteratur gibt sie sich kund als äußerste Flüchtigkeit und Liederlichkeit." Vgl. auch a. a. O. §§ 295 bis; 296 u. 296 bis; „Neue Paralip:" §§ 530; 532; 536; 538; 648; 668; 671; 680 u. ö.

Aus diesem Vollbewußtsein des Reichtums seines Geistes erklärt sich auch jenes poetische Selbstbekenntnis, das Schopenhauer im April 1819 auf der Reise von Neapel nach Rom niederschrieb, nachdem sein Hauptwerk im November des vorhergehenden Jahres erschienen war. Er selbst hat diese Auslassung mit der Überschrift: „Unverschämte Verse" versehen:

„Aus langgehegten, tiefgefühlten Schmerzen
Wand sich's empor aus meinem innern Herzen.
Es festzuhalten hab' ich lang' gerungen:
Doch weiß ich, daß zuletzt es mir gelungen.
Mögt euch drum immer wie ihr wollt gebärden:
Des Werkes Leben könnt ihr nicht gefährden.
Aufhalten könnt ihr's, nimmermehr vernichten:
Ein Denkmal wird die Nachwelt mir errichten."

Dieses hochentwickelte Selbstbewußtsein hat sich bekanntlich bei Schopenhauer mit den Jahren immer mehr gesteigert. Er fand in ihm das Gegengewicht gegen die ihm jahrzehntelang versagte Anerkennung; und aus diesem Arsenal der eigenen Wertschätzung holte er sich auch die scharfgeschliffenen Waffen, mit denen er seine persönlichen und seine wissenschaftlichen Feinde, alle Gegner, mochten sie so hoch stehen, wie sie wollten, erbarmungslos zu Boden schlug. Autoritäten existierten für ihn nicht. Wohl weiß er zahlreiche, seinem System günstige Stellen aus den Werken der Griechen und Römer und namentlich auch der Inder aufzufinden, ebenso zitiert er häufig Kant und hebt mit Genugtuung die Übereinstimmung des einen oder anderen seiner Grundgedanken mit den Forschungsergebnissen des Königsberger Meisters oder mit dem Gedankengange eines Plato hervor. Niemals aber pflichtet er ohne Prüfung, ohne eingehende Kritik

einer dieser Autoritäten bei. Ja, er scheut sich nicht, bei aller Verehrung für den Meister schon als sechsundzwanzigjähriger junger Mann in einem besonderen, umfangreichen Anhange zu seinem Hauptwerk eine „Kritik der Kantischen Philosophie" zu geben — eine Untersuchung, die vielleicht das Beste darstellt, was je über und gegen Kant geschrieben worden ist. Für die Beurteilung des Verhältnisses der Schopenhauerschen Philosophie zu der seines bedeutendsten Vorgängers ist das allerdings nicht leichte Studium dieses Abschnittes unerläßlich, ebenso zum Verständnis der Grundgedanken Schopenhauers überhaupt.

Nach Schopenhauers eigenen Worten bringt Kants Lehre „in jedem Kopf, der sie gefaßt hat, eine fundamentale Veränderung hervor, die so groß ist, daß sie für eine geistige Wiedergeburt gelten kann." Wer sich der Kantischen Philosophie nicht bemeistert habe, sei, „was sonst er auch getrieben haben mag, gleichsam im Stande der Unschuld, nämlich in demjenigen natürlichen und kindlichen Realismus befangen geblieben, in welchem wir alle geboren sind, der zu allem Möglichen, nur nicht zur Philosophie befähigt. Folglich verhält ein solcher sich zu jenem Ersteren wie ein Unmündiger zum Mündigen."

Schopenhauer steht auf den Schultern Kants — das ist eine Tatsache, und er selbst rühmt sich dessen an zahlreichen Stellen, aber er nimmt zugleich das Verdienst für sich in Anspruch, Kant vielfach berichtigt zu haben und über ihn hinausgegangen und damit zur Schaffung eines eigenen, durchaus selbständigen Systems gelangt zu sein.

„Kants größtes Verdienst ist die Unterscheidung der Erscheinung vom Dinge an sich"

— damit faßt Schopenhauer die Quintessenz der Kantischen Philosophie zusammen. Er akzeptiert die von Kant in dessen „transzendentaler Ästhetik“ aufgestellten Grundsätze des erkenntnistheoretischen Idealismus. Kant verfuhr durchaus subjektiv: er unterzog den einen vor ihm fast gänzlich vernachlässigten Faktor zur Erklärung des Weltproblems — das menschliche Erkenntnisvermögen — der genauesten Prüfung. Dabei gelangte er zur Entdeckung der Apriorität, d. h. des Angeborenseins der Formen der Anschauung, Zeit und Raum — und der dem Verstand allein eigentümlichen Denkform der Kausalität, d. h. der Intellektualität der Anschauung überhaupt. Damit schuf er die Grundlage alles Philosophierens im modernen wissenschaftlichen Sinne.

Schopenhauer drückt das kurz und bündig aus in dem ersten Satz, mit dem er den ersten Band seines Hauptwerkes eröffnet: „Die Welt ist meine Vorstellung“. Dies sei eine Wahrheit, welche in Beziehung auf jedes lebende und erkennende Wesen gelte; wiewohl der Mensch allein sie in das reflektierte abstrakte Bewußtsein bringen könne: und tue er dies wirklich, so sei die philosophische Besonnenheit bei ihm eingetreten. „Es wird ihm dann deutlich und gewiß, daß er keine Sonne kennt und keine Erde; sondern immer nur ein Auge, das eine Sonne sieht, eine Hand, die eine Erde fühlt; daß die Welt, welche ihn umgibt, nur als Vorstellung da ist, d. h. durchweg nur in Beziehung auf ein Anderes, das Vorstellende, welches er selbst ist.“

An anderer Stelle — „Satz vom Grunde“, § 21 — führt er diesen Gedanken weiter aus: „Man muß

von allen Göttern verlassen sein, um zu wähnen, daß die anschauliche Welt da draußen, wie sie den Raum in seinen drei Dimensionen füllt, im unerbittlich strengen Gange der Zeit sich fortbewegt, bei jedem Schritt durch das ausnahmslose Gesetz der Kausalität geregelt wird, in allen diesen Stücken aber nur die Gesetze befolgt, welche wir, vor aller Erfahrung davon, angeben können, — daß eine solche Welt da draußen ganz objektiv-real und ohne unser Zutun vorhanden wäre; dann aber, durch die bloße Sinnesempfindung, in unsern Kopf hineingelangte, woselbst sie nun, wie da draußen, noch ein Mal dastände. Denn was für ein ärmliches Ding ist doch die bloße Sinnesempfindung! . . . Die Empfindung jeder Art ist und bleibt ein Vorgang im Organismus selbst, als solcher aber auf das Gebiet unterhalb der Haut beschränkt, kann daher, an sich selbst, nie etwas enthalten, das jenseit dieser Haut, also außer uns läge.“

Die wahre Beschaffenheit der Außenwelt um uns bleibt nach Kant und Schopenhauer für uns immer unerkennbar. Es ist Kants berühmtes und geheimnisvolles „Ding an sich“, das jenseits aller Erfahrung liegt. Eine Wissenschaft des Unbedingten gibt es sonach nicht; damit ist jeder Methaphysik die Möglichkeit einer Begründung durch die Erfahrung, d. h. der Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung entzogen. Der Kantische Kritizismus ist die philosophische Feststellung der tragischen Tatsache, daß der Mensch sich immer in der Lage des Faust befinden wird. Des Lebens letzte Rätsel werden dem Menschen immer unlösbar bleiben. Diese Unerkennbarkeit des Dinges an sich ist in jüngster Zeit von Hieronymus Lorm,

der Kant näher steht als Schopenhauer, in sehr glücklicher Weise als „wissenschaftlicher Pessimismus“ bezeichnet und zur Grundlage eines gefühlsmäßig aufgefaßten philosophischen Systems der Erlösung, des „grundlosen Optimismus“ ausgebaut worden.

Schopenhauer hat diesen Weg der bewußten Resignation verschmäht. Dagegen ist er sich über die Tragweite der Kantischen Unterscheidung des Dinges an sich von der Erscheinung völlig klar. Ja, er schwelgt förmlich in der Ausmalung dieses Verhältnisses und findet immer neue, zum Teil hochpoetische Schilderungen, Bilder und Parabeln, in denen er sich und seinen Lesern die Grenzen des menschlichen Erkennens zum Bewußtsein zu bringen sucht. Hierher gehören die §§ 106 und 107, 109, 145, 153, 299 der „Neuen Paralipomena“, sowie der zweistrophige Hymnus auf Kant aus dem Jahre 1820 in den „Parerg. u. Paralip. II.“ S. 693, ferner die Kap. I—VI ebenda, Kap. I—IV des I. Bandes der „Parerga“ usw.

Die Summe aller Vorstellungen, aller Erkenntnisvermögen ist nun nach Schopenhauer das Bewußtsein, der Intellekt. Träger desselben ist das Gehirn; der Intellekt ist die einzige Funktion des Gehirns. Sie zerfällt 1. in das Bewußtsein von anderen Dingen — der Intellekt baut sich vermittels der Erkenntnisformen der Zeit, des Raumes und der Kausalität die objektive Welt auf. So wird die Welt „meine Vorstellung“. Auf die von Schopenhauer dann höchst scharfsinnig geführten Untersuchungen über das Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt für die Bedeutung alles Erkennens, auf seine tiefgehende Zergliederung der vierfachen Formen des Satzes vom zureichenden Grunde kann hier, wo es sich nur um die Darlegung der Hauptprinzipien seines Systems handelt, nicht weiter eingegangen werden.

Das Bewußtsein ist nun nicht nur ein solches von den „äußeren Dingen“, wofür Schopenhauer häufig auch den Ausdruck „äußere Erfahrung“ gebraucht — sondern es tritt zweitens auch als Selbstbewußtsein oder innere Erfahrung auf.

Indem Schopenhauer die Beschaffenheit dieses Selbstbewußtseins zu ergründen versucht, tut er den folgenschweren Schritt über Kant hinaus. „Wir wollen“ — erklärt er im § 17 a. E. „W. a. W. u. V. I“ — „die Bedeutung jener Vorstellung wissen: wir fragen, ob diese Welt nichts weiter als Vorstellung sei; in welchem Falle sie wie ein wesenloser Traum, oder ein gespensterhaftes Luftgebilde, an uns vorüberziehen müßte, nicht unserer Beachtung werth; oder aber ob sie noch etwas Anderes, noch etwas außerdem ist, und was sodann dieses sei. Soviel ist gleich gewiß, daß dieses Nachgefragte etwas von der Vorstellung völlig und seinem ganzen Wesen nach Grundverschiedenes sein muß, dem daher auch ihre Formen und ihre Gesetze völlig fremd sein müssen; daß man daher von der Vorstellung aus zu ihm nicht am Leitfaden derjenigen Gesetze gelangen kann, die nur Objekte, Vorstellungen, untereinander verbinden; welches die Gestaltungen des Satzes vom Grunde sind.

„Wir sehen schon hier, daß von außen dem Wesen der Dinge nimmermehr beizukommen ist: wie immer man auch forschen mag, so gewinnt man nichts, als Bilder und Namen. Man gleicht einem, der um ein Schloß herumgeht, vergeblich einen Eingang suchend und einstweilen die Fassaden skizzierend. Und doch

ist dies der Weg, den alle Philosophen vor mir gegangen sind." Schopenhauer führt im Anschluß hieran weiter aus, daß das Problem, was die Welt an sich ist, dem Forscher ewig unlösbar bleiben müßte, wenn dieser selbst nichts weiter als das rein erkennende Subjekt (geflügelter Engelskopf ohne Leib) wäre. Schopenhauer aber findet den Ausweg aus dieser ungeheuren Schwierigkeit, an der seiner Ansicht nach alle philosophischen Systeme vor ihm zerschellt sind, in folgendem Gedankengange: Der Forscher wurzelt „selbst in jener Welt, findet sich nämlich in ihr als Individuum, d. h. sein Erkennen, welches der bedingende Träger der ganzen Welt als Vorstellung ist, ist dennoch durchaus vermittelt durch einen Leib, dessen Affektionen, wie gezeigt, dem Verstande der Ausgangspunkt der Anschauung jener Welt sind. Dieser Leib ist dem rein erkennenden Subjekt als solchem eine Vorstellung wie jede andere, ein Objekt unter Objekten: die Bewegungen, die Aktionen desselben sind ihm insoweit nicht anders, als wie die Veränderungen aller anderen anschaulichen Objekte bekannt, und wären ihm ebenso fremd und unverständlich, wenn die Bedeutung derselben ihm nicht etwan auf eine ganz andere Art enträtselt wäre. Sonst sähe er sein Handeln auf dargebotene Motive mit der Konstanz eines Naturgesetzes erfolgen, eben wie die Veränderungen anderer Objekte auf Ursachen, Reize, Motive. Er würde aber den Einfluß der Motive nicht näher verstehen, als die Verbindung jeder andern ihm erscheinenden Wirkung mit ihrer Ursache. Er würde dann das innere, ihm unverständliche Wesen jener Äußerungen und Handlungen seines Leibes, eben auch eine Kraft, eine Qualität, oder

einen Charakter, nach Belieben, nennen, aber weiter keine Einsicht darin haben. Diesem allen nun aber ist nicht so: vielmehr ist dem als Individuum erscheinenden Subjekt des Erkennens das Wort des Rätsels gegeben: und dieses Wort heißt Wille. Dieses, und dieses allein, gibt ihm den Schlüssel zu seiner eigenen Erscheinung, offenbart ihm die Bedeutung, zeigt ihm das innere Getriebe seines Wesens, seines Tuns, seiner Bewegungen. Dem Subjekt des Erkennens, welches durch seine Identität mit dem Leibe als Individuum auftritt, ist dieser Leib auf zwei ganz verschiedene Weisen gegeben: einmal als Vorstellung in verständiger Anschauung, als Objekt unter Objekten, und den Gesetzen dieser unterworfen; sodann aber auch zugleich auf eine ganz andere Weise, nämlich als jenes Jedem unmittelbar Bekannte, welches das Wort Wille bezeichnet."

An anderer Stelle faßt Schopenhauer den hier entwickelten Gedankengang noch schärfer, indem er erklärt: „Ding an sich bedeutet das unabhängig von unsrer Wahrnehmung Vorhandene, also das eigentlich Seiende. Dies war dem Demokritos die geformte Materie: das Selbe war es im Grunde noch dem Locke: Kanten war es = x; mir Wille." Rühmend preist er das Verdienstvolle dieser seiner Entdeckung und hält sie für bedeutender als die Auffindung eines neuen Kontinentes durch Kolumbus oder die Ermittelung des Seeweges nach Ostindien. In § 103 der „Neuen Paralip." erklärt er: „Die Zerlegung des bis dahin einfachen Ich in Willen und Erkenntnis mag so unerwartet sein, als die des Wassers in Wasserstoff und Sauerstoff: sie ist der Wendepunkt meiner Philosophie." (Ähnlich ebenda § 105.)

Der Fundamentalgrundsatz aller Schopenhauerschen Philosophie lautet also: Die Welt ist Vorstellung und zugleich Wille. Es ergibt sich sonach die einzig in der Geschichte der Philosophie dastehende Tatsache, daß schon der bloße Titel des Hauptwerkes eines Philosophen die Quintessenz des Inhaltes seines Systems ausdrückt. Das Primäre, das Ursprüngliche, das Metaphysische, das Ding an sich — alle diese Bezeichnungen verwendet Schopenhauer gleichwertig, um ein und dasselbe auszudrücken — ist der Wille; das Sekundäre oder Akzidentielle, Subsidiäre — ebenfalls sämtlich Bezeichnungen des Philosophen — ist die Vorstellung, der Intellekt. Durch Analogie überträgt dann Schopenhauer das angeblich gefundene Ding an sich vom Individuum auf die objektive Welt, auf alles Existierende überhaupt. In § 19 „W. a. W. u. V. I" steht die berühmte Stelle, ohne die ein Verständnis der Schopenhauerschen Philosophie in ihren letzten Konsequenzen und in ihrem innersten Zusammenhang nicht möglich ist. Es heißt da: „Wir werden demzufolge die nunmehr zur Deutlichkeit erhobene doppelte, auf zwei völlig heterogene Weisen gegebene Erkenntnis, welche wir vom Wesen und Wirken unseres eigenen Leibes haben, weiterhin als einen Schlüssel zum Wesen jeder Erscheinung in der Natur gebrauchen und alle Objekte, die nicht unser eigener Leib, daher nicht auf doppelte Weise, sondern allein als Vorstellungen unserm Bewußtsein gegeben sind, eben nach Analogie jenes Leibes beurteilen und daher annehmen, daß, wie sie einerseits, ganz so wie er, Vorstellung und darin mit ihm gleichartig sind, auch andererseits, wenn man ihr Dasein als

Vorstellung des Subjekts bei Seite setzt, das dann noch übrig Bleibende, seinem innern Wesen nach, dasselbe sein muß, als was wir an uns Wille nennen. Denn welche Art von Dasein oder Realität sollten wir der übrigen Körperwelt beilegen? woher die Elemente nehmen, aus der wir eine solche zusammensetzen? Außer dem Willen und der Vorstellung ist uns gar nichts bekannt, noch denkbar. Wenn wir der Körperwelt, welche unmittelbar nur in unserer Vorstellung dasteht, die größte uns bekannte Realität beilegen wollen; so geben wir ihr die Realität, welche für Jeden sein eigener Leib hat: denn der ist Jedem das Realste. Aber wenn wir nun die Realität dieses Leibes und seine Aktionen analysiren, so treffen wir, außerdem daß er unsere Vorstellung ist, nichts darin an, als den Willen: damit ist selbst seine Realität erschöpft. Wir können daher eine anderweitige Realität, um sie der Körperwelt beizulegen, nirgends finden. Wenn also die Körperwelt noch etwas mehr sein soll, als bloß unsere Vorstellung, so müssen wir sagen, daß sie außer der Vorstellung, also an sich und ihrem innersten Wesen nach, Das sei, was wir in uns selbst unmittelbar als Willen finden." Aus der doppelten Beschaffenheit eines jeglichen Wesens in der Natur, indem es zugleich Erscheinung und Ding an sich ist, „oder auch natura naturata und natura naturans", ist es, wie Schopenhauer wiederholt ausführt, einer zwiefachen Erklärung fähig: einer physischen und einer metaphysischen. „Die physische ist allemal aus der Ursache; die metaphysische allemal aus dem Willen: denn dieser ist es, der in der erkenntnislosen Natur sich darstellt als Naturkraft, höher hinauf als Lebenskraft, im

Tier und Menschen aber den Namen Willen erhält."

In § 64 „Parerg. u. Paralip. II" behandelt der Philosoph in sehr interessanter Weise eine der Hauptschwierigkeiten dieses Auseinanderfallens alles Seienden in Erscheinung und Ding an sich. Eine solche Trennung ist ja in Wirklichkeit nur für das erkennende Subjekt vorhanden. Da nun alles Verstehen ein Akt der Vorstellung ist, bleibt es wesentlich auf dem Gebiete der Vorstellung. Diese liefert aber nur Erscheinungen; somit ist auch alles Verstehen auf die Erscheinung beschränkt. „Wo das Ding an sich anfängt, hört die Erscheinung auf, folglich auch die Vorstellung, und mit dieser das Verstehn. An dessen Stelle tritt aber hier das Seiende selbst, welches sich seiner bewußt wird als Wille. Wäre dieses Sichbewußtwerden ein unmittelbares; so hätten wir eine völlig adäquate Erkenntnis des Dinges an sich. Weil es aber dadurch vermittelt ist, daß der Wille den organischen Leib und, mittelst eines Teiles desselben, sich einen Intellekt schafft, dann aber erst durch diesen sich im Selbstbewußtsein als Willen findet und erkennt; so ist diese Erkenntnis des Dinges an sich erstlich durch das darin schon enthaltene Auseinandertreten eines Erkennenden und eines Erkannten und sodann durch die vom cerebralen Selbstbewußtsein unzertrennliche Form der Zeit bedingt, daher also nicht völlig erschöpfend und adäquat." An zahlreichen Stellen führt Schopenhauer dann den hier angedeuteten Gedanken, daß jeder Philosophie etwas Unerklärliches, Metaphysisches zugrunde liege, weiter aus. Besonders klar faßt er diese Tatsache und den Kern seiner Lehre in dem Schlußsatz des § 155 der „Neuen Paralip.":

„Philosophie ist eigentlich das Bestreben, durch die Vorstellung hindurch das zu erkennen, was nicht Vorstellung ist und doch auch in uns selbst zu finden sein muß, sonst wir bloße Vorstellung wären." Die Begreiflichkeiten liegen alle im Gebiete der Vorstellung, da sie die Verknüpfung einer Vorstellung mit der anderen sind. Die Unbegreiflichkeiten dagegen treten erst ein, sobald man an das Gebiet des Willens stößt, d. h. sobald der Wille unmittelbar in die Vorstellung eintritt. Schon jede Körperbewegung bleibe unbegreiflich; „sodann Organismus, Vegetation, Kristallisation, jede Naturkraft: sie bleiben unbegreiflich, weil der Wille sich hier unmittelbar kund macht." Man dürfe nie vergessen, daß die Dinge zwar einerseits ganz begreiflich seien und ihr Zusammenhang völlig faßlich ist (Seite der Erscheinung); „daß sie aber andrerseits durchweg geheimnisvoll, rätselhaft, schlechthin unbegreiflich sind (Seite des Dinges an sich)." Dann werde man nicht gewisse Annahmen, „weil sie auf jener ersten Seite keine Statt haben können, schlechthin verwerfen, wie da sind Vorsehung und Leitung der zufälligen Begebenheiten, Geistererscheinungen, Magie, Prophezeiungen, Sympathie u. dergl. m. Denn man würde im höchsten Grade einseitig urteilen."

Hier also ist der sehr bemerkenswerte Zusammenhang der mystischen Anschauungen Schopenhauers mit dem Grundgerüst seines philosophischen Systems in unzweideutigster Weise aufgedeckt. Er sucht sich theoretisch über diese merkwürdige Seite seiner Persönlichkeit Rechenschaft zu geben, und damit gewinnen diese Momente seines Wesens, um derentwillen er bis in die neueste Zeit hinein von oberflächlichen Beur-

teilern so lebhaft getadelt und mit Spott und Hohn überschüttet worden ist, eine ganz andere, durchaus konsequente Bedeutung. Wir haben früher bereits betont, daß Schopenhauer fest an warnende und weissagende Träume, an Mesmerismus (tierischen Magnetismus), an das Tischrücken, an Somnambulismus, an das „zweite Gesicht", an das Erscheinen Verstorbener, überhaupt an das Hereinragen der Geisterwelt in die Alltäglichkeit geglaubt hat, und zwar ist er diesem Glauben von Jugend an bis in sein spätestes Alter unverbrüchlich treu geblieben. Ja, er hat sich nicht gescheut, trotz seiner umfassenden Kenntnisse auf sämtlichen Gebieten der Naturwissenschaften und namentlich auch der Medizin in sehr entschiedener Weise für das Berechtigte der erwähnten vielumstrittenen Phänomene einzutreten. Von besonderem Interesse sind in dieser Beziehung wegen der Reichhaltigkeit der darin niedergelegten Beobachtungen in den Parergis und Paralipomenis I die beiden ungemein frisch geschriebenen Abhandlungen: „Transscendente Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen" und „Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt."

Hierher gehört auch der siebente Abschnitt der Schrift „Über den Willen in der Natur", betitelt „Animalischer Magnetismus und Magie". Hier konstatiert Schopenhauer die Tatsache, „daß kein magnetischer Akt ohne den Willen wirksam ist, hingegen der bloße Wille, ohne äußern Akt jede magnetische Wirkung hervorbringen kann. Die Manipulation scheint nur ein Mittel zu sein, den Willensakt und seine Richtung zu fixiren und gleichsam zu verkörpern." Schopenhauer gibt dann im weiteren Verlauf seiner Darstellung eine ganze Reihe merkwürdiger Fälle und interessanter Beobachtungen aus dem Gebiete der Magie, des Hellsehens usw. Sehr beachtenswert sind auch seine Ansichten über die Schwierigkeit, einwandfrei beglaubigte Berichte über den Verlauf hypnotischer und spiritistischer Experimente zu erlangen, und zwar gelte dies sowohl für die Vergangenheit als für die Gegenwart. Zugleich habe von jeher der Aberglaube bei allen hier in Frage kommenden Geschehnissen seine Hand häufig im Spiele gehabt. Überdies sei in den Schriften selbst der bedeutendsten Alchimisten ein Wust von Lug, Trug und Unsinn enthalten, so daß es schwer sei, die wenigen echten Goldkörner herauszufinden. Eine Berichtigung, eine Klärung der Ansichten sei in neuerer Zeit einmal durch das Aufblühen der Naturwissenschaften, namentlich durch die Entwicklung der Medizin eingetreten, sowie zweitens durch die Kantische Philosophie, durch die Lehre von der Erscheinung und dem Ding an sich. — Sehr interessant ist a. a. O. (III. Band Sämtl. Werke S. 304f.) die Stelle: „Um über alle geheime Sympathie, oder gar magische Wirkung, vorweg zu lächeln, muß man die Welt gar sehr, ja, ganz und gar begreiflich finden. Das kann man aber nur, wenn man mit überaus flachem Blick in sie hineinschaut, der keine Ahnung davon zuläßt, daß wir in ein Meer von Rätseln und Unbegreiflichkeiten versenkt sind und unmittelbar weder die Dinge, noch uns selbst, von Grund aus kennen und verstehn. Die dieser Gesinnung entgegengesetzte ist es eben, welche macht, daß fast alle große Männer, unabhängig von Zeit und Nation, einen gewissen Anstrich von Aberglauben verraten haben. Wenn

unsere natürliche Erkenntnisweise eine solche wäre, welche uns die Dinge an sich, und folglich auch die absolut wahren Verhältnisse und Beziehungen der Dinge, unmittelbar überlieferte; dann wären wir allerdings berechtigt, alles Vorherwissen des Künftigen, alle Erscheinungen Abwesender, oder Sterbender, oder gar Gestorbener und alle magische Einwirkung a priori und folglich unbedingt zu verwerfen. Wenn aber, wie Kant lehrt, was wir erkennen, bloße Erscheinungen sind, deren Formen und Gesetze sich nicht auf die Dinge an sich selbst erstrecken; so ist eine solche Verwerfung offenbar voreilig, da sie sich auf Gesetze stützt, deren Apriorität sie gerade auf Erscheinungen beschränkt, hingegen die Dinge an sich, zu denen auch unser eigenes inneres Selbst gehören muß, von ihnen unberührt läßt. Eben diese aber können Verhältnisse zu uns haben, aus denen die genannten Vorgänge entsprängen, über welche demnach die Entscheidung a posteriori abzuwarten, nicht ihr vorzugreifen ist."

Man würde nun freilich ein ganz falsches Bild von der Persönlichkeit Schopenhauers und von dem Wesen seines Systems erhalten, wollte man das Schwergewicht auf diese Partien, auf diese Eigentümlichkeiten, für die er selbst eine erschöpfende, wissenschaftliche Erklärung nicht geben kann, legen. Auch die Bedeutung eines Kant liegt nicht in dessen vielberufener Schrift „Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik."*) Und doch wird niemand diese Abhandlung in den Werken des großen Königsbergers missen wollen, dient sie ja nicht nur zur Charakteristik eines kulturgeschichtlichen Momentes der Vergangenheit, sondern in noch viel höherem Grade zur Kennzeichnung einer ganz intimen, aber bedeutungsvollen Seite in dem Wesen des „Alleszermalmers", die uns sonst vielleicht auf immer verborgen geblieben wäre. Soviel ist sicher, daß jene mit der Mystik zusammenhängende Auslassung des Verfassers der „Kritik der reinen Vernunft" ohne eigentlichen Konnex mit dessen sonstigen philosophischen Auseinandersetzungen dasteht. In Schopenhauers System hingegen haben die entsprechenden Darlegungen über die dunkelsten Partien der Erscheinungswelt, wie erwähnt, sehr wohl organischen Zusammenhang mit den Grundlagen seiner Lehre überhaupt.

*) Univ.-Bibl. Nr. 1320.

Das beste Gegengewicht gegen eine falsche Beurteilung Schopenhauers in der angedeuteten Richtung bildet das Studium der Abhandlung „Über den Willen in der Natur" (im III. Band der Sämtlichen Werke). Diese Schrift erschien in erster Auflage 1836, in zweiter, erheblich erweiterter Form 1854. Der Untertitel dieser Abhandlung läßt schon einen Schluß auf die Wichtigkeit derselben zu. Schopenhauer bezweckt mit ihr: „Eine Erörterung der Bestätigungen, welche die Philosophie des Verfassers, seit ihrem Auftreten, durch die empirischen Wissenschaften erhalten hat."

Die Schrift ist allerdings stark mit polemischen Elementen durchsetzt, die man heute nur mit sehr gemischten Gefühlen aufnehmen kann. Anderseits aber enthält sie eine solche Fülle der bemerkenswertesten empirischen Einzelforschungen und gibt in der fesselnden Zusammenstellung dieser ein so erstaunliches Bild von der außerordentlichen Gelehrsamkeit des Autors, daß ihr Wert für alle Zeiten gesichert erscheint. Selbst da, wo die Spezialwissenschaften heute in der Deutung einzelner Vorgänge zu anderen, ab-

weichenden Resultaten gelangt sind, behalten die Schopenhauerschen Ausführungen den Reiz ehrlichster Überzeugungstreue, unermüdlichen Forscherfleißes und biographisch-geschichtliches Interesse. In der Einleitung zu der Abhandlung gibt Schopenhauer nachstehenden Abriß des Hauptinhaltes seiner Philosophie — eine Darlegung, die die oben angeführten Stellen in vorzüglicher Weise ergänzt. Es heißt da: „Die nun hier anzuführenden fremden und empirischen Bestätigungen betreffen sämtlich den Kern und Hauptpunkt meiner Lehre, die eigentliche Metaphysik derselben, also jene paradoxe Grundwahrheit, daß das, was Kant als das Ding an sich der bloßen Erscheinung, von mir entschiedener Vorstellung genannt, entgegensetzte und für schlechthin unerkennbar hielt, daß, sage ich, dieses Ding an sich, dieses Substrat aller Erscheinungen, mithin der ganzen Natur, nichts anderes ist, als jenes uns unmittelbar Bekannte und sehr genau Vertraute, was wir im Inneren unseres eigenen Selbst als Willen finden; daß demnach dieser Wille, weit davon entfernt, wie alle bisherigen Philosophen annahmen, von der Erkenntnis unzertrennlich und sogar ein bloßes Resultat derselben zu sein, von dieser, die ganz sekundär und spätern Ursprungs ist, grundverschieden und völlig unabhängig ist, folglich auch ohne sie bestehen und sich äußern kann, welches in der gesamten Natur, von der tierischen abwärts, wirklich der Fall ist; ja, daß dieser Wille, als das alleinige Ding an sich, das allein wahrhaft Reale, allein Ursprüngliche und Metaphysische, in einer Welt, wo alles übrige nur Erscheinung, d. h. bloße Vorstellung, ist, jedem Dinge, was immer es auch sein mag, die Kraft verleiht, vermöge

deren es dasein und wirken kann; daß demnach nicht allein die willkürlichen Aktionen tierischer Wesen, sondern auch das organische Getriebe ihres belebten Leibes, sogar die Gestalt und Beschaffenheit desselben, ferner auch die Vegetation der Pflanzen und endlich selbst im unorganischen Reiche die Kristallisation und überhaupt jede ursprüngliche Kraft, die sich in physischen und chemischen Erscheinungen manifestiert, ja, die Schwere selbst, — an sich und außer der Erscheinung, welches bloß heißt, außer unserm Kopf und seiner Vorstellung, geradezu identisch sind mit dem, was wir in uns selbst als Willen finden, von welchem Willen wir die unmittelbarste und intimste Kenntnis haben, die überhaupt möglich ist; daß ferner die einzelnen Äußerungen dieses Willens in Bewegung gesetzt werden bei erkennenden, d. h. tierischen Wesen durch Motive, aber nicht minder im organischen Leben des Tieres und der Pflanze durch Reize, bei Unorganischen endlich durch bloße Ursachen im engsten Sinne des Wortes; welche Verschiedenheit bloß die Erscheinung betrifft; daß hingegen die Erkenntnis und ihr Substrat, der Intellekt, ein vom Willen gänzlich verschiedenes, bloß sekundäres, nur die höhern Stufen der Objektivation des Willens begleitendes Phänomen sei, ihm selbst unwesentlich, von seiner Erscheinung im tierischen Organismus abhängig, daher physisch, nicht metaphysisch, wie er selbst; daß folglich nie von Abwesenheit der Erkenntnis geschlossen werden kann auf Abwesenheit des Willens; vielmehr dieser sich auch in allen Erscheinungen der erkenntnislosen, sowohl der vegetabilischen, als der unorganischen Natur nachweisen läßt; also nicht, wie man bisher ohne Ausnahme annahm, Wille durch Erkennt-

nis bedingt sei; wiewohl Erkenntnis durch Wille." Mit unverhohlener Freude verzeichnet Schopenhauer im Anschluß hieran die Tatsache, daß diese „so paradox klingende Grundwahrheit" seiner Lehre in allen ihren Hauptpunkten von den empirischen, aller Metaphysik möglichst aus dem Wege gehenden Wissenschaften so viele überraschende Bestätigungen erhalten habe. Die Gewalt der Wahrheit habe diese Bestätigungen im Laufe vieler Jahre nach dem Erscheinen seines Hauptwerkes ans Licht gebracht.

Wie klar und richtig, durchaus modern Schopenhauer über den Wert der Naturwissenschaften schon vor mehr als sechzig Jahren gedacht hat, davon zeugt u. a. der Eingang zum VI. Kapitel der „Neuen Paralipomena". Dort heißt es: „In diesem Jahrhundert ist der Glanz und daher die Präponderanz der Naturwissenschaften, wie auch die Allgemeinheit ihrer Verbreitung so mächtig, daß kein philosophisches System zu einer dauernden Herrschaft gelangen kann, wenn es nicht sich an die Naturwissenschaften schließt und in stätigem Zusammenhange mit ihnen steht. Sonst kann es sich nicht behaupten."

Auch an vielen Stellen der Briefe und der Gespräche Schopenhauers finden sich bemerkenswerte Hinweise auf den Wert eines gründlichen Studiums der Naturwissenschaften für jeden, der sich mit Philosophie befaßt. Es steht ferner fest, daß Schopenhauer die Hauptwerke Darwins (im Original) gelesen hat.*)

*) Vergl. den auch heute noch sehr lesenswerten Beitrag Hans Herrigs „Schopenhauer und Darwin", in Herrigs „Gesammelten Aufsätzen über Schopenhauer" — Univ.-Bibl. Nr. 3187.

Das Schwergewicht des Systems Schopenhauers liegt indes, wie bereits hervorgehoben, nicht auf naturwissenschaftlichem Gebiete, sondern baut sich auf erkenntnis-theoretischer Grundlage auf, läuft in Metaphysik aus und hat unverkennbar ethische Tendenz.

Von einer Entwicklung seiner Grundanschauungen, von einem Hinzukommen neuer Momente zu den einmal festgelegten Prinzipien ist bei Schopenhauer keine Rede; allenfalls nur von einer Vertiefung, von einem weiteren Ausbau des bereits erwähnten Fundamentalsatzes: die Welt ist Vorstellung, und die Welt ist Wille. Der Titel des Hauptwerks Schopenhauers drückt, wie gesagt, die Quintessenz seiner ganzen Philosophie aus. Das erste und das dritte Buch behandeln die Welt als Vorstellung; das zweite und das vierte Buch die Welt als Wille. In zwei „Betrachtungen" zerfällt jene Behandlung der Welt als Vorstellung: die Vorstellung unterworfen dem Satze vom Grunde: das Objekt der Erfahrung und Wissenschaft (erstes Buch) und: die Vorstellung unabhängig vom Satze vom Grunde: die Platonische Idee: das Objekt der Kunst (drittes Buch).

Das zweite Buch erörtert: die Objektivation des Willens; das vierte Buch: nach erreichter Selbsterkenntnis die Bejahung und die Verneinung des Willens zum Leben.

Den Anhang zum Ganzen bildet die schon mehrfach erwähnte sehr wichtige „Kritik der Kantischen Philosophie" — eine Abhandlung, die in der jetzt vorliegenden Form die meisten Veränderungen von Schopenhauers Hand im Laufe der Jahrzehnte erfahren hat, während er an dem eigentlichen Hauptwerke, d. h. an dem soeben zergliederten ersten Bande

desselben, beim Erscheinen der verschiedenen Auflagen keinerlei erhebliche Abänderungen vorzunehmen für nötig hielt.

Vierundzwanzig Jahre nach Veröffentlichung des ersten Bandes der „W. a. W. u. V." erschien dann der zweite Band, welcher nach dem Untertitel die Ergänzungen zu den vier Büchern des ersten Bandes enthält. Den Paragraphen des ersten Bandes entsprechen hier meist in sich abgeschlossene Kapitel. Die Einteilung in vier Bücher ist auch hier beibehalten, und ebenso sind den einzelnen Büchern besondere Motti vorgesetzt.

Eine weitere Ergänzung des Hauptwerkes, und zwar speziell des zweiten Bandes, bilden die „Parerga und Paralipomena", und hier steht das Wichtigste im zweiten Bande derselben.

Unerläßlich zum Verständnis der Philosophie Schopenhauers ist nach dessen eigenen Worten weiter das Studium des ersten Kapitels seiner Abhandlung „Über das Sehen und die Farben".

Von noch größerer Wichtigkeit erscheint die gründliche Durcharbeitung der ersten philosophischen Schrift Schopenhauers: „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde." Es ist dies bekanntlich die Doktordissertation Schopenhauers; doch hat sie von ihm, wie auch schon erwähnt, mit jeder neuen Auflage neue Verbesserungen und Erweiterungen erfahren. Sie stellt vornehmlich den erkenntnis-theoretischen Teil der Philosophie Schopenhauers dar und steht im engsten Zusammenhang mit der „Kritik der Kantischen Philosophie."

Die oben schon ausführlicher behandelte kleine Schrift „Über den Willen in der Natur" bildet eine

wertvolle Ergänzung zum zweiten Buch der „W. a. W. u. V. I. u. II."

Schopenhauer hat dann noch zwei weitere Abhandlungen geschrieben: die „Preisschrift über die Grundlage der Moral" und die „Preisschrift über die Freiheit des Willens." Diese erschienen vereinigt unter dem Titel: „Die beiden Grundprobleme der Ethik." Diese beiden Schriften enthalten Ergänzungen zum vierten Buche der „W. a. W. u. V. I. u. II."

In dieser Weise gliedert sich der äußere und innere Aufbau des Schopenhauerschen Systems. Alle seine Schriften gelten in der Hauptsache dem Nachweis von der Richtigkeit des einen und einzigen Fundamentalsatzes: die Welt ist meine Vorstellung — die Welt ist Wille. Die ganze sinnliche und übersinnliche Welt durchforscht Schopenhauer, um in staunenswerter Fülle das Rüstzeug für sein Grundprinzip herbeizuschaffen. Es gibt kaum ein Problem, kaum eine Erscheinung der ihn umgebenden Welt, die er nicht einer Untersuchung daraufhin unterwirft, inwieweit sie seinem erkenntnis-theoretischen Prinzip und den Folgerungen daraus standhalten.

Die hauptsächliche logische Konsequenz seines Satzes, daß wir es nur mit Erscheinungen zu tun haben, und daß der Wille das Ding an sich darstellt, ist Schopenhauers Pessimismus, d. i. die Überzeugung, daß alles, was besteht, dem Untergang anheimfällt. Die Ansicht von der „leidvollen Beschaffenheit der Welt" ist wohl eines der von Schopenhauer selbst am meisten betonten Momente in seinem ganzen System; und wegen dieses Bestandteiles desselben sind gegen ihn auch die heftigsten Angriffe erfolgt. Diesen gegen-

über konnte sich Schopenhauer freilich auf die in der Geschichte niedergelegten Erfahrungen von Jahrtausenden berufen, und der Alltag mit seinen kleinen und großen Misèren, die Enttäuschungen, die der einzelne in seinem Lebenslaufe erfährt, Sorgen, Krankheit, Elend und zuletzt der Tod, der das Selbstbewußtsein vernichtet und die Bande alles Organischen auflöst, geben dem Philosophen recht, wenn er sich dem Bekenntnis des Dichters anschließt: „Denn alles, was besteht, ist wert, daß es zugrundegeht."

Der Wille als solcher ist in seinem Bestreben nach Erfüllung, nach Befriedigung seiner selbst an sich schon dem Untergange geweiht. Die Tragik alles Bestehenden, nicht nur des Menschen, liegt nun darin, daß der Wille, wenn er auch einmal in einem Falle seine Befriedigung gefunden hat, doch nicht erlischt, sondern sich wieder ein neues Ziel steckt, nach diesem hinstrebt, und dann wieder eines, und so fort ins Unendliche.

Schopenhauer aber bleibt in dem Nihilismus, der sich aus diesem Sachverhalt mit Naturnotwendigkeit ergeben muß, nicht stecken, sondern er schwingt sich auf einen höheren Standpunkt auf. Hierfür ist besonders nachfolgende Stelle — „W. a. W. u. V. I.," S. 359—60 wichtig: „Der Wille, welcher rein an sich betrachtet, erkenntnislos und nur ein blinder, unaufhaltsamer Drang ist, wie wir ihn noch in der unorganischen und vegetabilischen Natur und ihren Gesetzen, wie auch im vegetativen Teil unseres eigenen Lebens erscheinen sehen, erhält durch die hinzugetretene, zu seinem Dienst entwickelte Welt der Vorstellung die Erkenntnis von seinem Wollen und von dem was es sei, das er will, daß es nämlich nichts anderes sei,

als diese Welt, das Leben, gerade so, wie es dasteht. Wir nannten deshalb die erscheinende Welt seinen Spiegel, seine Objektität: und da, was der Wille will, immer das Leben ist, eben weil dasselbe nichts weiter, als die Darstellung jenes Wollens für die Vorstellung ist; so ist es einerlei und nur ein Pleonasmus, wenn wir statt schlechthin zu sagen, ‚der Wille', sagen, ‚der Wille zum Leben'.

Da der Wille das Ding an sich, der innere Gehalt, das Wesentliche der Welt ist; das Leben, die sichtbare Welt, die Erscheinung aber nur der Spiegel des Willens; so wird diese den Willen so unzertrennlich begleiten, wie den Körper sein Schatten: und wenn der Wille da ist, wird auch Leben, Welt da sein. Dem Willen zum Leben ist also das Leben gewiß, und solange wir von Lebenswillen erfüllt sind, dürfen wir für unser Dasein nicht besorgt sein, auch nicht beim Anblick des Todes. Wohl sehen wir das Individuum entstehen und vergehen: aber das Individuum ist nur Erscheinung, ist nur da für die im Satz vom Grunde, dem principio individuationis, befangene Erkenntnis: für diese freilich empfängt es sein Leben wie ein Geschenk, geht aus dem Nichts hervor, leidet dann durch den Tod den Verlust jenes Geschenks und geht ins Nichts zurück. Aber wir wollen ja eben das Leben philosophisch, d. h. seinen Ideen nach betrachten, und da werden wir finden, daß weder der Wille, das Ding an sich in allen Erscheinungen, noch das Subjekt des Erkennens, der Zuschauer aller Erscheinungen, von Geburt und von Tod irgend berührt werden. Geburt und Tod gehören eben zur Erscheinung des Willens, also zum Leben, und es ist diesem wesentlich, sich in Indivi-

duen darzustellen, welche entstehen und vergehen, als flüchtige, in der Form der Zeit auftretende Erscheinungen Desjenigen, was an sich keine Zeit kennt, aber gerade auf die besagte Weise sich darstellen muß, um sein eigentliches Wesen zu objektivieren. Geburt und Tod gehören auf gleiche Weise zum Leben und halten sich das Gleichgewicht als wechselseitige Bedingungen von einander, oder, wenn man etwan den Ausdruck liebt, als Pole der gesammten Lebenserscheinung." Die ganze Natur ist nur die Erscheinung und auch die Erfüllung des Willens zum Leben. „Die Form dieser Erscheinung ist Zeit, Raum und Kausalität, mittelst dieser aber Individuation, die es mit sich bringt, daß das Individuum entstehen und vergehen muß, was aber den Willen zum Leben, von dessen Erscheinung das Individuum gleichsam nur ein einzelnes Exempel oder Specimen ist, so wenig anficht, als das Ganze der Natur gekränkt wird durch den Tod eines Individuums. Denn nicht dieses, sondern die Gattung allein ist es, worau der Natur gelegen ist, und auf deren Erhaltung sie mit allem Ernst dringt, indem sie für dieselbe so verschwenderisch sorgt, durch die ungeheure Überzahl der Keime und die große Macht des Befruchtungstriebes. Hingegen hat das Individuum für sie keinen Wert und kann ihn nicht haben, da unendliche Zeit, unendlicher Raum und in diesen unendliche Zahl möglicher Individuen ihr Reich sind; daher sie stets bereit ist, das Individuum fallen zu lassen, welches demnach nicht nur auf tausendfache Weise, durch die unbedeutendsten Zufälle, dem Untergang ausgesetzt, sondern ihm schon ursprünglich bestimmt ist und ihm von der Natur selbst entgegengeführt wird, von dem Augenblick an,

wo es der Erhaltung der Gattung gedient hat. Ganz naiv spricht hierdurch die Natur selbst die große Wahrheit aus, daß nur die Ideen, nicht die Individuen eigentliche Realität haben, d. h. vollkommene Objektität des Willens sind. Da nun der Mensch die Natur selbst, und zwar im höchsten Grade ihres Selbstbewußtseins ist, die Natur aber nur der objektivierte Wille zum Leben ist; so mag der Mensch, wenn er diesen Gesichtspunkt gefaßt hat und dabei stehen bleibt, allerdings und mit Recht sich über seinen und seiner Freunde Tod trösten, durch den Rückblick auf das unsterbliche Leben der Natur, die er selbst ist. So folglich ist Schiwa mit dem Lingam, so jene antiken Sarkophage zu verstehen, die mit ihren Bildern des glühendsten Lebens dem klagenden Betrachter zurufen: Natura non contristatur." In wunderbar poetischer Weise schildert Schopenhauer dann die Nichtigkeit, die Vergänglichkeit alles Bestehenden. Das ewig Beharrende in der Erscheinungen Flucht aber sei der Wille als Ding an sich. Es komme nur darauf an, daß der Intellekt dies richtig erfasse, so gehe ihm die Erkenntnis der Ewigkeit, der Unzerstörbarkeit alles Bestehenden auf. Sinnlich angeschaut: die Materie bleibt; nur die Form wechselt. Alles komme darauf an, daß der Intellekt sich zur Herrschaft über den Willen aufschwinge. In dem Aufeinanderprallen der einzelnen Willensäußerungen in der anorganischen und organischen Natur, in der Durchkreuzung unzähliger Individuen als Willensträger ist das Unselige dieser Welt als Erscheinung besiegelt. In der Durchschauung des „principii individuationis," die bei den einzelnen in verschieden starkem Grade auftreten kann, ist der Weg zur Erlösung aus dem Leiden der

Welt gegeben. Schopenhauer formuliert dies für die Ethik in der berühmten indischen Formel „Tat twam asi", d. i. „Das bist du". Wer die Wesensgleichheit vor allem jedes Organischen eingesehen hat, wird es unterlassen, dem andern, wozu auch jedes Mitglied der Tierwelt gehört, Leiden zu verursachen, d. h. er wird kein Unrecht tun. Dies ist der Standpunkt der bloßen Gerechtigkeit: neminem laede!

Die allgemeine Hilfsbedürftigkeit alles Bestehenden im Verein mit der Erkenntnis, daß der Wille, wenn er zügellos angestachelt von der Leidenschaft oder maßlos entflammt vom Egoismus dahinschießt, alles Elend hervorruft, — diese beiden Momente führen dann aber weiter von der Gerechtigkeit zum Mitleid, zu dem Satze: „immo quantum potes iuva", — „hilf allen, soviel du kannst." So läuft die Philosophie Schopenhauers in die höchste ethische Forderung, in die der Nächstenliebe aus. Und zwar wird diese Forderung, wie gezeigt, nicht mit Rücksicht auf Belohnung oder Strafe gestellt, wie in den verschiedenen Religionssystemen, sondern sie ergibt sich logischerweise aus der erkenntnistheoretisch-metaphysischen Grundlage der ganzen Philosophie Schopenhauers. Das Mitleid ist das Gegengewicht zu seinem Pessimismus, und beide sind der Ausfluß seines Fundamentalsatzes: Die Welt ist Vorstellung und Wille zugleich.

Die Befreiung vom Sklavenjoch des Willens, die „willensfreie Erkenntnis" ist in Schopenhauers System die große Panacee in allem Elend und Leiden der Welt. Mit Begeisterung preist Schopenhauer deshalb die Askese und das Märtyrertum in der christlichen Kirche, und die tiefste Verachtung bezeigt er darum auch dem Judentum und dem Islam

als den beiden Religionen, die den „plattesten Optimismus" predigen, das Wohlsein in dieser Welt, die an sich doch dem Untergang geweiht ist. In hochpoetischer, tiefdurchdachter Weise schildert er dann das Verderbliche des Willens, wenn dieser nicht vom Intellekt gezügelt wird, im:

Rätsel der Turandot.

Ein Kobold ist's, zu unserm Dienst geworben,
Uns beizustehn, in uns'rer vielen Not.
Im Elend wären Alle wir gestorben,
Ständ' er uns nicht tagtäglich zu Gebot.

Doch strenger Zucht bedarf's, ihn zu regieren,
Daß stets gefesselt bleibe seine Macht;
Man darf ihn aus den Augen nicht verlieren,
Ihn keine Stunde lassen außer Acht.

Denn seine Art ist Teufelslist und Tücke:
Er brütet Unheil, sinnet auf Verrat;
Er stellet unserm Leben nach und Glücke,
Bereitet langsam grausenvolle Tat.

Gelingt es ihm, die Fesseln zu zerbrechen,
Und wird des lang beseufzten Zwangs er los;
So eilt er, für die Knechtschaft sich zu rächen,
Und seine Wut ist, wie sein Jubel, groß.

Er ist nun Herr, und wir sind seine Knechte:
Umsonst ist jeglicher Versuch fortan,
Zurückzubringen unsre alten Rechte:
Der Zwang ist aus, gebrochen ist der Bann.

Des Sklaven wilde Wut ist losgebunden,
Sie füllet Alles jetzt mit Tod und Graus:
In kurzer Frist, in wenig Schreckenstunden,
Verschlinget sie den Herren und sein Haus.

Höher noch, als der christliche Asket und Märtyrer oder der abendländische Mystiker steht aber

Schopenhauer der Saniassi, der indische Fakir und Büßer, der sich von der Herrschaft des Willens in beinahe völliger Weise freigemacht, der alle Regungen des Egoismus in sich ertötet hat, der als Bettler in Lumpen einhergeht und sein ganzes Streben darauf gerichtet hält, wunschlos und bedürfnislos zu erlöschen. Als annähernd gleichwertiges Seitenstück zu dieser indischen Askese rühmt Schopenhauer dann die entsagungsvolle Lehre des Abbé Rancé, des Stifters des Trappistenordens. Der Typus des „Heiligen" ist die Idealgestalt, auf die das ganze System Schopenhauers in seinen letzten Konsequenzen hinausläuft. Es ist sonach durch und durch atheistisch und negativ. Daß es Schopenhauer für seine Person nicht gelang, dieses Ziel zu erreichen, war bekanntlich sein größter Schmerz. Mit der Erlangung dieses letzten metaphysischen Zieles wäre natürlich, wenn es jemals allgemeine Verwirklichung haben könnte, die gesamte gegenwärtige Kultur in Frage gestellt, ja ausgelöscht. Das Bestehen des Menschengeschlechtes selbst müßte sein Ende finden, denn derjenige, der im Schopenhauerschen Sinne an der leidvollen Beschaffenheit der Welt nicht zweifelt, wird sich selbstverständlich hüten, Nachkommen zu erzeugen, denn mit jedem Zeugungsakt bejaht er in stärkster Weise diese Welt und verurteilt ein neues Individuum, diesen Weg des Leidens zu gehen. Schopenhauer hat sich im übrigen mit allem Nachdruck wiederholt gegen das angeblich Trostlose und Melancholische seiner Philosophie verwahrt, offenbar in der zutreffenden Erkenntnis, daß es wohl nur ganz wenigen, vereinzelten Ausnahmemenschen möglich sein werde, auf diese äußersten Höhen der Erkenntnis, auf denen es einen jeden schwindeln muß, zu gelangen.

Die meisten werden, wenn sie überhaupt das Fundamentalprinzip Schopenhauers von der Welt als Wille und Vorstellung zu dem ihrigen erheben, vorher haltmachen, etwa bei der Anwendung der willensfreien Erkenntnis, wie sie namentlich auf dem Gebiete der Kunst — im dritten Buche der „W. a. W. u. V." — von dem Philosophen mit so anziehend beredten Worten geschildert wird. Dieser ästhetische Teil der Philosophie Schopenhauers, der sich dabei an die „Platonischen Ideen" anschließt, steht im übrigen, wie hier noch bemerkt sei, ziemlich unvermittelt in seinem System da, wenngleich er gerade sehr viel des Schönen und Überzeugenden enthält.

Die Form der Darstellung Schopenhauers: Friedrich Nietzsche über Schopenhauers Schreibweise.

Aus der Feder keines Geringeren als Friedrich Nietzsches, der selbst bekanntlich ein Meister des sprachlichen Ausdrucks war, besitzen wir eine hochinteressante, längere Würdigung der Darstellungskunst Schopenhauers nach der formalen und inhaltlichen Seite, eine ungemein fesselnde Charakteristik, die entschieden zum Besten gehört, was überhaupt je über den Frankfurter Philosophen geschrieben worden ist. Diese Auslassung des Eremiten von Sils-Maria ist vor allem deshalb so bemerkenswert, weil hier ein kongenialer kritischer Geist, ein ebenfalls bahnbrecherischer Denker sich über den vielverkannten Pessimisten in subjektiver und dabei doch in so wahrhaft idealer Weise ergeht, daß sich dazu kein Seitenstück in der gesamten Geschichte der neueren Philosophie findet. Den trotz mancher individueller Schwächen und Mängel im

Kern doch wahrhaft großen Menschen, den in sich abgeschlossenen Charakter, sozusagen das intellektuelle Genie, den Erzieher der modernen Menschheit, der diese über ihr innerstes Wesen und das Wesen der Welt, feind aller Autorität und aller Phrase, aufgeklärt hat, sah er in Schopenhauer. Wie schwächlich nehmen sich gegenüber dieser hochgesinnten Darlegung Nietzsches die mehr oder minder verklausulierten sogenannten „Würdigungen" aus, die Schopenhauer von den eigentlichen Berufsgelehrten seines Faches zuteil geworden sind, ganz zu schweigen von den Verunglimpfungen, die unter anderen Lombroso, von den versteckten Angriffen, wie sie Paulsen und Kuno Fischer gegen das Andenken des Philosophen unternommen haben. Leider auch — dies muß einmal öffentlich ausgesprochen werden — hat selbst Wilhelm Gwinner in seinem sonst sehr wertvollen Werke über „Schopenhauers Leben" dazu beigetragen, daß vielfach schiefe Vorstellungen über die Entstehungsart seiner Werke und auch über deren Inhalt ins große Publikum gedrungen sind. Angesichts der namentlich von Gwinner herrührenden Auffassung, als bestehe ein tiefgehender Widerspruch zwischen der Lehre und dem Leben Schopenhauers, verdient die viel freiere und gerechtere Beurteilung des Philosophen durch Nietzsche die nachhaltigste Beachtung. In der „III. Unzeitgemäßen Betrachtung", die er „Schopenhauer als Erzieher" betitelt, äußert sich Nietzsche in folgender Weise über seinen berühmten Vorgänger: „... wo sind die Ärzte der modernen Menschheit, die selber so fest und gesund auf ihren Füßen stehen, daß sie einen Andern noch halten und an der Hand führen könnten? Es liegt eine gewisse Verdüsterung und Dumpfheit auf den besten Persönlichkeiten unsrer Zeit,

ein ewiger Verdruß über den Kampf zwischen Verstellung und Ehrlichkeit, der in ihrem Busen gekämpft wird, eine Unruhe im Vertrauen auf sich selbst, — wodurch sie ganz unfähig werden, Wegweiser zugleich und Zuchtmeister für Andre zu sein.

„Es heißt also wirklich in seinen Wünschen ausschweifen, wenn ich mir vorstellte, ich möchte einen wahren Philosophen als Erzieher finden, welcher Einen über das Ungenügen, soweit es in der Zeit liegt, hinausheben könnte und wieder lehrte, einfach und ehrlich, im Denken und Leben, also unzeitgemäß zu sein, das Wort im tiefsten Verstande genommen; denn die Menschen sind jetzt so vielfach und kompliziert geworden, daß sie unehrlich werden müssen, wenn sie überhaupt reden, Behauptungen aufstellen und danach handeln wollen.

„In solchen Nöten, Bedürfnissen und Wünschen lernte ich Schopenhauer kennen.

„Ich gehöre zu den Lesern Schopenhauers, welche, nachdem sie die erste Seite von ihm gelesen haben, mit Bestimmtheit wissen, daß sie alle Seiten lesen und auf jedes Wort hören werden, das er überhaupt gesagt hat. Mein Vertrauen zu ihm war sofort da und ist noch dasselbe wie vor neun Jahren. Ich verstand ihn, als ob er für mich geschrieben hätte: um mich verständlich, aber unbescheiden und töricht auszudrücken. Daher kommt es, daß ich nie in ihm eine Paradoxie gefunden habe, obwohl hier und da einen kleinen Irrtum; denn was sind Paradoxien Anderes als Behauptungen, die kein Vertrauen einflößen, weil der Autor sie selbst ohne rechtes Vertrauen machte, weil er mit ihnen glänzen, verführen und überhaupt scheinen wollte? Schopenhauer will nie scheinen:

denn er schreibt für sich, und Niemand will gern betrogen werden, am wenigsten ein Philosoph, der sich sogar zum Gesetze macht: betrüge Niemanden, nicht einmal dich selbst! Selbst nicht mit dem gefälligen gesellschaftlichen Betrug, den fast jede Unterhaltung mit sich bringt und welchen die Schriftsteller beinahe unbewußt nachahmen; noch weniger mit dem bewußteren Betrug von der Rednerbühne herab und mit den künstlichen Mitteln der Rhetorik. Sondern Schopenhauer redet mit sich: oder, wenn man sich durchaus einen Zuhörer denken will, so denke man sich den Sohn, welchen der Vater unterweist. Es ist ein redliches, derbes, gutmütiges Aussprechen, vor einem Hörer, der mit Liebe hört. Solche Schriftsteller fehlen uns. Das kräftige Wohlgefühl des Sprechenden umfängt uns beim ersten Tone seiner Stimme; es geht uns ähnlich wie beim Eintritt in den Hochwald; wir atmen tief und fühlen uns auf einmal wiederum wohl. Hier ist eine immer gleichartige stärkende Luft, so fühlen wir; hier ist eine gewisse unnachahmliche Unbefangenheit und Natürlichkeit, wie sie Menschen haben, die in sich zu Hause und zwar in einem sehr reichen Hause Herren sind: im Gegensatz zu den Schriftstellern, welche sich selbst am meisten wundern, wenn sie einmal geistreich waren, und deren Vortrag dadurch etwas Unruhiges und Naturwidriges bekommt. Ebensowenig werden wir, wenn Schopenhauer spricht, an den Gelehrten erinnert, der von Natur steife und ungeübte Gliedmaßen hat und engbrüstig ist und deshalb eckig, verlegen oder gespreizt daherkommt; während auf der anderen Seite Schopenhauers rauhe und ein wenig bärenmäßige Seele die Geschmeidigkeit und höfische Anmut der guten französischen Schriftsteller nicht sowohl vermissen als verschmähen lehrt und Niemand an ihm das nachgemachte, gleichsam übersilberte Schein-Franzosentum, auf das sich deutsche Schriftsteller so viel zu Gute tun, entdecken wird. Schopenhauers Ausdruck erinnert mich hier und da ein wenig an Goethe, sonst aber überhaupt nicht an deutsche Muster. Denn er versteht es, das Tiefsinnige einfach, das Ergreifende ohne Rhetorik, das Streng-Wissenschaftliche ohne Pedanterie zu sagen: und von welchem Deutschen hätte er dies lernen können? Auch hält er sich von der spitzfindigen, übermäßig beweglichen und — mit Erlaubnis gesagt — ziemlich undeutschen Manier Lessings frei: was ein großes Verdienst ist, da Lessing inbezug auf prosaische Darstellung unter Deutschen der verführerischste Autor ist."

Daß Nietzsche sich später von Schopenhauer abgewendet, ja, die Grundprinzipien seines Systems bekämpft hat, sei hier nur der Vollständigkeit wegen angeführt. Bis zuletzt aber gehörte Nietzsche, dessen Betonung des Willens zur Macht ja nur eine Variation der Schopenhauerschen Willenslehre schlechthin ist, zu den begeisterten Verehrern des Genies und der Persönlichkeit dieses Philosophen.

Zur Orientierung
in der neuesten Schopenhauer-Literatur.

Die nachstehende Anführung von Schriften jüngeren Datums, die sich auf Schopenhauer, sein Leben und sein System beziehen, macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Es wird hierbei vielmehr nur der Zweck verfolgt, demjenigen, der ein tieferes Interesse an der Persönlichkeit und dem System des Philosophen aus der vorliegenden Biographie gewonnen hat, einige Fingerzeige zu geben, vermittels deren er sich in der immer üppiger aufschießenden einschlägigen Literatur zurechtzufinden vermag. In erster Linie war für den Überblick über diese Neuerscheinungen der Gesichtspunkt selbständiger Forschung maßgebend; bloße Kompilationen oder Spezialuntersuchungen, die sich nur an einen engeren Kreis wenden, mußten von vornherein ausgeschlossen bleiben.

Die Mystik bei Schopenhauer. Von Dr. Jakob Mühlethaler. Berlin NO. Alexander Duncker Verlag. Preis brosch. 7 M.

Ein höchst verdienstvolles, ungemein fleißig gearbeitetes Werk. Zum erstenmale ist hier eine erschöpfende Darstellung der Bedeutung der Mystik für die Lehre Schopenhauers gegeben. Auch die Daten aus dem Leben des Philosophen, soweit mystische Gesichtspunkte in Frage kommen, sind gut zusammengestellt. Besonderen Wert hat die Mühlethalersche Schrift auch dadurch, daß der Verfasser zahlreiche Stellen aus den noch unveröffentlichten Vorlesungsmanuskripten und den unedierten Nachlaßaufzeichnungen des Philosophen im Wortlaut anführt. Das Charakterbild Schopenhauers erfährt durch das vorliegende Werk in vieler Hinsicht eine bedeutsame, liebevolle und doch kritische Bereicherung.

Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, seine Bedeutung. Sechs Vorträge von Hans Rickert. Mit dem Bildnis Schopenhauers. (81. Bändchen d. Sammlg. „Aus Natur u. Geisteswelt".) 2. Aufl. Leipzig, Verlag B. G. Teubner. 1909. Preis brosch. 1 M., geb. 1.25 M.

Die biographischen Mitteilungen über Schopenhauer sind in dem Buche nur summarisch; dagegen ist die Darstellung seines Systems übersichtlich und gut, freilich nur für Vorgeschrittenere berechnet. Das Kapitel über „Schopenhauer und die Frauen" und der Abschnitt, der von der „genialen Geistesart und der Philosophie als Kunst" handelt, verdienen besondere Beachtung. Mit der „Kritik", die Rickert an dem System Schopenhauers übt, wird man sich dagegen nur zum Teil einverstanden erklären können.

Arthur Schopenhauer und seine Weltanschauung. Von Dr. Arnold Kowalewski. Halle a. S., Carl Marholds Verlagsbuchhandlung, 1908. Preis brosch. 4.50 M.

Der erste Abschnitt des Buches behandelt „Schopenhauers Lebens- und Bildungsgang" in fesselnder, klarer Weise und bringt auch manches neue Material herbei. Im zweiten Abschnitt gibt der Verfasser als Anhang einen Versuch, „mittels empirischer Sondierungen die Lust- und Unlusterinnerung zu erforschen", — ein beachtenswertes Unternehmen, das nur freilich in sehr losem Zusammenhang mit der Schopenhauerschen Philosophie steht. An dieser selbst übt Kowalewski in fünf ausführlichen Kapiteln eine lichtvolle Kritik. „Schopenhauers Ethik und Erlösungslehre" (VI. Kapitel) und die „Schlußbetrachtung" sind das Wertvollste in dem ganzen Werke.

Enzyklopädisches Register zu Schopenhauers Werken nebst einem Anhang, der den Abdruck der Dissertation von 1813, Druckfehlerverzeichnisse u. a. m. enthält. Von Gustav Friedrich Wagner. Karlsruhe i. B., G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag, 1909. Preis brosch. 19 M.

Über die unbestreitbar großen Vorzüge und die ebenso nicht wegzuleugnenden Mängel des kompendiösen Wagnerschen Werkes ist bereits mehrfach im Verlauf der vorliegenden Schopenhauer-Biographie gehandelt worden. Rückhaltlos sei aber auch an dieser Stelle der staunenswerte Fleiß des Verfassers anerkannt, mit dem er das ungeheure Material durchforscht hat. Ein solches „Enzyklopädisches Register" kann natürlich niemals populär werden — schon der hohe Anschaffungspreis macht das unmöglich — das nimmt aber der Wagnerschen Arbeit nichts von ihrem bleibenden Werte. Für die Spezialforschung, als grandioses Repetitorium ist das Buch, an dessen Zusammenstellung der Verfasser beinahe ein Vierteljahrhundert verwendet hat, von größter Bedeutung. Dadurch, daß Wagner im Anhang E seinem Werke auch einen „Schlüssel" zur Benutzung des Registers für die Grisebachsche Ausgabe beigefügt hat, ist die Zweckmäßigkeit der Publikation erhöht.

Schopenhauers Leben. Von Wilhelm v. Gwinner. Mit 4 Porträts u. 1 Steindrucktafel. 3. Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1910. Preis brosch. 6 M.

Diese neueste Ausgabe der ersten Biographie Schopenhauers zählt 200 Seiten weniger als die vorhergehende zweite Auflage, die im Jahre 1878 erschienen ist. Als umfassende Darstellung des Lebensganges des Philosophen aus der Feder eines Mannes, der ihn noch persönlich gekannt hat, verdient die Gwinnersche Arbeit auch in der neuen, etwas modernisierten Form unzweifelhaft Beachtung. Die Einfügung eines Porträts von Schopenhauers Vater ist eine erfreuliche Bereicherung des an sich recht trocken geschriebenen

Buches. Man merkt es dem Gwinnerschen Werke auch jetzt noch an, daß sich der Verfasser der Persönlichkeit und der Lehre Schopenhauers gegenüber von jeher auf einem direkt ablehnenden Standpunkt bewegt hat. Die Ausmerzung bezw. Kürzung der Partien, in denen sich Gwinner zu einer Kritik der Philosophie des Meisters verstieg, kann nur als zweckmäßig bezeichnet werden. Auch die Hinzufügung eines Registers ist für die Brauchbarkeit des Werkes von Nutzen.

Johanna Schopenhauer. Ein Frauenleben aus der klassischen Zeit. Von Laura Frost. Mit 4 Porträts. Berlin. C. A. Schwetschke u. Sohn, 1905. Preis brosch. 2.80 M.

Das Beste an dem Frostschen Buche sind die Porträts. Das Werkchen selbst ist nur die Buchausgabe einiger, von der Verfasserin vor Jahren in einer illustrierten Zeitschrift veröffentlichten Aufsätze. Die Darstellung ist flott und anziehend; auf erschöpfende Gründlichkeit kann die Autorin im Ernst keinen Anspruch machen. Immerhin ist diese Studie beachtenswert, wenngleich Laura Frost allzusehr Partei für die Mutter Schopenhauers nimmt. Interessant in dem Buche ist besonders die Darstellung der Beziehungen zwischen Goethe und dem schöngeistigen Salon der Hofrätin; bedauerlich ist das Fehlen einer Schilderung des Verhältnisses zwischen Mutter und Tochter, Johanna und Adele Schopenhauer.

Schopenhauers Rechts- und Staatsphilosophie. Darstellung und Kritik. Von Dr. Oskar Damm. Halle a. S., Verlag C. A. Kaemmerer & Co. Preis brosch. 2.50 M.

Die mannigfachen Beziehungen, die sich namentlich in sozialpolitischer Beziehung von der Person und aus dem System des Philosophen in die Gegenwart herüberspinnen, sind hier unter anderm dargelegt. Juristische und nationalökonomische Fragen, Anregungen auf dem Gebiete des Strafvollzugs insbesondere finden sich nach den Schriften des Pessimisten kritisch erörtert.

Möbius, Ausgewählte Werke IV. Schopenhauer. 1904. Leipzig, J. A. Barth. Preis brosch. M. 3.—

Der vor kurzem verstorbene hervorragende Leipziger Nervenarzt und Philosoph gibt eine beachtenswerte psychologische Studie mit höchst wertvollem, kritisch bearbeitetem Tatsachenmaterial. Die Abbildungen sind insbesondere interessant; die Schreibweise des Buches, auf die weitesten Kreise berechnet und dabei doch im Kerne durchaus wissenschaftlich, macht die Lektüre dieses an Angriffen auf so manche Tagesgrößen reichen Werkes sehr fesselnd.

Namen- und Sachregister.

(Die beigefügten Ziffern bedeuten die Seitenzahlen.)

Ackermann, Frl. 21.
Alfieri 126.
Amalie, Herzogin 116.
Amsterdam 36.
Anquetil du Perron 230.
Apel, A. 120.
Aquinas, Thom. 210.
Aristophane 93.
Aristoteles 78.
Aschaffenburg 223.
Asher, Dr. 208 f., 239 Anm.
Asket, Asketismus 276 ff.
Astor, W. B. 88.

Bähr, Dr. 93.
Bardua, Caroline 55.
Beck, C. G. 114. 199 f. 227—235.
Becker, Kreisgerichtsrat 211. 223.
Beneke, Friedr. Eduard 162 f. 164 bis 167. 190.
Berlin 14. 21. 25. 34. 42. 46. 80. 86. 92 ff. 127. 152 ff. 167 f. 173. 179. 184. 189. 207 Anm.
Bernoulli 9 f.
Bethmann 17.
Biedenfeld, Frhr. Ferdinand Leopold Karl von 122. 130. 132.
Biester, Joh. Erich 26.
Bismarck 207 Anm.
Blech, Diakonus 46.
Blésimaire, Anthime de 33. 39 53. 56. 215.
Blésimaire, Grégoire de 33.
Bloch, Iwan 178.
Blumenbach 76 f. 86. 152.
„Blusenmänner" 219 f.
Boeckh 93. 153. 154. 156.
Böhlau, Helene 224.
Böhme, Jakob 229.
Bölte, Amely 197.
Bonasegla-Schüler 128.
Bonn 186.
Börne, Ludwig 89. 100.
Böttiger, C. A. 102.
Bourignon 229.
Brockhaus, Friedr. Arnold 130 f. 181.
Brockhaus, Dr. 208.
Brunet de Balan 182.
Buddha, Buddhismus 185. 222. 230. 276. 278.
Bunsen, Josias 88.
Byron, Lord 138. 139. 209 f.

Calderon 181.
Campbell 38.
Careil, Foucher de 193.
Carteſius 230.
Cervantes (ſ. a. Don Quixote) 197.

Chamfort 194 f.
Chamisso, Adalbert v. 182.
Charakter 195.
Chateaubriand 139.
Chodowiecki, Maler 20. 21.
Cholera 184.
Claudius 230.
Clauren 121. 230.
Conta, Karl Friedrich Anton 106.
Cotta, Verleger 133.
Courbet, Maler 233 f.
Creutzer, Friedr. 179.

Daems, Privatier 220 f.
Danzig 7. 9 ff. 29 ff. 46. 71. 143. 186.
Darwin, Charles 268.
Demokritos 257.
Diderot 128. 194.
„Doktor Bibi" 52. 106.
„Don Quixote" (s. auch Cervantes) 181. 197.
Döring, Fr. Wilhelm 57. 59.
Doß, Adam v. 203. 206.
Dresden 34. 46. 96. 101. 107. 117. 120 ff. 143. 155. 178 f. 210 f. 234.
Dumas, Alexandre 198.
Duns Skotus 210.
Dürer, Albrecht 10.

Eberhard, Bildhauer 141.
Eberstein, Baron von 210.
Ehe, Abneigung gegen die, 203 f.
Eichstädt, Prof. 102. 162 ff.
Emden, Dr. 236.
„Emile" v. Rosseau 198.
England, Engländer 17. 26. 33. 37 f. 177. 194. 231.
Erdmann, Prof. 154. 212 f.
Erfurt 65. 66.
Eros 195.
„Ewige Jude, der" v. Sue 198.

Falk, Johannes Daniel 66.
Fernow, Karl Ludwig 55. 56. 57. 64. 65. 107. 119. 126. 132.
Feuerbach 98.
Fichte 93. 94. 95. 97. 98. 99. 156.
Fielding 198.
Fischer, Kuno 280.
Florenz 174. 176 f.
Flötenspiel 78.
Fortlage, Prof. 165 f.
Frankfurt a./M. 184 f. 187. 190. 206.
Frankreich 17. 18. 33. 39. 40. 42. 100.
Frauenstädt, Dr. 79. 86. 87. 104. 109. 129. 144. 165 f. 181. 205. 208 ff. 212 f. 221 f. 237. 239 Anm. 241.
Friedrich der Große 10 ff.
Friedrich Wilhelm II. 30.
Frommann, Verlagsbuchhändler 102.

Gall, Kraniologe 47.
Gans, Josef 100. 108. 112.
Ganslandt, Wilhelm 52. 71. 73.
Garibaldi 207 Anm.
Gastein 178.
„Geheimnisse v. Paris" 198.
Geistererscheinungen 183. 185.
Gent 36.
Genua 176.
Gerstenbergk v. 106. 108. 111 ff.
„Gil Blas" 197.
Goebel, Maler 215. 233.

Goethe 49. 50. 52. 61. 67. 75. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 102. 104. 108. 109. 110. 113 ff. 119. 123 ff. 136. 138. 143. 144. 184 f. 197. 214. 230. 246. 249. 283.
Goettingen 12. 74. 75. 77 ff. 82 ff. 92. 93. 121. 177.
Gorkum 10. 11.
Gotha 56. 57. 59. 74. 88.
Gotzkowski, Bankier 10.
Gracian, Balthasar (Criticon) 181. 185.
Grimm, Jakob 207 Anm.
Grisebach, Eduard 3. 36. 75. 95. 101. 102. 130. 140. 166. 168. 181. 214. 239 ff.
Grosst, Dr. 177.
Guion 229.
Guitarrespiel 78.
Gwinner, Wilhelm v. 5. 14. 16. 36. 56. 91. 108. 164. 168. 179. 190 f. 216. 236 f. 280. 286 f.

Häseler, Graf 113.
Haller 155.
Hamburg 29 ff. 46. 47. 52. 57. 71. 74.
Hamel 232.
Harlem 36.
Harms, Prof. 213.
Hartknoch 124.
Hauff, 121.
Havre 33. 39.
Heeren 77. 94.
Hegel 154. 155. 156. 157. 159. 167 Anm. 179. 190. 211. 228. 244.
Heidelberg 143. 178. 179. 199 f.
Heine 100.
Hell 120.
Helmholtz 100.
Hempel 78. 80.
Herder 242. 246. 248.
Heun, Karl Gottlieb Samuel (Pseudonym H. Clauren) 121.
„Hinkender Teufel" v. Lesage 197.
Holland 7. 10. 11. 36.
Holtei 108. 178.
Horaz 93. 96.
Hornstein, Robert von 51.
Hugo, Viktor 198.
Humboldt, Alexander v. 182.
Hunter, Dr. med. 27.
Hypnose 182.

Iken, Karl 100.
Italien 132. 134 ff. 142. 172. 176.

Jacobs, Friedrich 57.
Jaenisch, Gottfried 29. 32. 183.
Jaenisch, Senator 47. 56.
Jagemann, Karoline 91.
„Jahn, Turnvater" 100.
Jakobi 178.
Jameson, Dr. 21. 22. 24.
Jean Paul (Fr. Richter) 179.
Jena 54. 101.
„Jenaische Allgem. Literaturzeitung" 162. 165.
Joachim 207 Anm.
John, Karl 58.

Kabrun, Großkaufmann 46. 102.
Kant 77. 85. 94. 128. 156. 223. 228 ff. 250. 257 ff. 266.
Karl August, Herzog 91.
Karlsbad 34.

Katharina II. 30.
Keil, Hofrat 181.
Keller, Gottfried 207 Anm.
Kerner, Justinus 232.
Kilzer 212.
Kind 120.
Kirsten, Prof. 78.
Knebel, Karl Ludwig von 144.
Koblenz 223.
Krüger, Geheimrat 230. 232.
Kügelgen, Gerhard von 107.
Kuhn 120.
Kunowski, Justizkommissar 174.
Kuschel, Kandidat d. Theologie 21.

Lachmann, Karl 88.
Lafayette 28.
Lancaster, Mr. 38.
Langenbeck 80.
Laroche 116.
Laun 120. 121.
Lebensalter 194 f.
Lebenskraft 259.
Leidenschaften 195.
Leipzig 34.
Leipziger Illustrierte Zeitung 208 f.
Lentz, Gymnasialdirektor 64. 68.
Lenz, Carl Gotthold, Prof. 57. 58.
Leopardi, Giacomo 126. 139.
Lesage 197 (s. auch: „Hinkender Teufel").
Lessing 25. 115. 245. 283.
Lewald, E. A. 58. 88. 143. 152.
Lichtenberg 248.
Lichtenstein, M. H., Prof. 102. 152. 153. 155.
Lindner, Dr. Ernst Otto 167. 206. 239 Anm.
Locke 241. 257.
Lombroso 13. 97. 280.
London 37.
Lorm, Hieronymus 246, 253 f.
Lowtzow, Baron v. 182. 189.
Lücke, Gottfried 88.
Lüder 77.
Ludwig I. von Bayern 223.
Ludwig II. von Bayern 207 Anm.
Lunteschütz, Maler 215. 233.
Luxburg, Graf v. 180 f.

Macchiavelli 126.
Magnetismus, Animalischer 183. 262.
Mahrheineke 86.
Maier, Tobias 78.
Majer, Friedrich 110.
Mailand 176.
Mannheim 178. 186 ff.
Manzoni 197.
Marquet, Karoline 152. 162. 168 bis 177. 180.
Matthison, Friedr. v. 203.
Medon, Frl. 184. 237.
Meissonier, Maler 233.
Mendelssohn 25.
Mercier, Louis Sebastian 39.
Mertens-Schaafhausen 186. 214 f.
Mesmerismus 262.
Miltitz 120.
Mirabeau 28.
Mitscherlich Chemiker 207 Anm.
Möbius, P. J. 29. 49. 51. 288.
Monte-Christo, Graf v. (Roman v. Dumas) 198.
Montgomery, Edmund 207 Anm.
Möser, Justus 26.

Muhl, L. A. & Co. 71. 137. 142 ff.
Mähltethaler, Jacob 126. 284.
Müller, Georg Friedrich Konrad Ludwig 105.
Müller, Johann v. 94.
Müller, Karl Alexander v. 179 f.
Müller, Max 111.
München 177 f.
Mystik bei Schopenhauer 126. 284.
Mystik und Magie 183. 261 ff.

Napoleon I. 39. 65. 66.
Naturkraft 259.
Neapel 250.
Ney, Elisabeth (Bildhauerin) 205 ff. 216.
Nicolai, Christoph Friedrich 25.
Nietzsche, Fr. 246. 279—283.
„Notre-Dame de Paris" 198.
Notwendige Rüge erlogener Zitate 162. 165.

Ohra b. Danzig 9. 11. 17. 31. 70. 186.
Oken 228.
Oliva 11. 16. 24. 28. 29.
Open Court Publishing Co. in Chicago 207.
Orang-Utan 198 f.
Oratio dominica 68.
Ossann, Friedrich 58. 88. 176. 178. 198 f.
Österreich 44.

„Parerga und Paralipomena" 222. 240. 260. 262. 270.
Paris 26.
Passow, Gymnasialprofessor 64. 68.
Paulsen, Friedrich 149. 164. 175. 280.
Perner, Hofrat 84.
Pessimismus 271 f.
Peter der Große 8.
Plato 77. 78. 85. 94. 128. 228. 250. 279.
Prag 34.
Pückler, Graf 152.
Pyrmont 25.

Quandt, J. G. von 121. 137. 138. 210 f.

Raabe, Wilhelm 224—227.
Radius, Justus 125.
Rancé Abbé 278.
„Rattenkönig" 231.
Rau, Heribert 224.
Raumer, General v. 17.
Raumer, v. Professor 154.
Reck, Karl 88.
Regazzoni, Magnetiseur 182. 183.
Reinhold, C. L. 102.
Rembrandt 233.
Revolution 219 ff.
Riemer, Friedrich Wilhelm 75. 102.
Rom 141. 177. 210. 250.
Romanlesen, übertriebenes 198.
Rosenthal 80.
Rousseau 28. 198.
Rudolstadt 101. 104.
Ruhl, Ludwig Sigismund 121.
Rühs 93.
Runge, Dr. 34. 57.
Rußland 18.

Schelling 78. 157. 228.
Schemann, Ludwig 116. 239 Anm.

Schiller 98. 246.
Schilling, Guſtav 120.
Schleiermacher 99. 102. 156.
Schnepp, Margarethe 199 f. 237.
Schopenhauer, Luiſe Adelaide Lavinia, gerufen Adele 13. 32. 33. 36. 49. 52. 53. 56. 67. 68. 70. 74. 90. 107. 112. 113. 138. 140. 142. 145. 150. 151. 178. 185 f. 197. 214.
—, Andreas 9 ff. 17. 20. 31.
—, Arthur Geburt 7.
—, — Vorfahren 7.
—, — Aus dem Leben des Philoſophen: 10. 13 f. 20. 27 ff. 32 ff. 180 ff.
—, — Seine Schriften: 238 ff.
—, Heinrich Floris 11 ff. 20 ff. 30. 31. 32. 35. 36. 37. 39. 46. 48. 49. 50. 51. 70. 72. 185 (Angebl. Erſcheinung als Geiſt.)
—, Johann 7. 9. 20.
—, Johann Friedrich 12. 13. 16. 27. 31.
—, Johanna Henriette, geb. Troſiener 18 ff. 28. 32. 36. 38. 46. 51. 52. 56. 59. 60. 66. 67. 69. 71 ff. 88. 90. 91. 92. 93. 104 ff. 145. 150. 178. 186. 197. 204. 214.
—, Karl Gottfried 12. 13.
—, Michael Andreas 12. 142.
Schopenhauers Friedrichsd'or-Anekdote 202 f.
Schrader, Prof. 78. 79.
Schultz, Gymnaſialprofeſſor 58.
—, Staatsrat 124.
Schulze Ernſt 88. 98 f.
Schulze, Friedrich Auguſt (Pſeudonym Friedrich Laun) 120. 121.
—, G. E. 77. 85. 86. 98. 102.
Schweiz 176.
Schwerdtner, Baron 88.
Seebeck, Phyſiker 124.
Shakeſpeare 230.
Sileſius, Angelus 229.
Soermans, Anna Renata 10 ff.
—, Vorfahren 11.
—, Wilhelm Ernſt Friedrich 27. 72. 145.
Somnambulismus 262.
Spinoza 228.
Spiritismus 182. 186.
Steffens 228.
Sterne, Lawrence 195. 197.
Strohmeier 78.
Stutthoff 8. 20. 28.
Suchslandt, Verlagsbuchhändler 104. 232.
Sue, Eugen 198.
Swift, Jonathan 198.

Talleyrand, Fürſt 89.
Talma 66.
Tat twam asi 276.
Tauler 229.
„Theologia Deutſch" 229.
Thibaut 77.
Thierſch, Friedrich Wilhelm 88. 177. 179. 181.
Thukydides 100.
Tieck, Ludwig 178.
Tiermalerei 231.
„Times" die 17. 198.
Tiſchrücken 182. 185.

Trappiſtenorden 278 (ſ. auch: Rancé).
Träume 183 f.
„Triſtram Shandy" v. L. Sterne 195. 197.
Troſiener, Charlotte 24. 27.
—, Chriſtian Heinrich 18. 20.
—, Eliſabeth, geb. Lehmann 19. 20.
Turandot, Rätſel der (Gedicht) 277.
„Turnvater Jahn" 100.

„Über das Sehn und die Farben" 117. 123. 124. 239.
„Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" 101. 105. 234. 239. 270.
Univerſitätsvorleſungen, Veröffentlichung von 161.
Unkel b. Bonn 186.
Upaniſchaden 128. 230.

Venedig 177.
„Verlobten" 197.
Viviſektion 82 ff.
Voltaire 17. 194. 198.
Vulpius, Chriſtiane 113.

Wagner, Guſtav Friedrich 101.
—, Richard 215.
Wahnſinn, Problem des 97.
Weidemann, Pfarrer 22.
Weimar 34. 52. 54. 56. 59. 61. 64. 71. 74. 88. 91. 93. 96. 101 ff. 143. 186. 227.
Weiß, Profeſſor 154.
„Welt als Wille und Vorſtellung" 95. 117. 127. 136. 160. 179. 235. 239. 243 ff. 252 ff.
Werner, Zacharias 66. 67.
Wieland 91. 92. 93. 246.
Wieſand, Dr. 135.
Wiesbaden 178.
Wieſeke, Gutsbeſitzer 233.
Willink, Gisbert 53.
Witte, Karl 141.
Wolf, Friedrich Auguſt 93. 94. 102. 103. 119.
Wolfart, Chriſtian 182.
Würzburg 179 f.

Zimmermann, Dr. von 25.
„Zweites Geſicht" 182. 262.

Biographie Schopenhauers.

Inhalt.

Seite

Vorwort 3

Die Vorfahren Schopenhauers.
Charakteristik der Eltern. — Jugendjahre. — Übersiedelung nach Hamburg. — Aufenthalt in Frankreich. — Rückkehr nach Deutschland. — Kaufmännische Lehre. — Tod des Vaters 7

Schopenhauer als Student 1809—1813 68

Bruch Schopenhauers mit seiner Mutter.
Verkehr Schopenhauers mit Goethe. 104

Schopenhauers Aufenthalt in Dresden: Mai 1814 bis September 1818.
Abfassung der Schrift: „Über das Sehen und die Farben" und des Hauptwerkes: „Die Welt als Wille und Vorstellung". 117

Schopenhauers erste italienische Reise.
Die Affäre Muhl 137

Schopenhauers akademische Lehrtätigkeit in Berlin 1820 bis 1822.
Geringer Erfolg derselben. — Der Fall Marquet . . . 152

Schopenhauers zweite italienische Reise 1822—23.
Rückkehr nach Deutschland. — Erkrankung in München. — Aufenthalt in Dresden. — Wiederaufnahme der akademischen Tätigkeit in Berlin 176

Übersiedlung Schopenhauers von Berlin nach Frankfurt a. M.
Vorübergehender Aufenthalt in Mannheim. — Rückkehr nach Frankfurt. — Vorschläge für ein Goethe-Denkmal in Frankfurt a. M. — Tod der Mutter und der Schwester des Philosophen. — Schopenhauer und Richard Wagner 184

Ableben Schopenhauers.
Schopenhauers Beisetzung. — Schopenhauers Testament. . 236

Schopenhauers Schriften nach ihrer Entstehungszeit und ihrem Zusammenhang 238

Der Aufbau des philosophischen Systems Schopenhauers . 245

Die Form der Darstellung Schopenhauers: Friedrich Nietzsche über Schopenhauers Schreibweise 279

Zur Orientierung in der neuesten Schopenhauer-Literatur . 284

Register 289

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

COLUMBIA UNIVERSITY

193Sch6 BD

Damm

Arthur Schopenhauer

193Sch6 BD

BRITTLE DO NOT PHOTOCOPY

OCT 2 1935